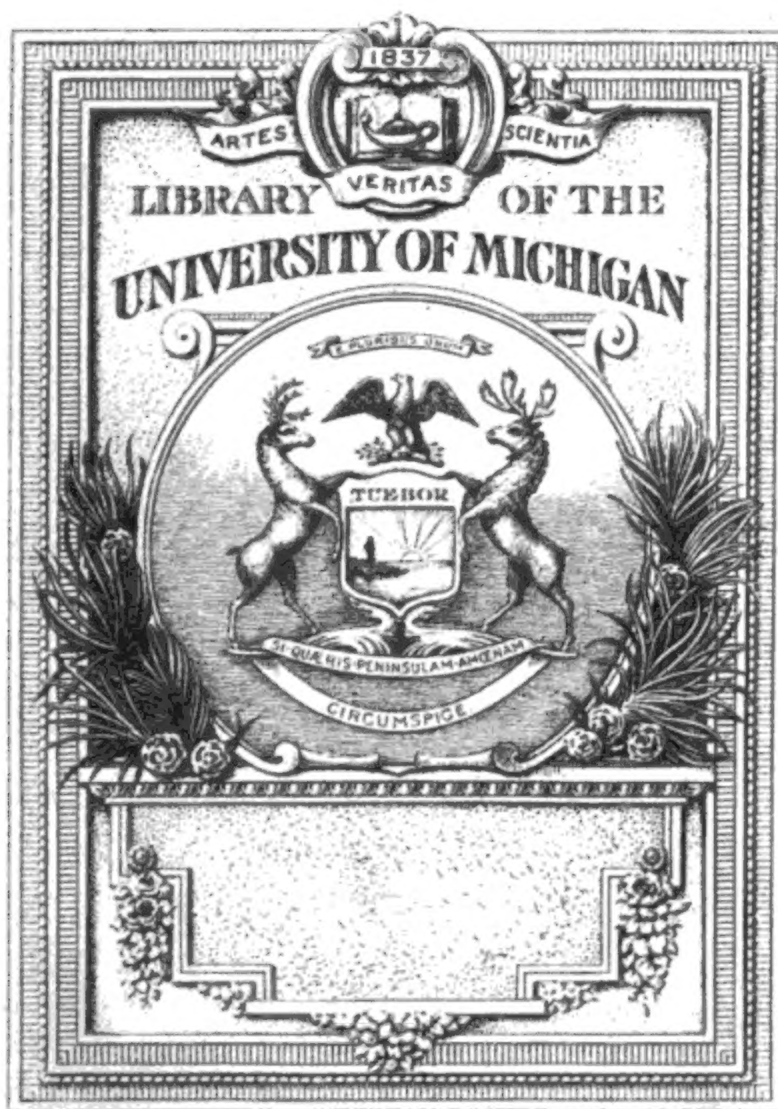

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

Berlinisches

Archiv der Zeit

und

ihres Geschmacks.

Quae vereri deberent, etiam si percipere non possent.

Cicero.

Jahrgang 1797.

C. Münnig

Erster Band.

Januar bis Junius.

Berlin,

bei Friedrich Maurer 1797.

Inhalt

des

ersten Bandes.

Januar.

Februar.

März.

April.

Mai.

Junius.

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

Januar 1797.

I.

Nemesis.

Wenn man nicht blos mit dem kalten forschenden Blicke der Belehrung suchenden Prüfung — welchen der Denker sich so gern zum einzigen Ruhm anrechnet, — sondern mit theilnehmendem Herzen die ehrwürdigen Dichtungen der griechischen Mythologie betrachtet, so bemächtigt sich unserer ein dunkles angenehmes Gefühl, das sich nicht beschreiben oder bestimmen läßt, und mit dem ich nichts so gern vergleichen möchte, als die Sehnsucht nach einer theuren Heimath, oder die erquikkende Erinnerung an eine harmlose Kindheit.

Und warum sollte ich es nicht? Was sind diese Bruchstücke von Gesängen aus einer glücklichen Vorzeit anders, als Töne aus einem Liede, welches um die Wiege der Menschheit erklang? — Oder soll sich das erwachsene Geschlecht der Menschen seiner Kindheit undankbar schämen? — Soll unserm Herzen der kalte stumme Dienst genügen, den wir dem Despoten, Verstand, darbringen? O! daß es nicht zu oft

ein Götzendienst wäre, womit wir uns selbst huldigen, indem ein täuschender Spiegel uns ein Bild zurückwirft, in welchem wir, von Eigenliebe betrogen, uns selbst nicht mehr erkennen.

Doch dem sei wie ihm wolle; es wäre Anmaßung, diktatorisch über die Bahn zu entscheiden, die das ganze Menschengeschlecht, geleitet von der Hand des Schicksals und ewigen Gesetzen gehorsam, nimmt. — Aber, ist es nicht eben so undankbar, die Pflegerin der Kindheit des Menschengeschlechts zu verstoßen? Wenn sie uns auch nicht mehr leiten darf, müssen wir sie darum aus unserer Gesellschaft verbannen? — Die schöne Dichtung wird in einer Welt, wo alles begeistert, wo eine beseelte Natur uns umgiebt, den Menschen, in dessen Brust Mitgefühl und Theilnahme schlägt, immer eine liebe Begleiterin bleiben; sie wird ihn in die freien Regionen ihrer Schöpfung erheben, wenn ihn die Fessel des Zwanges hier schmerzhaft wund reibt; und wenn der Götze, vor dem er kniet, seine Verehrung mit Zweifelsucht belohnt, so wird sie sein Herz zu einem schönen Glauben erheben, der ihn mit frohen Hofnungen erfüllt.

Es ist eine Frage, deren Untersuchung uns fast nicht mehr ziemen mögte, die Frage, ob das Menschengeschlecht damals auf einem sicherern Wege zur Glückseligkeit war, als es nur noch vom Gefühl geleitet ward, oder jetzt, da es seine Hand der ernsten Forschung dem Nachdenken und Streben nach Wahrheit gab. — Mir soll's genügen sie berührt zu haben; die Gottheit, von der ich reden will, warnt mich vor jeder andern Kühnheit.

Nemesis ist es, sie, die vor allen Gottheiten der griechischen Dichtung die Sterblichen zu dem Schönen und Guten und zur Glückseligkeit führte. Aus einer rächenden Vergel,

terin des Vergehens, wie sie das rohe Gefühl, welches nur vor der Strafe erzittert, sich dachte, schuf die schönere Empfindung sie zu einer unbestechlichen Richterin jeder Handlung um. In dem schönen Bilde dieser ernsten weiblichen Gestalt tritt das innere stille Bewußtsein in seiner Göttlichkeit aus der Brust des Menschen hervor. Was nur in ihm wohnte, erhält göttliches Dasein außer ihm; er wagt es nicht, die leise Stimme seines innern Richters zu überhören, weil er ihn, außer sich, in göttlicher Majestät, mit Allgewalt gerüstet, erblickt.

Das Verbrechen gehört dem richtenden Schwerdte der Gerechtigkeit, das Laster der Verachtung der Mitwelt, oder der späten Rache der Furien; aber die Schwächen, die der Mensch sich ungern selbst gesteht, die er ungern überwallen läßt, um welche nur seine Vertrautesten wissen, die er vor ihrem Richterstuhle mit beschönigenden Ehrennamen belegt, die, mit Rang, Vermögen und Ansehn gerüstet, unter falschen Titeln oft Huldigung fordern, diese gehörten vor das Tribunal der Nemesis. — Es bedurfte nur wenig Erfahrung, den Menschen zu belehren, daß viele unmoralische Neigungen, noch ehe sie zu Thaten gebohren werden, von nachtheiligen Folgen begleitet sind, und so ihre eigene Strafe mit sich führen. Uebermuth erzeugt Waghalsigkeit und gewissen Sturz, Neid Mißzufriedenheit mit sich selbst, Schwazhaftigkeit Mißtrauen, liebloses Urtheil über andre eine vergeltende Würdigung. So giebt es also nicht blos in der physischen, sondern auch in der moralischen Welt gewisse natürliche Vergeltungen, — und diese sind der Verwaltung der ernsten Nemesis anvertraut.

Mit dem Maaß, womit wir andere messen, bestimmt sie unser eigenes Verdienst; auf der Wage, womit wir die Schwächen anderer wogen, wägt sie die unsern ab: und so übt sie Gerechtigkeit, indem sie Gleiches mit Gleichem vergilt. Den ernsten Blick der unbestechlichen Selbstprüfung in den Busen senkend, würdigt sie jede That, jeden Entschluß, Wunsch und Gedanken; sie zügelt den kühnanstrebenden Stolz und unvorsichtigen Uebermuth, und indem sie alle Leidenschaften leitet, steuert sie, das Ruder führend, den Lauf des Lebens, vor allen Gefahren und Klippen vorüber, in den Hafen der Ruhe, der eignen Billigung und der stillen Selbstzufriedenheit.

Eine alte Hymne preißt sie als die Entscheiderin des Lebens, die mit ehernem Zügel das Leben der Sterblichen lenkt, Uebermuth und Neid verbannt, und durch eine rasche Wendung ihres Rades das stolze Glück und sein kühnes Frohlocken in Verderben und in Wehklagen verwandelt. Unsichtbar mißt sie die Schritte der Sterblichen nach, und beugt ihren stolzen Nacken.

Aber nicht blos über den einzelnen Menschen waltet sie, auch über ganze Völker. Es giebt, nach dieser Vorstellung, nicht allein ein individuelles, sondern auch ein Nationalgewissen, wenn ich mich anders dieses Ausdrucks bedienen darf, der unsrer Sprache wohl eben so fremd sein mögte, als die Sache selbst unserer Politik ist. — Die Geschichte eines neuen Staates, und persischer Despoten, verkündet die Macht der rhamnusischen Jungfrau, deren Bildsäule auf den Feldern von Marathon errichtet, und aus dem Marmorblocke verfertigt war, den die Perser zum Trophäum ihres ersten Sieges mitgebracht hatten.

Gleichwohl ist die Nemesis bei alledem nicht sowohl eine Gottheit, die in Tempeln und bei Altären verehrt sein will, sie fordert keine Hymnen als Opfer, und gehört, in dieser Rücksicht, zu der Klasse antiker Gottheiten, die als gute wohlwollende Geister, warnend und belohnend die Sterblichen durch das Leben geleiten. Jedes Haus hat eine Kapelle der Nemesis, denn das stille Zimmer, wo in ungestörter ruhiger Einsamkeit die Stimme des innern Richters ertönt, bedarf keiner Tempelpracht, um ihr geweiht zu sein, und der einsame Wald, in welchem das bekümmerte Bewußtsein sich dem Vertrauten eröfnet, um Trost und Ruhe zu gewinnen, ist für die Verehrung der ernsten Göttin erhaben feierlich genug. — Jedes Wort, welches der Beobachter seiner selbst denkt oder ausspricht, ist entweder ein entscheidender Richterspruch über die Vergangenheit, oder eine Weissagung für die Zukunft. In diesem stillen Verhör vor einem unbestechlichen Richter, wird der Günstling des Glücks Gefühl seiner Unwürdigkeit; der Stolze, zuversichtliche Nachgiebigkeit und bescheidnes Mißtrauen; der zu strenge Wardein Anderer Wahrheit und Gerechtigkeit, der Unglückliche aber Hofnung, und der Verkannte Zutrauen auf eine rechtfertigende Zukunft lernen. — Nur wer im Taumel der Zerstreuungen lebt, und sich wohlbefindet in diesem Getümmel, dem Freud' und Ruhe wie einst die jugendliche Asträa der verderbten Erde entflohn, — wer in phlegmatischen Todesschlaf und in thierische Bewußtlosigkeit versunken ist, oder wer den Blick in sich selbst und die Vergangenheit fürchtet, um der Furie der Reue nicht zu begegnen: nur diese werden eine solche belehrende und bessernde Untersuchung ihrer selbst fliehen, aber wahrlich nicht vermeiden. Denn endlich erwacht der Richter, Nemesis wendet

ihr Rad, der sorgenfreie Taumler stürzt plötzlich in den Abgrund, und die Strafe lehrt ihn, was er der Warnung nicht glauben wollte. Es giebt einen Augenblick des Lebens, dem nur wenige so schnell entgehen, daß er nicht die Richterstunde ihres Daseins werden sollte, den Augenblick des Todes. Unglücklich ist der, welchem er der erste Moment ist, wo er die Nemesis verehrt: denn, wem sie am Sterbebette zuerst erscheint, der mögte sie leicht für eine Furie halten, der sie doch aus der weitesten Ferne nicht gleicht.

Je ausgedehnter der Wirkungskreis des Menschen ist, je weiter seine Stimme gehört wird, oder sein Beispiel leuchtet, je mehr sein Wort als Rath und Befehl aufgenommen, seine That als Muster angesehen wird, um desto heiliger muß ihm die Verehrung der Nemesis sein. Je leichter Ansehn, Würde, Macht und äußerer Glanz das Auge des gewöhnlichen Menschen zur Nachsicht gegen die Fehler verleiten, welche Nemesis richtet, je mehr sie durch solche Beispiele es beschönigen, wenn sie dieselben sich selbst verzeihen, um so wichtiger wird dieser Satz. Die Geschichte lehrt, daß die Schwächen der Regenten auf die Völker übergingen, und die Mängel des Hausvaters oder der Hausmutter scheinen sehr oft in Familien erblich zu sein.

Niemandem darf eben darum das Wohlwollen der Nemesis so wichtig sein, als dem Schriftsteller. Sein Wort hören mehrere Nationen und Zeitalter, und er erscheint in einer Gestalt, die, so sehr auch die Würde des Schriftstellers gemißhandelt ist und täglich wird, doch ein gewisses Vorurtheil für sich hat, und bei manchen Ständen immer behalten wird. — Das Museum des Schriftstellers sollte ein Heiligthum der Nemesis sein; aber in wie vielen vermißt man nicht

diese Gottheit allein, sondern selbst die Musen entweder alle, oder doch die ernsteren, die das Schäkern und Necken ihrer muthwilligen Schwestern ungern sehn. Der Muthwille und Leichtsinn des Schriftstellers entehren den, welcher Achtung verdient, und reizen den Schüler zur Nachahmung. Und doch sind es gerade Fehler und Schwächen dieser Art, welche die Nemesis bestraft, die selbst den Gedanken und das nicht vollbrachte Wollen richtet: denn die unverzeihlicheren Fehler, das Pasquillantische und der plumpe Epicureismus, verdienen nicht, daß eine Gottheit sie richte, sondern gehören den Züchtigungen der Polizei.

Ueberhaupt aber ist es die Humanität, über welche die waltende Nemesis wacht. Was vor dieses Gericht gehört, es sei Gedanken, Wort oder That, das wägt sie auf unpartheiischer Wage. Je weiter der Kreis unserer Gefühle sich ausdehnt, je freier der innere Sinn des Edlen, Schönen und Humanen sich bildet, um desto größer wird ihr Einfluß. Aus uns selbst tönt dann die richtende Stimme, und wie belohnend dieses Wort des innern Richters sei, weiß der, welcher, wenn auch nur einmal, und nur auf kurze Zeit, schuldlos verkannt ward.

Eine Zeitschrift, die der Humanität, der Bemerkung ihrer Fortschritte und der Beförderung derselben gewidmet ist, kann keine passendere Schutzgöttin wählen, als die Nemesis.

Rambach.

II.

Uebersicht der politischen Begebenheiten.
Am Anfange des Decembers 1796.

Die neuesten Kriegsvorfälle sind in Deutschland glücklicher Weise von geringer Erheblichkeit.

Am Niederrhein sind die Brückenschanze von Neuwied und die Vestung Düsseldorf die beiden Hauptpunkte, welche die Franzosen noch am rechten Rheinufer besitzen, und wodurch sie noch immer, so bald es ihnen rathsam scheint, ihre Mannschaft an das diesseitige Ufer hinübersetzen können. Die Kaiserlichen versuchten deswegen, sie wenigstens aus einem dieser beiden Punkte zu vertreiben, und durch einen Angriff auf das linke Rheinufer zugleich ihre Aufmerksamkeit nach dieser Gegend zu ziehn, und ihnen die Absendung mehrerer Verstärkungen nach dem Hundsrück und dem Oberrhein unmöglich zu machen. Sie benutzten dabei einen Zeitpunkt, wo die Schiffe der bei Neuwied über den Rhein geschlagenen Brücke durch das Anschwellen des Wassers von ihren Ankertauen abgerissen waren, so daß keine Verbindung vermittelst dieser Brücke zwischen den beiden Rheinufern statt fand, und die in der Brückenschanze befindliche französische Besatzung ihrer eigenen Vertheidigung überlassen werden mußte. Sie unternahmen in der Nacht a) eine heftige Kanonade bei der Brückenschanze, die um Mitternacht

a) Vom 21sten zum 22sten October.

bis unterhalb Linz und den Rhein hinauf bis St. Goar allgemein ward, und schifften zugleich zwischen Andernach und Bacherach an fünf bis sechs Orten zu dem jenseitigen Rheinufer hinüber, vertrieben die französischen Pikets an den Rheindörfern, eroberten die Verschanzungen an der Moselbrücke und drängten die Feinde bis über die Hälfte derselben in die Stadt Coblenz zurück. Alsdann zogen sie sich auf den Petersberg, wo sie die französischen Verschanzungen mit dem Bajonett erstürmten und die dortigen Blockhäuser in Brand steckten. Die Franzosen hatten sogleich den Generalmarsch geschlagen, und sich theils in der Stadt Coblenz, theils auf dem offenen Felde gesammelt: die Besatzung rückte dem vordringenden Feinde entgegen, und die Abtheilung Championet's griff ihn von der Seite an, so daß die Oestreicher mit einem Verluste von mehr als tausend Gefangenen, nach ihren Schiffen zurückzukehren gezwungen wurden. Unterdessen hatten die Waffenbrüder derselben auf dem rechten Ufer, in dem Augenblicke, wo sie die Landungen an dem jenseitigen vollbracht glaubten, in Kolonnen einen stürmischen Angriff auf die Brückenschanze unternommen, deren Besatzung, um sich nicht zu schwächen, ihren verschiedenen Landungen gar kein Hinderniß in den Weg zu legen versucht hatte. Eine große Menge östreichischer Haubitzen ward in dieselbe hineingeworfen; allein das Kanonenfeuer aus der von Grenier vertheidigten Schanze richtete unter den Angreifern eine solche Verwüstung an, daß sie, mit Hinterlassung einer Menge von Todten, womit die Neuwieder Ebene gleichsam bedeckt war, ihr Vorhaben aufgeben mußten. Die Stadt Neuwied wurde, ungeachtet ihrer Neutralität, durch eine Menge kaiserlicher Bomben und Haubitzen sehr beschädigt. Die übergeschifften

Oestreicher brachten von dem jenseitigen Ufer hundert und vierzehn Gefangene, eine Kanone, eine Fahne und vierzig Pferde nach Thal Ehrenbreitstein zurück, welche bei dem ersten Angriffe, ehe sich die Franzosen gegen sie sammeln konnten, in ihre Gewalt gerathen waren.

Aus Düsseldorf entfernte sich a) die ganze französische Besatzung, um sich mit der französischen Mannschaft bei Mühlheim zu vereinigen: an ihrer Stelle rückten Holländer zur Besatzung ein; doch blieb die französische Verwaltung in der Stadt zurück. Dreißigtausend Pallisaden wurden an diesem Orte in Requisition gesetzt.

Die Brückenschanze bei Neuwied wurde nachher förmlich von den Oestreichern aufgefordert b), worauf aber natürlich eine abschlägige Antwort erfolgte.

Beide Heere stehen seit dieser Zeit ruhig einander gegenüber; aber beide haben auch, die Oestreicher vom Oberrhein, die Franzosen von Holland und aus dem Innern Frankreichs, beträchtliche Verstärkungen erhalten. Man kann daher vermuthen, daß die Gegend an der Sieg und Lahn, wenn nicht der erwünschte Waffenstillstand zu Stande kommt, aufs Neue der Schauplatz kriegerischer Auftritte werden möchte.

Am Oberrhein suchte der General Moreau, der sich noch im Besitze von Freiburg und eines Striches am rechten Rheinufer befand, weiter den Rhein hinab vorzudringen, um die von den Kaiserlichen eingeschlossene Veste Kehl zu befreien: dagegen suchte ihn der Erzherzog hieran zu verhindern, und ihn zum gänzlichen Uebergange über den Rhein

a) Zu Ende Octobers. b) Am 28sten October.

zu nöthigen, welches nach mehreren, zum Theil sehr blutigen Gefechten, den Kaiserlichen auch gelungen ist.

Zu Mahlberg, in dem Hauptquartier des Erzherzogs Karl, ward deswegen ein großer Kriegsrath gehalten a), und noch an eben demselben Tage das Hauptquartier vorwärts nach Kinzingen verlegt. Da der Kinzigfluß sehr ausgetreten, und dennoch das Gelingen der beschlossenen Unternehmungen von der Schnelligkeit ihrer Ausführung abhängig war; so wurde die Mannschaft theils durch Wagen hinübergeführt, theils watete sie bis an das Knie im Wasser. General Moreau, dessen Hauptquartier sich noch in Freiburg befand, war durch die ihn von allen Seiten umgebenden kaiserlichen Truppen so sehr in die Enge getrieben, daß er sich auf der Chaussee von Freiburg nicht viel über Emmendingen und Balingen ausbreiten konnte: auch war es den Kaiserlichen gelungen, den Kniebis und andere wichtige Posten zu besetzen: zugleich waren die vier Waldstädte gänzlich von den Franzosen befreiet; so daß sich die Kaiserlichen an der südlichen Gränze Deutschlands von Schafhausen her bis gegen Hüningen, und an der Nordseite des französischen Heeres längs dem Rhein bis gegen Alt-Breisach befanden.

Aus dieser beschränkten Lage suchte sich Moreau durch jede ihm mögliche Anstrengung zu befreien. Er versuchte, in der Gegend von Kinzingen mit aller Gewalt durchzubrechen b): das Gefecht war äußerst hartnäckig und blieb lange unentschieden, bis es sich endlich nach der Ankunft des Erzherzogs zum Vortheile der Oestreicher endigte, welche den Feind auf verschiedenen für den beschlossenen Angriff wichti-

a) Am 17ten October. b) Am 18ten October.

gen Punkten warfen, ihn am folgenden Tage aufs neue bei Ringels, auf den Anhöhen vor der Elz, von Elzach bis Kinzingen in drei Kolonnen angriffen a), und ihn nach einem ebenfalls sehr hitzigen Gefechte nöthigten, Elzach und Emmendingen zu verlassen, nach welchem Orte nun das östreichische Hauptquartier von Herbolzheim verlegt wurde b). Während der Erzherzog auf diese Weise von Kinzingen her die Franzosen zurücktrieb, wurden sie zugleich durch die Generale Nauendorf, Petrasch und Condé von Waldkirch und vom Höllenthale her angegriffen und zurückgedrängt, so daß die Kaiserlichen den französischen Verlust an diesen beiden Tagen auf zweitausend Gefangene und auf noch mehr Todte und Verwundete angaben, wogegen sie selbst aber auch über zweitausend Mann verloren zu haben gestehn.

Die Franzosen waren, ungeachtet dieser Niederlage, noch gesonnen, sich in Freiburg zu halten; aber auch von hier wurden sie durch die Kaiserlichen vertrieben c). In der Stadt selbst kam es zum Handgemenge, wobei viele Franzosen niedergehauen wurden: selbst nachdem sie schon hinausgedrängt waren, stellten sie sich noch einmal bei St. Joergen, fast eine halbe Meile von Freiburg, in Schlachtordnung, wurden aber auch hier zurückgeschlagen. Der Erzherzog verlegte nun sein Hauptquartier nach Freiburg d), und bald darauf noch weiter vorwärts nach Heitersheim e), so daß die französische Macht am Oberrhein in ein sehr kleines Dreieck zwischen Rheinfelden, Klein-Hüningen und vorwärts

a) Am 19ten October.
b) Am 20sten October.
c) Am 21sten October.
d) Am 22sten October.
e) Am 24sten October.

bis gegen Mühlheim hin zusammengedrängt war, wo sie von allen Seiten entweder von der neutralen Schweiz oder von einem weit überlegenen Feinde am Vordringen gehindert ward. Dennoch verzögerte Moreau immer noch seinen Uebergang über den Rhein, weil er durch zehntausend Mann, welche er bei Breisach hatte übersetzen und auf dem linken Ufer gegen Kehl hinabrücken lassen, so wie durch die an der Nahe bevorstehenden Angriffe auf die Oestreicher, die Aufmerksamkeit und die Macht des Erzherzogs zu theilen sich schmeichelte: und er nahm deshalb eine sehr veste Stellung auf den Höhen bei Schlingen. Ein heftiger Angriff der Kaiserlichen, der vom Morgen bis in die Nacht währte a), glückte ihnen hier zwar nicht ganz; doch war dem General Nauendorf die Einnahme von Kandern gelungen, wodurch ein zweiter Angriff merklich erleichtert war, so daß man auf einen völlig günstigen Erfolg desselben rechnen konnte.

Diese Reihe von nachtheiligen Gefechten schnitt endlich dem General Moreau alle Hoffnung ab, an dem rechten Rheinufer noch etwas zu unternehmen, und er ließ deswegen sein Heer bei Hüningen und Breisach über den Rhein zurückgehen b), welches auch in der größten Ordnung und ohne beträchtlichen Nachtheil geschah, obgleich noch mehrere Gefechte mit den Kaiserlichen, besonders bei dem von Desaix angeführten Nachtrabe, unter andern bei Sehlingen und bei Basel vorfielen. General Moreau nahm nun sein Hauptquartier zu Andolsheim zwischen Colmar und Neubreisach, und hernach zu Schiltingen; der Erzherzog das seinige in

a) Am 24sten October. b) Am 26sten October.

Sehlingen, und nachher in Offenburg: ihre Absichten waren vorzüglich auf die Vertheidigung und Eroberung der beiden vesten Punkte, welche die Franzosen allein noch am Oberrhein behaupteten, auf die Veste Kehl und auf die Brückenschanze bei Hüningen gerichtet.

Die Franzosen suchten indessen jenseits des Rheins die feindliche Macht, die ihre Streifereien theils von Mainz aus, theils im Elsaß fortsetzte, in engere Gränzen einzuschließen. Sie verstärkten deswegen die Besatzungen in Straßburg und Landau, und griffen die Oestreicher an der Nahe an. Ihr erster Anfall, in welchem sie unter einem heftigen Kanonenfeuer über diesen Fluß setzten a), ward zwar zurückgeschlagen: doch wiederholten sie ihn am folgenden Tage mit überlegener Macht b), brachen aus Kreuznach heraus, rückten bis Gensingen vor, besetzten Kaiserslautern, und vertrieben die Kaiserlichen mit ansehnlichem Verlust aus Bingen nebst der umliegenden Gegend, so daß ihre Streifwachen bis Algesheim drei Stunden von Mainz gingen. Der Angriff hatte sich längs der ganzen Linie von Bingen bis Kaiserslautern erstreckt; und die Oestreicher büßten dabei viele Gefangene nebst einer Kanone ein.

Diese für die Franzosen glücklichen Vorfälle an der Nahe hatten den Erfolg, daß sich die Oestreicher unter dem General Hotze aus ihrer bisherigen Stellung bei Schwegenheim, Germersheim u. s. w. zurück, und zwar größtentheils ganz über den Rhein c), theils aber in die Mundenheimer Linien bei Manheim hineinzogen. Die Franzosen rückten darauf in Germersheim, und selbst d) in Speier ein, wo sie sich bald unter dem Ge-

a) Am 26sten October.
b) Am 27sten October.
c) Am 30sten October.
d) Am 2ten November.

neral Desaix bis auf zehntausend Mann verstärkten. Auch besetzten sie die Gebirgsorte von Grünstadt bis Neuburg, streiften bis Frankenthal, und schickten ihre Streifwachen bis Worms.

Bei Kehl wurden die größten Anstalten zum Angriff und zur Vertheidigung unterdessen immer fortgesetzt. Die Franzosen hatten den Ort durch Schanzen, Redouten und Minen zu einer der furchtbarsten Vestungen erhoben: zwanzigtausend Mann und achtzig Kanonen waren zu seiner Vertheidigung bestimmt: das Dorf Kehl ward niedergerissen, nachdem seine Einwohner nach dem linken Ufer des Rheins hinübergeschafft waren. Die Oestreicher dagegen rissen Neumühl und Cork nieder, oder verwandelten sie in Casernen, und suchten die Vestung immer enger einzuschließen. Ein Ausfall der Franzosen a) hatte keinen weitern Erfolg, als daß die östreichischen Vorposten auf eine kurze Zeit zurückgetrieben wurden.

Die Brückenschanze bei Hüningen, nebst der dazu gehörigen Rheininsel, befanden sich in einer ähnlichen Lage. Von beiden Seiten wurden Batterieen errichtet, und Kanonaden ohne Erfolg unterbrachen die Schanzarbeiten.

In der Gegend von Manheim versuchten die Franzosen einen vergeblichen Anfall b) gegen die von den Oestreichern am linken Rheinufer bei dieser Vestung angelegten Werke, an deren Vergrößerung unaufhörlich gearbeitet wurde.

Kehl wurde unterdessen von dem Erzherzoge vergeblich aufgefordert c). Mehrere Aufforderungen der Oestreicher, die Brückenschanze bei Hüningen zu übergeben, wurden mit

a) Am 4ten November. b) Am 8ten Nov. c) Am 12ten Nov.

der kurzen Antwort abgefertigt: „Ihr dürft sie ja nur nehmen." Die kaiserlichen Batterieen gegen beide Vestungen werden als erstaunlich und einer Bergkette ähnlich beschrieben. Da indessen die Zufuhr der Lebensmittel für die Kaiserlichen äußerst beschwerlich ist, indem die Gegend weit umher von den wiederholten Durchzügen französischer und deutscher Krieger fast gar keine Lebensmittel übrig behalten hat; so kann man sich desto eher mit der Hoffnung schmeicheln, daß ein Waffenstillstand, welchen die Franzosen sowohl bei Neuwied, als bei Manheim, Kehl und Hüningen angeboten haben sollen, längs dem ganzen Rhein zu Stande kommen wird. Das Gerücht sagt, daß von den östreichischen Heeren Couriers nach Wien geschickt sind, um die Meinung des Kaisers über einen Waffenstillstand einzuholen, daß aber die Oestreicher es zu einer Bedingung desselben machen wollen, daß Kehl, nebst den Brückenschanzen zu Neuwied und Hüningen, von den Franzosen verlassen würden, wozu sich diese schwerlich verstehen möchten.

Wichtiger als in Deutschland, waren die Kriegsbegebenheiten in Italien, obgleich über den Hauptpunkt daselbst, über die Eroberung oder Befreiung von Mantua, durch eine Reihe blutiger Gefechte, und durch den Tod und die Verstümmelung vieler Tausende, immer noch nichts entschieden ist.

Durch die Gefechte an der Tyroler Gränze und an den Ufern der Etsch und der Brenta, welche im Anfange des Septembers vorfielen, waren die beiden Abtheilungen des östreichischen Heeres, wovon die eine zur Vertheidigung von Tyrol, die andere zum Entsatze Mantua's bestimmt war, gänzlich von einander abgeschnitten. Wurmser selbst vereinigte sich mit der letzten, die etwa zehntausend Mann stark war, und fast zur

Hälfte

Hälfte aus Reiterei bestand. Um diese Schaar, die bei Montebello in der Mitte zwischen Vicenza und dem südwestlichern Verona stand, den Rückzug nach Tyrol abzuschneiden, sandte Buonoparte die Abtheilung Massena's nach Vicenza, und die Abtheilung Angereau's nach Padua: der letzten fielen die Trümmer des östreichischen Gepäcks, nebst der vierhundert Mann starken Begleitung, in die Hände. Der General Wurmser suchte sich nun nach Mantua zu ziehn. Der General Kilmaine, obgleich sehr schwach, hinderte ihn dennoch, den Uebergang über die Etsch bei Verona zu versuchen, und nöthigte ihn dadurch, längs der Etsch hinab und bei Legnano über dieselbe hinüber a) zu gehn.

Die beiden Abtheilungen von Massena und Angereau verfolgten den südwärts eilenden Feind, indem sich die erste zu Ronco über die Etsch, die zweite von Padua nach Porto Legnano zog b).

Der französische Obergeneral schickte nun die Abtheilung Massena's nach Sanguinetto, um dem Feinde den Weg nach Mantua zu verlegen, und schickte in eben dieser Absicht den General Sahuguet nach Castellano mit dem Befehl, alle Brücken auf der Molinella abzuwerfen. Beide Befehle wurden nicht genau genug ausgeführt. Die von Ronco nach Sanguinetto befehligte Abtheilung ging nicht längs der Etsch hinab bis an den Weg, der von Porto Legnano nach Mantua führt, sondern weiter westwärts den kürzern Weg über Cerea, wo ihr Vortrab auf Wurmser's Vortrab stieß, und nicht ohne Verlust geworfen wurde; doch nahm man dem Feinde zweihundert und funfzig Gefangene ab, und fand hundert Todte von ihm auf

a) Am 9ten September. b) Beides am 10ten September.

dem Schlachtfelde. Wurmser eilte nun auf Mantua zu a), und kam bei Villa Impenta auf einer Brücke, die eine Meile weit von Sahuguet's rechtem Flügel über die Molinetta geht, und welche dieser abzuwerfen vergessen hatte, glücklich über diesen Fluß b), und Sahuguet war nun zu schwach, ihn aufzuhalten. Ganz anders würde dieses Unternehmen den Oestreichern erschwert worden seyn, wenn Massena hinter ihnen, Sahuguet vor ihnen gestanden hätte. Doch hatten die Franzosen den Vortheil, daß sich die Besatzung von Porto Legnano zu Kriegsgefangenen ergab c). Siebzehnhundert Oestreicher, zwei und zwanzig Feldstücke, und fünfhundert Republikaner, welche Wurmser in dem Gefechte bei Cerea d) zu Gefangenen gemacht hatte, fielen ihnen hier in die Hände.

Die Abtheilung des Generals Massena rückte nun näher nach Mantua, um sich der Vorstadt St. George zu bemächtigen, und dadurch die Oestreicher zu nöthigen, an der Ostseite von Mantua das offene Feld zu verlassen, und sich in die Vestung zu werfen. Ein Theil der Abtheilung, welcher den Weg verfehlt hatte, kam zu spät auf dem Schlachtfelde bei Due Castelli an e), und die Unternehmung mißlang, obgleich die Republikaner im Anfange des Gefechts einige Vortheile erkämpft hatten.

Die Franzosen benutzten das durch diese Vorfälle gewachsene Zutrauen des Feindes, um ihn außerhalb der Wälle zu einem ernsthaften Gefechte zu bringen. Massena zog sich zurück f), und am folgenden Morgen zog der Feind aus, um sich durch die Behauptung von St. George und der Favorite

a) Am 11ten September.
b) Am 12ten September.
c) Am 13ten September.
d) Am 11ten September.
e) Am 14ten September.
f) In der Nacht zum 15ten Sept.

die Anschaffung des Futters für seine Reiterei zu erleichtern. Durch einzelne republikanische Schaaren wurde ihm die Verbindung zwischen der Favorite und der Citadelle, so wie zwischen der Favorite und St. George abgeschnitten. Das Gefecht begann von allen Seiten, und endigte sich ganz zum Vortheil der Franzosen, welche St. George einnahmen, fünf und zwanzig Kanonen mit ihren ganz angespannten Munitionswagen erbeuteten, und über zweitausend Gefangene machten: an Todten hatten die Oestreicher eine noch größere Anzahl verloren.

Nach dieser Schlacht suchten die Franzosen die Oestreicher zu einem zweiten Treffen außerhalb den Mauern von Mantua zu bringen, um auf diese Weise die Besatzung zu schwächen. Sie hatten deshalb südostwärts von der Vestung nur die Brücke von Governolo besetzt, um sich den Uebergang über den Mincio zu erleichtern. Doch war es nicht diese Seite, wo der Feind den ersten Ausfall versuchte; im Gegentheil rückte er mit zwölfhundert Reitern westwärts auf Castelocio los a), ging aber nicht weiter, da sich die französischen Wachen, den erhaltenen Befehlen gemäß, sogleich vor ihm zurückzogen. Bald darauf aber richtete er seine Absichten südostwärts, indem er, längs dem rechten Ufer des Mincio, auf Governolo losging b), wo er auch anfangs beträchtliche Vortheile erfocht, endlich aber mit einem Verluste von achthundert Gefangenen und fünf Kanonen zurückgetrieben wurde. An der Westseite von Mantua, vor dem Cereser und dem Predeller Thore, hatten die Oestreicher ein Lager bezogen, welches sie aber, auf einen Angriff des Generals Kilmaine c) fast ohne Widerstand verließen. Diese

a) Am 20sten September.

b) Am 23sten September.

c) Am 29sten September.

beiden Thore wurden darauf von den Republikanern a) in Besitz genommen, welche nun die Citadelle von Mantua blokkirten. An eben demselben Tage, wo dieses der Franzosen so günstige Ereigniß vorfiel, waren hundert und funfzig Mann aus der umlagerten Veste, bei Borgoforte, über den Po gegangen, um Futterung einzutreiben. Diese durch die Besetzung der Thore abgeschnittene Schaar suchte sich in das Toskanische zu retten; allein die Nationalgarden von Reggio im Modenesischen hinderten ihren Durchzug, verfolgten sie nach dem Schlosse Montechienegolo in den Staaten des Herzogs von Parma, und zwangen sie, sich gefangen zu geben. Die Besatzung von Mantua fuhr indessen muthig fort, den Feind durch ihre Ausfälle zu beunruhigen. Am wichtigsten war ein Ausfall, den Wurmser mit beinahe fünftausend Mann that b), um sich Holz und Futterung zu verschaffen, bei welchem er auch anfangs die feindliche Mannschaft gänzlich zerstreute, zuletzt aber hundert und funfzig Gefangene einbüßte. Andre Ausfälle c) waren von geringerem Erfolge.

Unterdessen hatte sich die kaiserliche Mannschaft in Tyrol unter Davidovich auf's neue verstärkt, und ein neugeschaffnes Heer unter Quosdanovich rückte, von Friaul her, an. Beide standen unter dem Oberbefehlshaber Alvinzy, und sollten sich zuvörderst vereinigen, um alsdann dem General Wurmser einen nachdrücklichen Ausfall aus Mantua gegen die von allen Seiten angegriffenen Feinde möglich zu machen, und so diese wichtige Vestung zu befreien. Quosdanovich trat sogleich seinen Marsch an d), die Soldaten durchwateten zum Theil den

a) Nachmittags am 29. Sept.

b) Am 7ten October.

c) Am 5ten, 10ten u. 28sten Octob.

d) Am 15ten October.

Tingliameno; er ging mit zehntausend Mann bei Trevigo über die Piava a), und die Franzosen, die sich zum Widerstande nicht stark genug fanden, zogen sich an das linke Ufer der Brenta. Auch bei dem Uebergange über diesen Fluß fanden die Oestreicher noch keinen Widerstand, und rückten ungehindert in Bassano ein b), indem sich die Feinde gegen Vicenza zurückzogen.

Sobald diese Abtheilung so weit vorgerückt war, fing auch Davidovich seine Unternehmungen an, und vertrieb die Franzosen aus der Gegend von Trient, welches von seiner Mannschaft besetzt ward c).

Die Franzosen waren indessen nicht willens, die Feinde im ruhigen Besitze von Bassano zu lassen. Buonaparte zog seine Macht von allen Seiten zusammen, um sie von dort zu vertreiben: er griff sie mit dem größten Muthe d) bei Fontenivа und bei Lenova an, öfter als einmal wurden sie geworfen; aber am Abend blieben sie endlich im Besitze des Schlachtfeldes. Nach östreichischen Berichten kostete diese Schlacht den Kaiserlichen zweitausend, dee Franzosen gegen viertausend Mann. Buonaparte zog sich nun nach Vicenza zurück.

Der Feldzeugmeister Alvinzy eilte den zurückgezogenen Franzosen nach, und ging gegen Vicenza e); aber die Feinde zogen, bei seiner Annäherung, ihre Vorwachen an sich, verließen Vicenza, und zogen sich bis Montebello zurück.

Gleichzeitig mit diesen Vorfällen an der östlichen Seite des von den Franzosen eroberten Gebiets, waren andere an der nördlichen Gränze. Der Feldmarschallieutenant Davidovich

a) Am 18. Oct.
b) Am 4. Nov.
c) Am 5. Nov.
d) Am 6. Nov.
e) Am 8. Nov.

ließ die sich zurückziehenden Franzosen, welche sich in der Enge bei Cagliano an den beiden Schlössern Besseno und la Pietra gesetzt hatten, von seiner Mannschaft angreifen. So rasch und muthvoll der Angriff war, so tapfer und hartnäckig war die Vertheidigung: die Oestreicher verloren, ungeachtet ihrer Ueberlegenheit, einen ganzen Tag a) völlig umsonst. Erst am folgenden Tage b) erstürmten sie Pietra, das von Tagesanbruch bis drei Uhr Nachmittags öfter als einmal seine Besitzer änderte, und Besseno ergab sich ihnen. Die Oestreicher bekamen tausend gefangene Feinde in ihre Gewalt, und rückten nun ungehindert in Noveredo ein c). Der General Laudon rückte an eben diesem Tage an der Westseite des Gardasees über Store nach Brescia vor.

Nach spätern Nachrichten soll der Baron Alvinzy auf's neue bei Montebello den General Buonoparte angegriffen d), geschlagen, und schon Verona besetzt, und wenn alle Sagen gegründet wären, auch schon Mantua befreit haben. Die Berichte über diese Vorfälle sind aber noch viel zu unbestimmt, als daß man ihnen auch nur den geringsten Grad von Zuverlässigkeit zugestehen könnte. Doch ist so viel gewiß, daß sich Buonaparte niemals in einer mißlichern Lage befunden hat, als jetzt.

Die übrigen unterdessen in Italien vorgefallenen Begebenheiten geben an Wichtigkeit den Kriegsvorfällen wenig nach. Die Engländer hatten bei dem Hafen von Genua ein französisches Fahrzeug weggenommen; die Franzosen suchten sich dagegen eines englischen Bootes in diesem Hafen zu bemächtigen.

a) Am 6ten November.
b) Am 7ten November.
c) Am 8ten November.
d) Am 13ten November.

Es kam zu einem blutigen Gefechte, in welchem ein französischer Officier sein Leben einbüßte. Der französische Minister Faypoult forderte von dem genuesischen Senate Genugthuung für diese offenbare Verletzung der Neutralität, und machte endlich seinen dort befindlichen Landsleuten bekannt a), daß die Engländer nicht mehr in die genuesischen Häfen kommen dürften, und daß ihre daselbst befindlichen Schiffe in Beschlag genommen würden. Die Engländer bemächtigten sich darauf der Insel Capraja, indem sie das Fort überfielen, und den genuesischen Befehlshaber, nebst der ganzen Besatzung, gefangen nahmen b), wobei zugleich fünf französische Kaper in ihre Gewalt geriethen: auch wurden alle genuesische Schiffe in den korsikanischen Häfen in Beschlag genommen. Alle genuesischen Küsten wurden dagegen mit Batterieen versehn, und eine englische Fregatte, welche in den Hafen von Genua einlaufen wollte, ward durch dieselben sehr beschädigt, und zum Rückzuge genöthigt. Obgleich die Engländer den Hafen von Genua gesperrt hielten; so konnten sie doch nicht hindern, daß an einem einzigen Tage c) funfzehn Kauffahrer daselbst einlaufen. Der Besitz von Capraja blieb indessen den Engländern nicht lange, indem sie, bei der Räumung von Korsika, auch diese Insel, die nicht weit von der Insel Elba nordwestwärts liegt, wieder zu verlassen genöthigt waren d).

Da das wechselseitige Betragen der Engländer und Genueser die vollkommenste thätliche Kriegserklärung ist; so hat sich Genua sehr natürlich näher an die Republik Frankreich anschließen müssen, und beide Freistaaten haben einen Vertrag

a) Am 12ten September.
b) Am 20sten September.
c) Am 21sten September.
d) Am 14ten October.

mit einander geschlossen, vermöge dessen die in dem genuesischen Gebiete gelegenen und von den Franzosen eroberten Reichslehen der Republik Genua als Souverainin übergeben, und auf den Friedensfuß unterhalten werden sollen. Auch will Frankreich die Gränzstreitigkeiten zwischen Genua und Piemont zu vermitteln, und im Nothfall die genuesischen Forts, wenn die Mannschaft von Genua dazu nicht hinlänglich seyn sollte, durch französische Krieger zu vertheidigen suchen, wie denn in der That schon eine Abtheilung französischer Mannschaft die genuesische Besatzung auf der Insel Capraja verstärkt hat. Dagegen bewilligen die Genueser an Frankreich vier Millionen.

Der Herzog von Parma hat jetzt die Anzahl der Mächte vermehrt, welche aus Feinden zu Freunden der neuen Republik geworden sind. Der Friede mit ihm ist nun abgeschlossen, und von beiden Räthen bekräftigt. Er enthält, außer den gewöhnlichen Bedingungen, z. B. daß beide Mächte ihren gegenseitigen Feinden weder Mannschaft, Waffen noch Geld zuschicken, und den während des Kriegs gelegten Beschlag auf die Güter der andern und auf die Besitzungen ihrer Anhänger aufheben wollen, und daß der Herzog den französischen Ausgewanderten und Verwiesenen keinen Aufenthalt in seinen Staaten verstatten will, vorzüglich Handelsartikel, welche auf die Beförderung und Erleichterung des unmittelbaren Handels zwischen beiden Staaten, und des französischen Zwischenhandels (Transito) über Parma abzwecken, und daher für beide Mächte gleich vortheilhaft scheinen.

Die Verhältnisse zwischen Frankreich und Neapel schienen sich eine Zeitlang zu nichts weniger, als zum Frieden zu neigen. Der König von Neapel sammelte viele Mannschaft an den päpstlichen Gränzen, ließ sogar einen Theil

derselben auf das päpstliche Gebiet rücken, und antwortete dem französischen Minister Cacault auf dessen Anfrage deshalb im Anfange des Septembers, daß er den Waffenstillstand mit der französischen Republik allerdings zu halten gesonnen sei, daß er aus Mangel an Raum für seine an den Gränzen befindliche Mannschaft dieselben überschritten habe, daß er sich aber darüber wohl mit dem Papste verständigen, daß er hingegen, wenn seine Feinde in das päpstliche Gebiet einrücken sollten, ebenfalls mit seinem Heere dahin vorrücken, und sie von seinen Gränzen entfernt halten werde. Zugleich ließ der König durch einen neuen Aufruf [a]) den Adel und alle übrigen Stände seines Reiches durch Versprechung großer Begünstigungen zur Vertheidigung des Staats einladen, indem er jenen aufforderte, zu werben, und diese, sich an die Gränze zu begeben. Diese Aussichten zu einem neuen Ausbruche des Krieges wurden noch wahrscheinlicher, da der Papst sich erklärte, die von der französischen Republik ihm vorgelegten Friedensbedingungen nicht annehmen zu können, unter welchen freilich einige, z. B. die Abtretung von Bologna, Ferrara, Romagna, Benevento, Castro, Ronciglione und Ponte Cervo, und der Widerruf aller gegen Frankreich erlassenen Bullen, etwas hart scheinen mußten. Während sich der Papst mit aller Macht rüstete, und ein Manifest an alle katholische Höfe zur Vertheidigung der christlichen Religion, wie er es nannte, und Verordnungen zur kriegerischen Versammlung seiner Unterthanen ergehen ließ, wurde zwar der Friede zwischen Neapel und Frankreich in Paris abgeschlossen; aber da die Fünfhundert den Bericht darüber,

a) Vom 12ten September.

nachdem er in einem allgemeinen Ausschusse verlesen war a), an einen aus Sieyes, Pastoret, Cambaceres, Villers und Chenier bestehenden Ausschuß verwiesen, so stellte ihn Pastoret nachher b) in einem so ungünstigen Lichte dar, daß nur der Wunsch nach Frieden überhaupt, die Versammlung zur Genehmigung desselben bewegen könne. Diese Darstellung gründete sich wahrscheinlich auf dem Zweifel, ob auch der König von Neapel von seiner Seite die Bekräftigung dieses Friedens unterzeichnen werde; wozu auch in der That wenig Hoffnung zu seyn schien. Der König von Neapel hatte zwar anfangs dem Papste alle Verbindung zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung abgeschlagen; doch war nachher der Marquis del Vasto als außerordentlicher Abgesandter von ihm in Rom eingetroffen c), und hatte mit dem Papste ein Bündniß abgeschlossen, vermöge dessen dreißigtausend Neapolitaner in's päpstliche Gebiet rücken und dasselbe in Verbindung mit eben so vielen päpstlichen Soldaten gegen die Franzosen vertheidigen sollten. Indessen hatte der König diesen Vertrag nur unter der Bedingung bekräftigt, wenn der Friede, worüber der Prinz Belmonte Pignatelli für ihn zu Paris unterhandelte, nicht auf annehmliche Bedingungen geschlossen werden könnte. Da aber diese Bedingungen äußerst billig schienen, indem keine einzige Forderung an Land oder Geld an ihn gemacht, und eine vollkommene Neutralität gegen die kriegführenden Mächte, so daß von jeder derselben vier Kriegsschiffe in seinen Häfen zugelassen werden konnten, ihm gestattet, und alles auf eben denselben Fuß, wie es sich vor dem Frieden befand, vestgesetzt ward; so konnte man die

a) Am 10ten Oct. b) Am 15ten Oct. c) Am 25sten Sept.

Beistimmung des Königs von Neapel mit vieler Wahrscheinlichkeit erwarten. In der That hat das Directorium auch schon dem Rathe der Fünfhundert angezeigt a), daß die Ratifikationen dieses Friedens zwischen beiden Mächten ausgewechselt sind, und der Papst kann also höchstens noch auf eine Vermittelung, aber gewiß nicht mehr auf den thätigen Beistand des Königs von Neapel rechnen, wenn er es nicht jetzt etwa rathsamer finden sollte, dem Beispiele desselben zu folgen.

Zwei andere Ereignisse in Italien verdienen ebenfalls wegen der Folgen, die sie für die weitere Führung des Krieges haben, und wegen der Schwierigkeiten, die sie einem allgemeinen Frieden in den Weg legen könnten, eine besondere Aufmerksamkeit. Ich meine die Entstehung eines neuen Freistaates in Italien und die Entfernung der Engländer von der Insel Korsika.

Die Franzosen glaubten sich über das Betragen der Modeneser beschweren zu können, indem dieselben auf mancherlei Art ihre Abneigung gegen sie gezeigt, die bei Schließung des Waffenstillstandes bestimmten Kriegssteuern nicht regelmäßig abgetragen, und die Besatzung von Mantua während der kurzen Zeit, da die Belagerung bei Wurmsers Vorschritten in Italien aufgehoben war, durch Zufuhr von allerlei Bedürfnissen unterstützt hätten. Sie erklärten deshalb den Waffenstillstand für gebrochen, und Buonaparte versammelte zu Modena eine Art von Nationalkonvent, wozu von diesem Lande vierzig, von Bologna vier und zwanzig, und von Ferrara eben so viele Abgeordnete geschickt wur-

a) Am 20sten November.

den, und welcher sogleich in seiner ersten Sitzung die Vereinigung jener drei Städte nebst Reggio zu einem neuen untheilbaren Freistaate erklärte, und die Einwohner von Romagna zum Beitritte dazu einlud. Das französische Directorium hat einen Theil dieses Verfahrens dadurch bestätigt, daß es dem modenesischen Gesandten den weiteren Aufenthalt in Paris verboten hat.

Die Entfernung der Engländer von Korsika scheint die Folge von mehreren zusammenwirkenden Ursachen zu seyn. Man weiß, daß die Franzosen noch immer einen beträchtlichen Anhang in Korsika hatten, und daß der größte Theil der Korsen mit den Engländern unzufrieden war. Da durch die französische Besitznehmung von Livorno und durch die Verschließung aller genuesischen Häfen die Thätigkeit der Engländer im mittelländischen Meere beträchtlich geschwächt war, und die Freunde Frankreichs in Livorno nun einen Zufluchtsort fanden, wo sie sich mit Sicherheit sammeln und zugleich hinlängliche Verbindung mit ihren Freunden im Innern ihres Vaterlandes unterhalten und die dienlichsten Maßregeln zu einer Landung mit nachdrücklicher Unterstützung von Seiten der Franzosen verabreden konnten; so fand es der englische Unterkönig Elliot nicht rathsam, den leicht vorherzusehenden Ausgang eines solchen Unternehmens, welches schon durch den Aufstand der republikanischen Korsen an mehreren Orten nachdrücklich vorbereitet war, erst abzuwarten. Er erklärte daher a), daß er zur Räumung von Korsika entschlossen sei. Sogleich wurde französische Mannschaft dahin geschickt, welche, durch korsische Patrioten verstärkt,

a) Am 14ten October.

die Engländer zur Uebergabe des Forts von Bastia aufforderte b). Diese flüchteten nach ihren Schiffen, wurden verfolgt, und verloren über achthundert Gefangene. Auch zu St. Fiorenzo, welches am folgenden Tage c) eingenommen ward, machte man einige Gefangene und eroberte einige Mörser und Kanonen. Die Besatzung von Bonifacio wurde ebenfalls von den Republikanern zu Gefangene gemacht, und Ajaccio gerieth nicht weniger schnell in ihre Gewalt. Die frühe Ankunft der Franzosen und die Geschwindigkeit ihrer Bewegungen zwang die Engländer, beträchtliche Vorräthe von Lebensmitteln und viel grobes Geschütz, welches sie einzuschiffen gewünscht hatten, auf der Insel zurückzulassen. Berlin, den 3. December 1796.

Y —

a) Am 20sten October.   b) Am 21sten October.

III.

Die neuesten Musenalmanache.

An der Schwelle des neuen Jahres begrüßen uns die lieblichen Musen. Was das Herz rühren, die Einbildungskraft beschäftigen, dem Verstande gefallen kann, steht in ihren Händen. Ernst und Scherz, offen dargelegte und verschleierte Empfindungen, Bekannte und Unbekannte, sind in ihrem Gefolge. Wer verweilte nicht gern einige Augenblicke, dem Zuge nachzusehn? Richter des Guten und Schönen werden den Werth einzelner Gaben entscheiden. Vielleicht läßt sich Wieland noch einmal erbitten, ein Wort zu sagen, das Geber und Empfänger besser nach Hause schickt. Vielleicht treten unberufene Schreier auf, deren kreischende Stimme jedem Ohr unangenehm ist, die gleichwohl, trotz ihrer Einseitigkeit und übeln Laune, Wahrheiten vorbringen, auf welche die Gutmüthigkeit nicht gefallen wäre, die das Publikum um des Tons willen überhört, und der bescheidene Dichter im Stillen benutzt. Wir sind weder so gut, noch so schlimm. Von Bewunderung eines uns versagten Verdienstes hingerissen, im festen Vertrauen, daß Werke der Dichtkunst, wenn sie ihrem viel umfassenden Zwecke ganz entsprechen sollen, auch Wirkungen hervorbringen müssen, über deren Erreichung oder Verfehlung selbst der ungelehrte Leser urtheilen darf, die dem unbefangenen Volkssinn nicht entgehn, reden wir, Zuschauer aus dem Volk, zu unsers Gleichen.

Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo die Gesänge des Dichters für Orakelsprüche galten. Das Feuer der Begeisterung, die den Geweihten entflammt, erwärmt uns Laien bloß. Wir suchen im Gebiete der Dichtkunst wenig mehr, als die Eigenschaft, welche Pope dem wahren Witze zuschreibt:

Natur von kluger Hand geschmückt,
Gedanken oft gehegt, so schön nie ausgedrückt.

Was wir mehr verlangen, kommt uns über Hoffen und Erwarten. In dieser Stimmung betreten wir die Messe.

Zu groß ist die Menge der Waaren, als daß jede einzelne und ihr Verfertiger erwähnt werden könnte. Zu leicht zerstreut das Auge des Zuschauers, als daß er nicht besorgen müßte vieles zu übersehn, was eines höheren Preises werth ist als er aufbieten kann. Aber hoffentlich wird seine Ansicht keinen der Bemerkung gänzlich unwürdigen Gegenstand treffen, und sein mangelhaftes Urtheil selbst dem Leser Gelegenheit geben, in seiner eigenen Seele einen trefflicheren Rathgeber aufzusuchen.

I.

Der Schillersche Musenalmanach dieses Jahres steht an Zierlichkeit des Druckes dem vorjährigen nach. Ersparniß des Raums hat besonders kleinere Gedichte, ihre Stanzen, Ueber- und Unterschriften, mehr zusammengedrängt, als dem Auge angenehm ist. Das voranstehende Kupfer kann weder Kennern noch Gaffern gefallen. Werke des Geschmacks sollten, auch in ihrem Aeußern, den Forderungen des Geschmacks, bis zum Ueberfluß und zur Pracht, genügen; zumal wo, wie in diesem Falle, Schönheit und reichlicher Abstand des Druckes,

die Uebersicht des Blickes erleichtern, und der Deklamation des Vorlesers zu Hülfe kommen. Denn die S. 238 angegebenen neuen Distinktionszeichen sind schlimmer als gar keine.

Göthens Idylle, Alexis und Dora, ist die Krone der Sammlung. Der Wechsel des Jammers und Glücks in liebender Brust, die Linderung welche die Musen den Wunden Amors gewähren, die sie nicht zu heilen vermögen, ist vielleicht niemals wahrer und glücklicher ausgedrückt. Es steht in dieser Rücksicht so weit über Theokrits Polyphem, als der von dem neueren Dichter angenommene Sänger, an Feinheit der Empfindung, über den Kyklopen. Kunstrichter würden dieses Gedicht für ein schönes Werk des Alterthums erklären, wenn es ihnen, gleich vollendet an Ausdruck, in einer alten Sprache vorgekommen wäre. Die Musen und Grazien in der Mark sind in der beliebten Manier, in welcher der Brockes des zu Ende eilenden Jahrhunderts, Herr Prediger Schmidt zu Werneuchen, den Musen und Grazien ein ganzes Bändchen Gedichte überreichte. Das Nachbild ist dem Urbilde treulich nachgeformt, wetteifert mit ihm an hoher Einfalt der Gedanken, an überraschender Auswahl nie zuvor gereimter Worte, und an äußerst faßlicher Darstellung. Einmal, wo sich die Seele des Dichters in labende Erinnerung an Vetter Micheln ergießt, geht er wirklich mit seinem Muster Hand in Hand; nur in der Schlußstanze verläßt er ihn um den treffenden Witz, und verräth, den Gesetzen einer guten Parodie gemäß, etwas von dem Schalkssinn, der sich mit jenen Gaben nicht verträgt. Es war eine sehr schwere Aufgabe, eine Melodie zu diesem Liede zu erfinden, die, wie das Lied selbst, zugleich Gläubige täuschen und Spötter belustigen könnte. Da aber, unter den zu diesem Almanache ausgegebenen Melodien, sich auch eine Komposition

position dieses Liedes befindet, so muß man glauben, daß Herr von Göthe jene Aufgabe durch diese Komposition für gelöset hält. Die Eisbahn ist eine geistvolle, in einzelnen Sinngedichten fortlaufende Vergleichung, solcher Vorfälle die sich mit und auf ihr begeben, mit den Schicksalen Empfindungen und Erfahrungen des Menschen. Noch enthalten mehrere Sinngedichte, theils von Göthe oder Schiller allein, theils von Beiden gemeinschaftlich entworfen, Gedanken die ihnen der Aufbewahrung würdig schienen, in einer angemessenen Sprache. Viele betreffen unbekannte Frauenzimmer einer kleinen Stadt, Sylbenmaße, und Privatangelegenheiten; so daß man, durch ihre herablassende Mittheilung, den Dichtern gleichsam befreundet wird. Andre sind politisch, und zwar orthodox. Unter den, besonders durch die Tabulae votivae, neugeadelten Worten, haben wir vorzüglich das Wort Philister bemerkt, welches freilich zuweilen unentbehrlich scheint. Nun wird man z. B. forthin sagen dürfen: „er ist der größte Philister unter den Genies, und das größte Genie unter den Philistern!" ohne befürchten zu müssen, daß man einen niedrigen Ausdruck gebraucht habe.

Schiller's Mädchen aus der Fremde kann, bei aller seiner Weichheit und Anmuth, für ein Räthsel gelten, das jeder Leser nach seiner Weise deuten wird, ohne der Richtigkeit seiner Deutung gewiß zu seyn. Pompeji und Herkulanum gehört zu der Gattung beschreibender Gedichte, die bei der Menge nie großes Glück machen werden, deren Hervorbringung aber dem Dichter eben um so viel schwerer fällt, weil dabei dem Gefühl und Witz der Zügel nicht nachgelassen wird, sondern hauptsächlich sein überlegender Verstand richten und wählen muß, welche Gegenstände, und auf welche Art solche

dichterisch dargestellt werden mögen. Wem Beschreibungen dieser Gattung schöne Erinnerungen zurückrufen, der dankt sie ihrem Sänger. Die Klage der Ceres ist in der Manier, welche, wenn wir nicht irren, Schiller unter uns geschaffen hat, worin es vielleicht unmöglich ist ihn zu übertreffen, und gegen deren Eigenheiten, so lange sie solcher Vortrefflichkeit die Hand bieten, es sehr unbillig seyn würde zu eifern. Sie ist nur für gelehrte Leser: aber die Gelehrsamkeit, welche sie voraussetzt, ist die Bedingung, unter welcher man zum Genuß ihrer Schönheiten gelangt, nicht die Schönheit selbst, zu der man geleitet wird. Tönende Worte verhüllen keinen gemeinen Sinn, der Schmuck ist des Gegenstandes würdig an den er verwendet wird, weit entfernt das Gefühl zu stören weckt nährt und erhält er es, eine Göttin wohnt in dieser Wolke, und die heilige Priestersprache erfüllt wirklich ihren Zweck, Geheimnisse gebildeter Seelen dem Gesichtskreise der Unwissenden zu entziehn. Die Geschlechter sind ein musterhaftes Beispiel, wie sehr die Dichtkunst eines aufgeklärten Volks sich der Philosophie nähern kann, um vor dieser gerechtfertigt zu erscheinen, und doch keinem einzigen ihren Zauber zu entsagen. Die Denksprüche über Macht, Tugend, Urtheil, Forum, und Ideal des Weibes, sind zart, innig, und treffend.

Sophie Mereau hat zwei schönen Dichtungen das gefällige Siegel der Weiblichkeit aufgedrückt.

Das Exil von N. ist reich an lieblichen Tönen. Desto unbegreiflicher ist der Eigensinn des Sängers, Spanien als ein zweisylbiges Wort zu gebrauchen, und einen wohlklingenden Namen durch eine verdorbene Aussprache herabzuwürdigen.

Pfeffel's Diogen und der Bettler ist eine kleine Parabel, die ihren Urheber leicht verräth, doch nur ihn zum Urheber haben kann, und einen bleibenden Eindruck zurückläßt.

Schlegel's Pygmalion verdient unsern bestversificir-ten lyrischen Erzählungen beigesellt zu werden.

O's Gefälligkeit vereinigt französischen Witz mit italischem Wohllaut und nordischer Tiefe des Gefühls. Auch T's Lieder, und die Gedichte mit der Unterschrift D. U. V. und W. gehören schwerlich einem unbekannten oder verkannten Sänger. Fast fühlt man sich geneigt, alle dem nämlichen Urheber zuzuschreiben. Zerstreute Blätter, von Mnemosynen gesammelt, in dem Heiligthume der Humanität aufbewahrt.

Den Beschluß macht ein Bündel Pfeile, unter der Aufschrift Xenien. Nach der Vermuthung einiger Chorizonten, von Hrn. Vulpius. Xenien hießen, bei den Griechen, gastfreundliche Geschenke. Die Deutschen erklären sich für Küchenpräsente, für Pfeffer und Wermuth, zum Besten solcher Magen, die von wäßrichten Speisen geschwächt sind. Wie es scheint, war ihr Geber bei vielen Leuten zu Gaste, und ladet seine Bewirther jetzt wieder zu sich. Er erklärt es für eine Speise voll Ekel, wenn die gemeine Natur sich zum Genusse aufdringt, nennt Phantasie Witz Empfindung und Urtheil das Desideratum eines Dichterwerkes, und schüsselt dennoch, seinen eigenen Forderungen zum Trotz, den Tod in Töpfen auf, wogegen sich ein allgemeines Geschrei erhebt. Wir vermehren es ungern: doch sind wir der Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig, auch unsre Meinung über einen Gegenstand zu sagen, der sich, ohne leicht durchschaute Verstellung, nicht übersehn läßt.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht: aber eben das will man vergessen, wenn man den Lockungen des Dichters folgt; es ist ja nicht Poesie, daß er die Menschen erbärmlich fand! Von ihm erwartet man leuchtende Kugeln, die nicht zünden, die das Auge spielend erfreun. Rein sey er von der Eitel-

keit, die Niedres mit Hohem verbindet. Sogar das Bestreben reizend und lieblich zu seyn darf an ihm nicht sichtbar werden, will er es erreichen; unerträglicher, unverzeihlicher ist das Bestreben nach entgegen gesetzten Eigenschaften. Wir verlangen gediegenen Sinn von ihm, nicht Marken noch Rechenpfennige; Eingebungen eines guten Geistes, und weder Ungesalzenes noch Uebergesalzenes. Wir vertrauen einem achtungswürdigen Sammler, daß er nicht, um Dumme und Gebrechliche nach ihrem Behagen zu bedienen, über den Schlagbaum hinwegziehe, welchen Ehrliebe und Anständigkeit gesetzt haben. Deutschland fragt ohnehin nach Gedichten nicht viel, und sie werden schwerlich in seiner Meinung gewinnen, wenn auf einen kurzen Lärmen, den sie erregen, Neugierige sich wundernd ans Fenster begeben. Die Muse richtet den herrschenden Stab nur selten auf Leben und Handeln; verfolgt, wenn es Noth thut, schlechte Regenten mit strengen Worten; und schmeichelt zwar schlechten Autoren nicht, fährt aber auch keinen offenbar pasquillantischen Krieg gegen sie, oder fordert sie auf, es im Kehricht mit ihr zu versuchen. Denn niemand hört sich gern verspottet, wenn er sich nur genannt hört. Ist er ein Philister, ein Schwärmer, ein Heuchler, so werd' er, durch lebhafte Abscheu erregende Darstellung seiner Gebrechen und Laster, gequält, so sause der Bienenschwarm, der dem Guten Honig gewährt, dem Täppischen ums Ohr: aber hundertfaches, mit Namenaufruf verbundenes Schelten, ermüdet den geduldigsten parteilosesten Zuhörer; und Laune und Geist müssen die schwache Seite ihres Gegners aufdecken, wenn sie Lächeln erregen soll; da hingegen, wer zu hitzig heranrückt, sich selbst Schultern und Rücken entblößt. Nach diesen größtentheils von den Xenien eingestandenen, und in ihren eigenen Worten aufgestellten, un-

läugbaren Grundsätzen, welchen Dank mag der Verfasser derselben für diese Gaben erwarten, die es ihm herzlich zu nennen beliebt, nach denen er folglich, da sich nicht abläugnen läßt daß er seine Ausdrücke zu wählen weiß, die Eigenschaften seines Herzens bestimmt wissen will?

Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.
Aristokratisch gesinnt ist der Xenien Geber, denn gleich ist's,
Ob man auf Helm und Schild, oder auf Meinungen ruht.
Vor dem Aristokraten in Lumpen bewahrt uns, ihr Götter,
Und vor dem Sansculott auch mit Epauletten und Stern!

Die Sonderbarkeit, daß uns die Xenien über mineralogische und optische Lehrsätze, — die durch Witz und Verse wohl eben so wenig erwiesen werden mögen, als sich Newtons Geist durch schlechte Sprüche citiren, oder durch gebratene Gänse widerlegen läßt, — in witzhaschenden Versen unterhalten, könnte man ihnen allenfalls übersehn; da sie wahrscheinlich zu wenig Beifall finden wird, um ein Heer von Nachahmern gegen uns anzuwerben. Der Grund aber, den sie dafür angeben, daß Verse wirksamer als Prose wären, steht mit der letzten Xenie der 229sten Seite in gradem Widerspruche. Vatem oportet esse memorem.

Auch das mag gebilligt werden, daß Schriftsteller und Werke, welche das Publikum achtet, heftige Angriffe und sogar verächtliche Begegnung erfahren: wiewohl der Herr Geheimerath von Göthe, dessen Wort in unsrer Gelehrtenrepublik von so großem Gewicht ist, ungleich bescheidenere Aeußerungen gegen ungenannte Schriftsteller und Werke höchlich mißbilligt, und im fünften Stück der Horen 1795. S. 50 — 56., als literarischen Sansculottismus, bei Strafe

seiner Ungnade, untersagt, auch Herr Hofrath Schiller wider dergleichen Verfahren mehr als einmal geeifert hat. Denn, bei aller Ehrfurcht für die edeln Bewegungsgründe dieser großmüthigen Pfleger und Schuzherren jeglichen Verdienstes, scheint es dennoch, als könne man ein einzelnes Werk eines verdienstlichen Schriftstellers, oder einzelne Theile eines verdienstvollen Werkes, dem von Shaftsbury, als dem treffendsten Prüfstein der Wahrheit, angegebenen Versuche der Lächerlichmachung unterwerfen, ohne deswegen die anderweitigen Verdienste des Meisters oder des Werkes abzuläugnen. Eine solche Strenge kann sogar ersprießlich werden: weil der große Haufen der Leser sich zu leicht vom Ansehen des Rufes blenden läßt, und der vernachläßigten Arbeit, eines einmal mit gerechtem Beifall aufgenommenen Künstlers, den nämlichen Preis ertheilt, welcher seinem Meisterstücke gebührte, wodurch allmählig Künstler und Publikum gefährdet werden. Es ist also die Pflicht der Kampfrichter die Bahn rein zu halten und fegen zu lassen. Dafür sind sie da! Versuchen sie aber den Zuschauern Staub in die Augen zu streuen, um bloß ihre Freunde zu begünstigen, erheben sie selbst ein irreführendes Geschrei, dann hinaus mit ihnen vor die Schranken! Ja, wollte man ihnen sogar dieses Geschrei gelten lassen, in sofern sie dadurch dem Richteramt entsagen, Partei werden, und nur für Partei geachtet seyn mögen, so dürfen sie sich doch keiner niedrigen Worte, keines tumultuarischen Betragens schuldig machen, wenn sich nicht allgemeiner Unwille gegen sie erheben, und die Ruhestörer von den Sitzen gesitteter Zuschauer ausschließen soll.

Wie verfährt aber die Partei der Grünen, auf der pierischen Rennbahn? Von zwei kritischen Journalen, denen Deutschland wahrlich einen großen Theil der Fortschritte seines Geschmacks verdankt, zu deren Entstehung und Fortsetzung viele der besten vaterländischen Köpfe sich vereinigten, wiewohl es ihnen, wie den Horen, unmöglich war, jedem ihrer Blätter gleich großen Wehrt zu ertheilen, schilt sie das eine: zehnmal gelesene Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere, auf zerriebenem Blei stumpfen und bleiernen Witz; und das andre: einen Rath des Gänsegeschlechts, ein Spittel für invalide Poeten, wo Gicht und Wassersucht von der Schwindsucht gepflegt wird. Ein Werk, welches mit Wahrheits- und Vaterlandsliebe das Gedächtniß denkwürdiger Todten zu erhalten strebt, heißt: Rabengekrächze das Kadaver umgiebt, das Aufpassen eines Prosektors nach Gestorbenen. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen, an welcher einige unserer beliebtesten Popular-Philosophen Theil nehmen, soll ihre Worte nur von den kleinsten Männern Deutschlands erhalten. Ein Taschenbuch, von reichen Dichtern ausgestattet, wird eine Kollekte genannt, der Armuth zu lieb und bei der Armuth gemacht. Die unterrichtende Beispielsammlung eines vollgültigen Literatoren, ein warnendes Beispiel, wie man nimmermehr für guten Geschmack sammeln soll. Einem Manne, der Sprachkenntniß und Kunst des Versbaues in hohem Grade bewiesen hat, wird, zu einer Zeit, deren Stolz die Besiegung verjährter Vorurtheile ist, der ehrenvolle Stand eines Schulmannes mit bittrer Hohnlache vorgeworfen. Ein anderer muß sich Waschfrau schimpfen lassen, weil er Reinheit der Sprache betreibt. Ein dritter, dessen Unternehmungsgeist, Thätigkeit,

und Erfahrung, manches Gute in Anregung gebracht, manches bewirkt, viele wohlthätige Arbeiten befördert, und selbst durch seine Zweifel der Wahrheit gedient hat, wird unvernünftiger Leerkopf, dumm a priori, ein dummer Gesell, ein Heringsfänger, ein Nickel geschimpft; welcher letzte Ausdruck, wenn er vielleicht im mineralogischen Sinne verstanden werden soll, wenigstens zu einer Zweideutigkeit Anlaß giebt, die vermieden werden mußte. Ein Philosoph, dessen Urtheil dem Xeniengeber mißfällt, heißt ein diebischer Entwender fremder Begriffe, ein Kutscher auf dem schmutzigen Bock eines Bettelkarrens, ein Ochs und ein Esel. Scioppius und Scaliger! hättet ihr je geglaubt, daß eine Nachkommenschaft auftreten könne, in deren Vergleichung mit euch ihr als höfliche Leute erschienet? Ein elendes Wortspiel bemüht sich, den Namen desjenigen verächtlich zu machen, dessen Stand über die Verächtlichkeit der Vorurtheile erhaben ist, und verfolgt einen leidenschaftlich-gutmüthigen verfolgten Mann, jenseits der Gränzen seines Vaterlandes. Kann Leichtsinn so weit gehen, so sollte das arglose Herz, in Stunden der Besonnenheit, erschrecken, sich durch Nachgiebigkeit gegen seine Launen der Bosheit gleich zu stellen. Einem andern macht man seine Meisterschaft in der Kunst zum Verbrechen, ohne welche die Kunst des Dichters nicht bestehen kann, die dieser wenigstens in seinen Träumen ausüben muß, wenn er singen und gesungen werden will. Man sinkt bis zu Begriffen und Ausdrücken des Pöbels hinab, um eine Beschäftigung der Lächerlichkeit Preis zu geben, die das Entzücken des unverdorbenen Herzens und des gebildeten Geistes ist. Man erlaubt sich, einen Mann in seinen bürgerlichen Verhältnissen anzugreifen, und gegen einen freiheitliebenden, wie wir alle dem

Irrthum ausgesetzten und vielleicht hie und da erliegenden, sicherlich aber immer wohlwollenden Schriftsteller, das entehrende Geschäft eines Angebers zu übernehmen. Er heißt ein hochmüthiger grober Baalspfaff, ein widriger Heuchler, der mit Grobheit Falschheit und List zu decken glaubt, ein Halbvogel-Strauß, der fliegen möchte und die Füße ungeschickt im Sande fortrührt, ein Skorpion den man eilig fliehen muß, ein aristokratischer Spitz der gegen wohlgekleidete Leute bellt, und nach dem seidenen Strumpf klafft, ein beschmausender Schmarotzer der Großen, der jetzt undankbar ihre Plätze einzunehmen wünscht, und dem auf seiner rothen Kappe noch das Glöckchen fehlt. Die Motto's auf seinen Journalen zeigen alle Tugenden an, die man an ihm nicht bemerkt: aber es ist unnöthig ihn zu verschreien, und man erläßt ihm gern die moralische Delikatesse, wenn er nur die zehn Gebote nothdürftig befolgt. Welche Widersprüche? Welcher Geifer? O Nemesis, du speiest in deinen eigenen Schooß! Selbst das Geschlecht, welches zu schonen eine Eigenthümlichkeit neuerer Sitten ist, bleibt nicht unverschont. Eine Dame, deren Name, damit man ihn ja errathe, mit seinem Anfangsbuchstaben bezeichnet ist, wird eine Sybille geschimpft, die bald Parze seyn, und, mit ihren Schwestern, gräßlich als Furie aufhören muß. Der, welcher in der Hölle am übelsten daran ist, brüllt, zerzauset die dreifarbige Kokarde, und jammert, daß er als rasender Thor, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzte. Giebt es etwas Schlimmeres? Etwas Schlimmeres schwerlich, etwas Befremdlicheres vielleicht. Man entdeckt uns, daß die Jamben, welche Deutschland seinen besten Satyren zugesellt, ein hinkendes Werk sind.

Man verschreit einen Protestanten als Katholiken, weil sein Bruder christliche Gesinnungen an den Tag gelegt hat. Man erdreistet sich, einen Mann aus uraltem edeln Stamme, der seinen Stand nie geltend machte, — welches auch bei verjährtem angeerbtem Adel seltener als bei neuerkauftem der Fall ist, — der in Aufwand fordernden Staatsbedienungen am liebsten unter Gelehrten und Künstlern, als einer ihres Gleichen, lebte, dem Glanze früh entsagte um ganz den Musen zu gehören, immer zu lernen fortfuhr, und Talente an den Tag legte, die den Sohn des Staubes verherrlichen würden, auf eine burleske Weise, zugleich nach seinem Stande, nach dem Fache in welchem er sich hervorthat, und nach seinem Glauben zu benennen. Witz dieser Art ist herzlich wohlfeil. Bei den mancherlei, zum Theil widersprechend scheinenden Beschäftigungen, welche das verzärtelnde Glück, die vielbetreibende Rastlosigkeit, und das begehrliche Gelüsten des Menschen, oft einem Einzigen aufbürden, ließen sich wohl noch ungleich längere aristophanische Zusammensetzungen erfinden; denn ihres gleichen liegen freilich tausend im Hinterhalt: schwerlich aber wird der zuerst darüber lachen, welchen sie treffen, wenn sie ihm auch, nach dem Rechte der Wiedervergeltung, zukämen. Ein Gelehrter, von dem wir vollendete Dichterwerke besitzen, und dem vielleicht keine nachläßig geschriebene Zeile entschlüpft ist, ein Sänger, dessen Lieder von allen Lippen zu aller Herzen ertönen, erhält die zweideutige Aufforderung, seinen Musenalmanach fortzusetzen, damit ihn seine Landsleute, die ihn im Jahre vergessen, beim Anfange des Jahres nennen mögen. Jeder Freund des Geschmacks muß sich freuen, von dem geschmackvollsten Dichter der Nation endlich eine Ausgabe besorgt zu

sehn, die mit der Pracht des Auslandes wetteifert; und sein Verleger wird vorgestellt, als ob er alle Uebrigen, nach der Lokation, zu gleicher Ehre einlüde. Endlich scheint es, als müsse sogar der gefeierte vielumfassende Geist, dem das Gebiet des Parnasses und selbst die Gränzen seiner Muttersprache zu enge sind, da er sich dauert daß er sie schreibt, der in früheren Jahren Orthodoxie und gothische Baukunst vertheidigte, und in neueren Zeiten die Knochenlehre, die Pflanzenkunde, und die Wissenschaft von Erscheinung der Farben, sobald er solche seiner Ansicht würdig fand, mit Entdeckungen bereicherte, der Frösche und Charaktere mit gleicher Geschicklichkeit zergliedert, den Neckereien des kühnen Spötters zum Ziele dienen; weil es ihm zuweilen beliebt hat, dem leselustigen Publikum hingeworfene unvollendete Bruchstücke Preis zu geben, oder alltägliche Charaktere, Begebenheiten, Bemerkungen und Gefühle, in dem nämlichen Lichte aufzustellen, welches im Lesen auf sie fällt. Wenigstens haben manche Leser das Sinngedicht, wohlfeile Achtung, auf ihn bezogen.

Selten erhaben und groß und selten würdig der Liebe
Lebt er doch immer, der Mensch, und wird geehrt und geliebt.

Als ob es nicht billig wäre, daß man an ihm liebe und ehre, was erhaben und groß und liebenswürdig ist; was es aber nicht ist, übersehe, oder wenigstens jenes um dieses willen nicht vergesse!

Da die Xenien, wie wir leider bemerken, einzelnen Männern so übel mitspielen, was Wunder, daß sie gegen eine ganze Dichtungsart eine noch kühnere That wagen? In der Hölle erscheint ihnen der Herkules der Schaubühne, vom Vögelgeschrei der Tragöden, vom Hundegebell der Dra-

maturgen umringt. Soll diese Beschreibung, wie Scholiasten behaupten, den Barden von Stratford bezeichnen, so zeugt wenigstens die Charakterisirung der Dramaturgen, von auffallender Unerkenntlichkeit gegen den neuesten derselben, Wilhelm Meister. Aber mancher andere Zug des Gemäldes ist nicht minder unähnlich. Wer darf dem sprachkundigen Deutschen Schuld geben, er lese Shakespear'n nur in der Uebersetzung, und sehe die Urschrift nicht mehr an? Wie ziemt es dem durch sich selbst gebildeten Natursohn, in der Unterwelt Glauben an die alten Griechen zu predigen? Wer mag es wahrscheinlich finden, daß er in des Tartarus Nacht gestiegen sey, um den alten Kothurnus zu holen? Wann hielt dieser herzliche Mensch dafür, daß Menschen aus der Welt, die ihn zunächst umgab, eine Misere wären, der nichts großes begegnen, durch die nichts großes geschehen könne? Wodurch erklärte er ihre Natur für eine erbärmliche, die man bequemer und besser zu Hause habe, und verwies sie auf die große, unendliche? Wann war dem ehrlichen Theilnehmer ihr Jammer und ihre Noth so fremd, daß er sich von ihnen abwandte? Wann drang er darauf, daß die Zuschauer die Bühne besuchen sollten, um sich selbst zu entfliehen? Wann strebte er allein nach dem großen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt? Dem Fremdling, der ihn nicht besser versteht, ist es gegangen, wie dem Franzosen in Boileau's Todtengespräche, der die Helden der Vorzeit kennen lernen wollte, und seine Pariser Nachbarn in Scudery's Heldentracht wieder fand. Er stieg zum Styx hinab, um einen Blinden über das zu fragen, was sich nur sehenden Augen offenbart, und fand, was seine Thaten werth waren, Verblendung.

Ist alles angeführte nur ein Spiel, weil der, welchen man mit Worten todt schlägt, am Leben bleibt? Waren wir zu strenge gegen Ausbrüche der Laune? Bietet der Dichter nicht selbst seinen Bogen und Platz zu den Ringen an? Das thut er freilich; und wir fühlen überdem, in welches gefährliche Spiel der sich einläßt, der dem scharfen vielschneidigen leidenschaftlichen Spott, mit Gründen des Ernstes und kalter einfacher Mäßigung, begegnet; wir erkennen, daß nichts leichter ist, als auf einer Kampfstätte Wunden davon zu tragen, wo besser geharnischte Männer unterlagen. Aber die Wahrheit durfte der Gefahr wegen, welcher sie ausgesetzt wird, nicht verläugnet werden: und, eben weil es noch Zeit ist, vor einem gefährlichen Beispiel zu warnen, das, wie wir wissen, viele anlockt, hielten wir uns für verbunden, dieser, wie die Buchhändler-Anzeige des Almanachs sie nennt, neuen Erscheinung umständlicher zu gedenken, damit wir, nach unserm schwachen Vermögen, dazu beitrügen, sie zu keiner alltäglichen zu machen. Wir begnügten uns, unter einer Menge tadelnswürdiger Ausfälle nur einige, die flüchtigem Lesen auffielen, bemerklich zu machen. Jeder wird mehr als einen Gegner finden. Wehe ihnen, sollte der Mann ihre Kunde vernehmen, welchen sie für den alten Peleus halten, der uns aber vielmehr, bei seiner unablässigen Wanderung durch alle Gefilde des Wissens, dem Könige Odysseus zu gleichen scheint. Erkennt er an ihnen die Begegnenden, welche das schöngeglättete Ruder auf seiner Schulter für eine Wurfschaufel nehmen, und sich weigern mit Salz gewürzte Speise zu genießen, so weiß der Himmel, ob er, der Lehre des Teiresias eingedenk, nicht sie selbst dem Meerbeherrscher opfert. Denn wiewohl Verblendete wähnen

mögen, es mangle ihm die spannende Kraft und die Schnelle, so hat Athene ihm dennoch, so oft er dessen bedurfte, Brust und Schultern gestärkt, Niemand warf ihn bisher ungestraft, und das Gelächter ohne Maaß, die verwirrten Gedanken, das wildverzerrte Antlitz, das blutbesudelte Mahl, und die mit Thränen erfüllten Augen dieser Freier, sind ein wahrsagendes Zeichen, daß bald der unter sie treten werde, der es vollendet. Aber freilich bedarf es seiner Ankunft nicht, da so mancher aus dem Volk gegen die Uebermüthigen sich rüstet. Möchten alle Streiter bedenken, daß sie ihre Mißbilligung eines beleidigenden Tons nicht besser an den Tag legen können, als wenn sie niemals in denselben einstimmen! Möchten sie ihren Gegnern, die an Wahrheitsliebe und Billigkeit so leicht zu übertreffen sind, an Scharfsinn, Witz und Kürze keinen Fuß breit weichen! Denn, in der That, sind die Xenien nicht so arm an Witz, als ihre Entschuldiger uns überreden möchten; obgleich Bitterkeit nicht selten dessen Stelle vertritt, und, bei dem Haufen unbedachtsamer Leser, zuweilen durch falschen Schimmer ersetzen kann. Wir haben einige Versuche unterdrückt, die uns diesen Forderungen nicht zu entsprechen schienen, schmeicheln uns den Urhebern derselben damit einen Dienst geleistet zu haben, und ergreifen diese Gelegenheit, denen, welche sich uns nicht zu erkennen gaben, die Ursache unsers Verfahrens bekannt zu machen.

— Indem dieses Blatt aus der Druckerei zurück kommt, erhalten wir schon den ersten Beweis, wie gegründet unsre Furcht vor einem gefährlichen Beispiel war. Unter dem Titel: Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen, hat Jemand, der wohl einer bessern Arbeit gewachsen wäre, die

Mühe übernommen, Ungerechtigkeit und Hohngelächter mit gleicher Münze zu vergelten. Was sich dagegen sagen läßt, wird ihm freilich nicht neu seyn: uns aber war an dieser Erscheinung zweierlei neu und schrecklich. Das erste, daß er zwei hochverdiente Männer als Verfasser der Xenien annimmt, welches der Himmel verhüte! Das zweite, daß er den Archivaren eine Grobheit in den Mund legt, dergleichen sie weder geäußert haben, noch äussern werden. Nie! So etwas sagt sich nicht: das ist man höchstens so unglücklich zuweilen zu denken.

Mehr Freude und weniger Schreck erweckt uns eine Elegie, die freilich die nämliche, unserm Bedünken nach, irrige Vermuthung über die Verfasser der Xenien hegt, deren Sänger aber, wahrscheinlich eben dadurch, bewogen ist, die gute und lobenswürdige Seite an ihnen aufzufinden. Zum Beweise der Unparteilichkeit, nach der wir ringen, tragen wir kein Bedenken, sie unsern Lesern mitzutheilen; zumal da wir besorgen müssen, daß sie, an dem Orte wo sie steht, im dritten Stücke der Beiträge von gelehrten Sachen zur vorjährigen Hamburger Neuen Zeitung, vielleicht übersehen werden, oder doch, als einzelnes Blatt, leichter verloren gehen könnte, als in einer bogenschwereren Zeitschrift. Ausserdem ist sie dort, auf Gesangbücher-Art, als Prose gedruckt, und erhält hier zuerst ihren gebührenden poetischen Glanz, der sogar die Anmerkungen umstralt. Wir glaubten nur etwas zurück gehen zu dürfen, um den Verfasser zu errathen; und trifft diese Vermuthung nicht ganz neben hin, so hat er uns längst berechtigt, Beiträge von ihm zu erwarten, womit er, in einem Fache, das nicht weniger Geisteskräfte erfordert und bewährt, als das Gebiet ernster Wissenschaften, von jeher zu karg und zu geheimniß-

voll war: er mag uns also verzeihen, daß wir zur Sünde des Stehlens unsre Zuflucht nehmen. Reicht aber diese Entschuldigung nicht hin ihn darüber zu besänftigen, so sind wir gern erbötig, sie, mit ausdrücklicher Anrufung seines Namens, zu wiederholen und zu verstärken.

Tübingen. Cotta verlegt auf vierzehn geglätteten Bogen
(Ungerechnet ein Bild, schön gestochen von Bolt):
Musenalmanach, herausgegeben von Schiller a).
Nur fürs künftige Jahr, aber der Ewigkeit werth!
Alles in allem enthält der Band fünf hundert und funfzehn
Meisterstücke, gewiß auf den Kauf nicht gemacht.
Wir bedauern gar sehr, daß unser Raum so beengt ist,
Sonst zergliederten wir jeden einzelnen Vers.
Eine Venus zerlegt der Zergliederer Nerve vor Nerve,
Bis sein verfolgender Blick hascht im Gehirne den Geist.
Aber wir müssen uns nur mit Anschaun des Ganzen begnügen;
Doch der Leser besitzt bald das Meisterstück selbst.
Um vorläufig indeß zum herrlichen Gastmahl zu reizen,
Heben wir einiges doch vom Vortreflichsten aus.
Nur beim Kupfer erlauben wir uns, unmaßgeblich zu fragen:
Tanzt die Muse da nicht mit verrenketem Fuß,
Schiefanspringend? Doch dies ist kein bedeutendes Omen;
Jeder Vers wiedersprách' einem so thörigten Wahn b).

Die genannten Verfasser sind: Göthe, Steigentesch, Langbein,
Madam Sophie Mereau, Kosegarten und Conz,
Meyer, Neuffer, Woltmann, Pfeffel, Matthisson, Schlegel
(Göthens

a) Dieses ist eingesandt. Wir waschen die Hände in Unschuld;
Denn von Versen verstehn unsre Zeitungen nichts.

b) Vergl. S. 255.

(Göthens Panegyrist c), und der Herausgeber selbst.
Wir übergehen zuerst viel meisterhaft schöne Gedichte,
Voll Gefühls, wie Kleist, witzig, wie Lessing sie sang.
Solche findet man ja in Vossens Almanach auch noch.
Aber wir halten uns beim Originellen nur auf.
Dessen ist hier auch so viel voll überschwenglicher Hoheit,
Voll durchdringender Kraft großen reellen Genies.
So was hat Deutschland noch nie gesehen, und sieht es nie wieder;
Marcard und Kotzebue sind dagegen wie Staub.
Englands Stolz steht beschämt, und das anarchische Frankreich
Weicht ohnmächtig dem Strahl deutscher Geniuskraft.
Es sey nun, daß Sprüche der Weisheit die Dichter begeistern,
Oder auch Politik, oder satyrischer Scherz.
Aber vor allen, wenn sie die Geissel züchtigend schwingen,
„Feurig stößt dann Schlag auf Schlag, Witz auf treffenden Witz."
Und der gewaltige Vers stürzt dann über die eigenen Füße,
Wie über Wohlstand und Fug das allerneuste Genie.
Unsre Leser sehn leicht, daß wir jetzt von den Xenien reden,
Welche dem Almanach gütigst angehängt sind.
Wo wir nicht irren, so sind derselben über vierhundert,
Jede ein Distichon, doch das Epopäen aufwiegt.
Die neun Musen haben sich wahrlich Herrn Schiller und Göthe
Ganz zum Wonnegenuß samt und sonders verliehn.
Diese Xenien sind die Kinder der heimlichen Ehe,
Aber mit Herkules Kraft und con amore gezeugt.
Nicht gemeine Natur sieht man hier, nur Göttergestalten,
Kein alltäglich Gesicht, keinen geistlosen Blick.
Hört man sie reden, so hört man unerhörte Gedanken,

*) Zur Berichtigung: der heißt Friedrich, dies ist August Wilhelm.

Wie seit Sekulen nie Menschengehirn sie gedacht.
Bald (zum Beispiel des Hohen) wird Jakob zum Esel verwandelt d),
Oder weicht man nicht aus, stößt uns der hallische Ochs e).
Dann des Kühnen: da wird der Blitz nach Hause geleuchtet,
Der, wie Luther einst that, stinkende Dünste vertreibt,
Die (das beweiset ja Schmidt f) viel besser sich ruhig vertheilten g);
Rosenwasser heilt ja immer am Besten den Krebs.
Dann des Originellen: die sämtlichen Flüsse in h) Versen,
Und der Thierkreis dazu i), so wie der ganze Donat k).
Dann des Edlen: der höfische Scherz vom seynwollenden Dichter,
Welcher sich Graf und Christ jetzo zu seyn noch erfrecht l).
Auch mit gerechtem Maaß wird der Puriste gemessen,
Der doch nicht einmal weiß, wie man Pedant uns verdeutscht m).
Selbigem möchten wir noch zur Uebersetzung empfehlen,
Arrogant, Insolent, Impertinent und Niais.
Voller Bescheidenheit sind auch die Xenien, denn sie vergleichen
Sich mit Komma und Punkt n), sie die Gedankenstrich sind!
Seite Zweihundert Vierzig und folgende sehen wir Newton
Als einen neblichten Stern weichen dem strahlenden — Mond,
Der gleich darauf mit Gurkensalat die Optik beleuchtet,
Aber „in Versen!" es sagt, weil man die Prose nicht hört o).
Auch die Gerechtigkeit wird durchgängig aufs beste gehandhabt:

d) S. 213. e) S. 216.
f) Siehe den zweiten Band der Neuen Deutschen Geschichte.
g) S. 222. h) S. 225. i) S. 216. k) S. (67?)
l) S. 227. m) S. 237. n) S. 238. o) S. 242. fg.

Tros Rutulusve fuat, alles wird wacker gebläut.
Voller Urbanität, nur auf Akademien zu lernen,
Welche das platte Land nun und nimmer begreift,
Faßt nun der Satyr die Geißel, und züchtigt die Skribler.
Vor allen
Den, der so leer als queer p), kurz, aber pöbelhaft schreibt.
Lessings und Ramlers unwürdiger Freund, wie wird er zum Nickel,
(Klas, das wäre zu fad') o wie zum Nickel q) geprägt!
Ihm geschieht, wie uns dünkt, nicht Unrecht. Er schmähte die Horen,
Dieses unsterbliche Werk, er, der plumpe Gesell r).
Diese gesitteten Mädchen gehn ja so duldsam und weise
Auf den Pfad der Natur, den sie zuerst uns gebahnt.
Schimpft dann der Dumme s), sie schweigen. Wen rührt nicht ihr „Paete non dolet,"
Wenn sie aus ihrer Brust den vergifteten Dolch
Ziehn! Doch fast zu verschwendrisch ergießt sich das Weltmeer der Laune,
Denn es überschwemmt ja nur ein häßlich Insekt t),
Solches Witzes nicht werth. Es stürbe vom frostigsten Wortspiel u).
Doch dergleichen entfuhr Schillern und Göthen noch nie!
Weiter wird noch viel Sündern die schwache Seite gerieben,
Aber mit Höllenstein nie, sondern mit attischem Salz.
Viel liegt im Hinterhalt noch für den Schächer, welcher dem Stäuper v)

p) S. 246. q) S. 246 sq. r) S. 248.
s) S. 246. 250. t) S. 246. u) S. 246. 258. sq. sq.
v) Im Original stand hier ein anderer Ausdruck;
Doch den strichen wir weg, weil er zu heftig uns schien.

Statt demüthigen Flehns trotzig den Rücken entblößt w);
Stehendes Fußes schießt zu tausenden xenische Pfeile
Vom Katheder herab Jena's erzürnter Zevs.
Auch Kunstkenntniß verräth, nicht ohne Schalkheit, der Dichter,
Der armseligs Geschwätz niemals in Verse gebracht x).
Wie vortreflich wirft nicht der Spötter die Gäuche zu Boden,
Die unsre goldene Zeit y) (welche Blindheit!) nicht sehn;
Die nicht jegliches Wort der Meister vergöttern, und läugnen,
Unser Lucan sey Virgil, unser Florus, Sallust!
Noch lucianischer singt der schalkhafte Dichter den Wettstreit
Um die göttingische Wurst, die er mit Pfeffer bestreut z).
Einer Vortreflichkeit noch muß hier Erwähnung geschehen:
Tiefe Politik herrscht auch auf jeglichem Blatt.
Doch wer vernimmt zu Ohren die hohen Lehren der Weisheit,
Die das Franzthum nicht kennt, deutsche Dummheit nicht faßt.
Zweierlei Art lernt man hier, „die treffende Wahrheit zu sagen,
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim a).“
Rath im geheimen Conseil von geheimen Räthen gegeben,
Findet viel bessere Statt, als des Menschenrechts Tand.
„Wenn man laut den einzelnen schilt, er wird sich verstocken,
Wie sich die Menge verstockt, wenn man im Ganzen sie lobt b).“
Daraus erhellet, warum sich Pharao trotzig verstockte,
Weil die Plagen ihm einst öffentlich Moses gesandt.
„Willst du frei seyn, mein Sohn, so lerne was rechtes, und halte
Dich genügsam, und sieh niemals nach oben hinauf c).“
Weise gesagt! Denn von oben kommt Hagel und Wolkenbrüche,
Aber von unten kommt nichts auf die Völker herab.

w) S. 259. x) S. 274 sq. y) S. 276 sq. z) S 290.
a) S. 30. b) Ibid. c) S. 28.

Doch wir fühlen, daß uns das Meisterwerk, wie wir es lesen,
Mit ansteckender Glut fast zu Dichtern entzückt;
Darum brechen wir ab, das Große, das Schöne zu schildern,
Den gutmüthigen Scherz, den nie hämischen Witz,
Der den stolzen Stümper nur straft, der prahlt, er sey Meister,
Doch aus Menschengefühl stets den Menschen verschont.
Nichtsinn oder Sinn, das ist hier niemals die Frage,
Denn ein jegliches Wort wird zum Gedanken der Kraft.
Alles ist meisterhaft hier, nichts Plattes, Schales, Gesuchtes;
Kein skurrilischer Spaß, alles männlich und stark!
Würde doch jeder Monat zum Jahr, und gäb' uns Herr Schiller
Zwölfmal in jedem Jahr so ein Ambrosiafest!
Ja, erlebten wir es, wir würden niemals ermangeln,
Unserer Pflicht gemäß dieses Fest zu begehn.

F*.

2.

Das Aeußere des Vossischen Musenalmanachs unterscheidet sich vortheilhaft von den vorhergehenden Jahrgängen. Er hat lateinische Schrift erhalten, welche Gedichten besser als gothische ziemt; sein Druck ist zwar nicht prächtig, aber zierlich; und der Abstand zwischen Zeilen, Stanzen, und den Namen der Gedichte und Dichter, hinreichend, ohne in Verschwendung auszuarten. Das Titelkupfer, wie es der verdorbene Geschmack nun einmal verlangt, ist freilich auch nicht besser, als es verdorbener Geschmack zu erhalten verdient.

Der Grundsatz des Martial, welchen der Herausgeber sich zu eigen gemacht hat, daß Gedichte dem Grammatiker auch ohne Grammatiken lieb seyn müssen, ist von ihm selbst sehr glücklich befolgt. Seine Uebersetzung der achten Idylle Theokrits, die Wettsänger, hat allen Wohllaut, alle Leichtig-

keit und Verständlichkeit eines Originals; und verdient daher mit Recht der Lesewelt mitgetheilt zu werden, die von einem Almanach Geschenke erwartet, welche ihrem Fassungsvermögen angemessen sind. In sofern, in diesem Wettstreit, einer den Preis erhält, kann sogar die Erforschung der Schönheiten, durch welche er seinen keineswegees verächtlichen Gegner besiegt, zu einer angenehmen Uebung der Urtheilskraft dienen; und die Gutmüthigkeit und Freundlichkeit beider Nebenbuhler gegen einander, die Ehrfurcht vor der Unverletzlichkeit elterlicher Habe, die freie liebevolle Entscheidung des alten Schiedsrichters, nähern sich einer sittlichen Vollkommenheit, welche die Alten nur selten beobachten, die auch in unsern, das Alte liebenden Tagen, weil sie unstreitig von einigen Flachköpfen zu weit getrieben und manierirt ward, neuem Tadel ausgesetzt ist, von der sich aber doch, ohne Furcht vor dem Anschein der Frömmelei, behaupten läßt, daß sie zwar nicht der Hauptzweck der Dichtkunst sey, wohl aber, wenn ihre Aeußerungen demselben weislich untergeordnet sind, den angenehmen und wohlthätigen Eindruck der Dichterwerke vermehre. Nicht minderen Preis, der Treue und anmuthigen Lesbarkeit, verdienen die Uebersetzungen der ein und zwanzigsten und dreißigsten Idylle Theokrits. Der Frauentanz ist ein reizender Widerspruch, der sich endlich in Eintracht auflöset, und dessen glücklich erfundenes Sylbenmaß dem Ausdruck der Gedanken vollkommen anliegt. Wir müßten alle Lieder des Sängers nennen, wenn wir anführen wollten, wie oft Erhabenheit und Einfalt, Weisheit und Dichterfülle, Wahrheit der Gesinnungen und des Tons, bei ihm zusammentreffen. Ein Gleichniß der Duldsamkeit abzuschreiben sey uns vergönnt, weil es nicht oft genug wiederholt werden kann.

Gott dacht' ein Weiser innig,
Und sah ein Kind am Strand.
Was schöpfst du, Kind, so sinnig? —
Das Meer in hohlen Sand!
Was? Knab', in diese Höhle
Das Meer? — Und du, o Thor,
Schöpfst Gott in deine Seele!

F. L. Graf zu Stolberg bewährt sich seines, auch auf dem Parnaß erlauchten Namens, und unserer Liebe, durch begeisterte Worte würdig. Kassandra weicht an Erhabenheit und Wohllaut keiner Ode, deren sich eine alte oder neue Sprache rühmen kann. Die Schwalbe und die Nachtigall würde ihrem Dichter Sitz und Stimme auf dem Parnaß erwerben, wäre sie auch das einzige, was wir von ihm besäßen.

Gleim's Lieder verfehlen den Weg zum Herzen nicht, welchen ihre früheren Brüder und Schwestern fanden. Liebe zu dem was Liebe verdient hat sie hervorgebracht, und wer darauf nicht Verzicht thut muß sie mit Vergnügen aufnehmen. Ein Strafgedicht, das nicht seinen Namen trägt, ist wenigstens in seiner Art gesungen. Wir haben Unrecht, wenn es unsre Leser nicht errathen. Wir würden Unrecht haben es deutlicher zu bezeichnen, wenn sie es auch errathen.

Pfeffel bleibt auch hier seinem Vorrecht getreu, treffende Wahrheiten in wohlgetroffenen Bildern aufzustellen.

Der mit Recht beliebteste Dichter einer durch ihn veredelten Schwestersprache Germaniens, Baggesen, hat unserm Vaterlande mehrere schöne Gastgeschenke hinterlassen, wofern sich diese verdächtig gewordene Benennung jetzt noch in gutem Sinne gebrauchen läßt. Das Bischoflied, das Theelied, die Grazie des Widerspruchs, einige kleinere

Gedichte, sind eben so gefällig als witzig. Die gesamte Trinklehre ist ein vollkommenes Muster der gutmüthigsten feinsten Neckerei.

Von Nicolay's Turban, und mehr noch sein Ezzelin, scheinen uns Meisterstücke der erzählenden Dichtkunst.

Falk's Versuch in rührenden Volksliedern war uns eben so angenehm als unerwartet.

Unter Haugs Beiträgen, welche die Zierde jeder Sammlung seyn würden, erlauben wir uns, um seiner großen Anwendbarkeit willen, ein Sinngedicht auszuzeichnen.

Der Unterschied.

Bull, den Stadtpoeten,
Nennet ihr Ovid?
Lernt den Unterschied:
Er ist kein Ovid,
Aber ihr seyd Geten.

Freunde der Matthissonschen Manier werden in von Salis Gedichten eine angenehme Befriedigung ihres Geschmacks finden. Gedachte Empfindung und Wohlklang lassen sich ihnen, ohne Ungerechtigkeit, nicht absprechen; vielleicht aber würde ihr Eindruck ungestörter seyn, wenn ihn der häufige Gebrauch zusammengesetzter Ausdrücke nicht unterbräche. Wenigstens ist ihnen die Nachbarschaft solcher Sänger, die, ohne sechsfüßige Worte, der Seele erhabene Bilder hervorrufen, bei uns gefährlich gewesen.

Tiedge hat nur ein Lied gegeben, aber dieses eine wiegt viele andre auf, und macht seinem Herzen nicht minder Ehre, als seiner Dichterfertigkeit. Eine dankbare Erinnerung an die Veteranen unsrer Literatur kommt, mehr als jemals, zu rechter Zeit.

Overbeck kleidet Lehren der Weisheit in die Sprache der Musen. Sie sind mehrentheils dem Martial nachgebildet; aber die Ungezwungenheit ihres Tons läßt den Leser nie bemerken, daß er eine Uebersetzung lieset, und Gedanken solcher Art verdienen das Eigenthum jedes Volks zu werden.

Die Unterschrift B. bezeichnet Gedichte eines Mannes, der, mit den Schätzen des Auslandes vertraut, nicht wenig dazu beigetragen hat, seine deutschen Freunde zur Erwerbung ähnlicher aufzufordern. Was von ihm selbst kommt verräth die Feinheit des Geschmacks, mit welcher er fremde Schönheiten aufzufinden wußte, und die Leichtigkeit des Witzes, die zwar mit der Begeisterung nicht wetteifert, oder auf Lorbeerdiademen Anspruch macht, der es aber an gefälligen Kränzen nie gebrechen wird, so lange auch die Freuden der Unterhaltung zu den Bedürfnissen des gebildeten Lebens gehören.

Von P's Sittensprüchen des Demokrates gestehn wir, daß uns der zweite undeutlich ist:

Schön ist's, gedenkt ein Sterblicher, was Menschen gleicht.

Diese flüchtige Uebersicht mag hinreichen, unsere Erkenntlichkeit gegen die dichterische Auswahl dieses Musenalmanachs zu bezeugen, der sich recht gut lieset, ohne zu den Commaten und Punkten seine Zuflucht zn nehmen, welche die Xenien, am obenangeführten Orte, geltend machen wollen. In Ansehung dessen was man die philosophische oder politische Tendenz der aufgenommenen Gedichte nennen könnte, ist er eben so frei von Einseitigkeit. Wir begnügen uns, zum Beweise dieser Bemerkung, die Zusammenstellung der von S. 197 bis 207 auf einander folgenden Stücke: Kassandra, Beruhigung, die Kirche, und Gegen die Verfinsterer, anzuführen, welche

eine wichtige Angelegenheit unsrer Tage, aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten, betrachten. Eine Unparteilichkeit, die vielleicht noch schwerer ist, als die ästhetische.

3.

Etwas mehr Distinktionszeichen hat die Göttinger poetische Blumenlese freilich, wiewohl es auch ihr keinesweges an lobenswürdigen Beiträgen gebricht. Ihre äußere Form ist unverändert. Die seit einigen Jahren wieder hinzugekommenen Kupferchen sind, in Ansehung des Stiches wenigstens, zu sehr vernachläßigt, als daß sie bilderlustigen Käufern gefallen dürften. Darüber wird jedoch die Erfahrung des Verlegers am sichersten entscheiden. Soll die bildende Kunst, auf einem so engen Raum, sich mit Gesängen der Musen verschwistern, so scheinen uns Zeichnungen nach schönen Gemmen am schicklichsten für diese Bestimmung; und wir wissen Niemanden, dem wir die Auswahl derselben lieber vertrauen möchten, als dem geprüften Geschmack des Herrn Fiorillo.

Aus Bürgers Nachlaß erhalten wir sein von ihm verbessertes Lied an die Leier, welchem er selbst doch vielleicht den kleinen Flecken, Herze statt Herz zu gebrauchen, weggewischt haben würde. Der Ausbruch seines dichterischen Zorns, als ihm ein Kuß versagt wurde, war uns, obgleich die Jahrszahl 1771 darüber steht, entweder nie zu Gesichte gekommen, oder gänzlich entfallen, und ist herzlich willkommen. Die Ode an den Herzog von York hat nicht viel mehr Verdienst, als das des Augenblicks. Der Prolog gehört zu seinen Mißbräuchen der Versmacherei. Ein Räthsel,

aus dem Englischen der Lady Melbourne, findet vielleicht seine Freunde.

Verfertigt ist's vor langer Zeit;
Doch mehrentheils gemacht erst heut.
Höchst schätzbar ist es seinem Herrn;
Und dennoch hüter's Niemand gern.

Die Auflösung ist: das Bett.

Kästner lieset sich allerdings auch in diesem Kalender noch weit geehrt, und mit Recht. Es kostet viel, nicht jedes seiner Sinngedichte abzuschreiben. Bei einem können wir der Versuchung unmöglich widerstehn.

Die Unwiderleglichen.

Von jedem, der euch widerspricht,
Sagt ihr verachtungsvoll: der Mann versteht uns nicht!
Könnt ihr nun nicht verständlich schreiben,
So mögt ihr ungelesen bleiben.

Manso's Inseln der Seligen sind eine lyrische Dichtung von seltner Anmuth, und ein schöner Beweis, wie viel die Kunst für die Natur zu thun vermag, wie gern die Grazie auf der Grazie Ruf erscheint.

Gleim ist hier nicht minder schätzbar, als in der Sammlung seines Freundes Voß. Vielleicht ist er hier noch öfter unser Anakreon.

Klamer Schmidt zeigt sich des Sängers würdig, in dessen Liedern er wie in seinem Herzen lebt. Auch ihn begeistert Venus Urania. Wir danken ihm für jedes seiner Gedichte, und geben nur, da seine Freigebigkeit unter vielen die Wahl gestattet, den Träumen des Alters, und den Empfindungen an Phädons Grabe, den Vorzug.

Durch weise Frömmigkeit und geläuterte Empfindung, ist

ihm von Schmidt-Phiseldeck nicht minder verwandt, als durch Aehnlichkeit des Namens.

Von Stamford bleibt den Gesinnungen und der Gabe des Ausdrucks treu, die ihn längst beliebt machten.

Tiedge vereinigt den tiefen Sinn eines Philosophen, mit dem leichten Ausdruck des Dichters, und der gefälligen Kunst des Versbaues. Besonders haben uns das Gedicht an Acidalia, die Entsagung, die Erinnerung, die beiden Bäche, und die Fabeln in Pfeffels Manier gefallen, von welchen die zweite den Faden aufnimmt, welchen die erste fallen lassen, und den nämlichen Gedanken, ohne ihn eigentlich zu wiederholen, auf's neue ans Herz legt.

Daß Falk gefallen könne, auch wenn er liebkosende Worte spricht, haben wir schon, bei Gelegenheit der vorhin erwähnten Sammlung, bemerkt, und fänden hier auf's neue Veranlassung dazu. Ausgezeichneter scheint uns dennoch sein Talent zur Satyre, wie die Schmausereien beweisen. Sehr willkommen und von angemessenem Ausdruck sind beide Jägerlieder, deren letztes auch unstreitig das beste Kupfer dieses Almanachs herbeiführt.

Haug hat uns schon köstlicher beschenkt, als hier geschieht, und Leuchtkugeln glücklicher ausgespendet als Worte der Liebe. Er verzeihe, daß wir das Gute minder schätzen, weil wir von ihm des Besseren gewohnt sind.

Schink's Tyrannenlied enthält vielleicht zu viel gräßliche Gegenstände, um dem Auge einen Ruhepunkt zu gestatten, bei dem es mit Vergnügen verweilt. Seine beiden Sinngedichte entrunzeln die Stirn, und haben folglich gewonnen Spiel.

Von Ramler'n erhalten wir die acht- und neun und

zwanzigste Ode Anakreons, mit Anmerkungen begleitet, welche die Absicht des ganzen Liedes und jedes einzelnen Ausdrucks erläutern, und alles so deutlich machen, daß ein solchergestalt zerlegtes Gedicht keiner Annehmlichkeit der faßlichsten Prose ermangelt. Wir dürfen uns ohne Zweifel schmeicheln, der Dichter werde die neue Ausgabe seiner eigenen, ungleich gelehrteren Oden, mit einem eben so reichlich versorgenden Kommentar ausstatten.

Von Halem's Distichen und kleine Apologen sind dankenswerth. Mehr aber noch seine beiden dem Neugriechischen nachgebildeten Gedichte, unter denen die Stickerin besonders keine Vergleichung mit altgriechischen Schwestern scheuen darf.

Freunde der Karschin finden eine Epistel aus ihrem Nachlasse.

Eine Fabel von La Fontaine, die Grille und die Ameise, die schon Voltaire mit Recht tadelte, erhielt in Pockels Umarbeitung zwar eine ernstere Sprache, ward aber auch ungleich gedehnter, und verlor allen Schein des Witzes, ohne eindringlichere Wahrheit zu gewinnen.

Conz hat in seinem Philosophen einer prosaischen Erzählung Arouets Versifikation gegeben, aber die Schönheiten geraubt, derentwegen wir nicht satt werden das Urbild anzusehn. Das ist eine Entheiligung, zu der man nicht schweigen darf, und welche, wie seine übrigen poetischen Beiträge, den Wunsch erregt, daß er lieber künftig die Ente Aanguitsch jagen, als einem Verdienste vergeblich nachstreben möge, welches, wie sein Beispiel beweiset, auch einem verständigen und gelehrten Manne versagt bleiben kann.

Engelschall's Paphos und Palmerine haben

Dichtersprache, aber nicht einen der Zauber, durch welche diese Sprache zu unserm Herzen redet. Das Ohr vernimmt sie wie einen längstgehörten Laut, der wiederkehrt und ermüdet. Was sich von Dichtkunst lernen läßt, mag größtentheils darin zu finden seyn; was Dichtkunst schuf, ist ferne von ihnen. „Wie wird es dir ergehn," fragte ein Muselmann den Franken, welchen er menschliche Gestalten auf dem Papiere abbilden sah, „wenn nun am Tage des Gerichts alle diese Leiber eine Seele von dir fordern?"

Friedrich's Fabeln offenbaren einen denkenden Kopf, ein Herz das für Wahrheit und Recht empfindet, einen Dichter der Anlagen genug vereinigt, um dereinst neben Pfeffel genannt zu werden. Es sey dem Wunsch, ihn so vollkommen zu erblicken als er zu werden Kräfte besitzt, erlaubt ihn zu erinnern, daß die Fabel vor allen Dingen Klarheit, Belehrung durch Handlungen, und eine gewisse Wahrscheinlichkeit erfordert, deren Verletzung selbst der augenblicklichsten Täuschung in den Weg tritt. Ob der Machtspruch nicht dem Bedürfnisse der erstgenannten Eigenschaften widerspreche; ob die Folgerung welche der Fürst zieht, daß der welcher Knechtschaft erwählte, auch mit Knechtesstrafe zu belegen sey, ob seine treffende Ahndung einer versteckten Bosheit, nicht dem Haufen der Leser ersprießlicher scheinen werde, als die schonende Nachsicht des Raths, der auf buchstäbliche Befolgung der Gesetze dringt; ob der Fabeldichter eine so wichtige, aber so leicht verkannte Lehre, nicht vielmehr durch ein Beispiel als durch eine Sentenz, ans Herz legen sollte, überlassen wir seiner eigenen Prüfung, der wir, wenn sie gegen uns ausfällt, unsre Zweifel willig aufopfern. Dagegen überzeugen wir uns, daß er selbst gestehen werde, die in seinem

Ritter und Skorpion angeführte Ausrede des letzten, daß ein Kardinal ihn liebe, daß der erste Schleppenträger desselben sein vertrauter Freund und Pfleger sey, enthalte zu viel Widerspruch gegen alle Möglichkeit der Verhältnisse, als daß sie Jemand für etwas mehr als Prahlerei nehmen könne, und klinge selbst als Prahlerei zu unwahrscheinlich. Es bedurfte ihrer nicht einmal, da die Entschuldigung des Skorpions, das Stechen sey in seinem Temperament, vollkommen hinlänglich war, seine Strafe und eine belehrenden Grund derselben herbeizuführen. Das Badelied eines Dörfers ist, trotz seiner kurzgereimten Zeilen, oder vielmehr eben durch sie, schwerfällig und dunkel.

Der Schluß des Justischen Sonnets, das Schmerzlichste, trifft das Herz.

Witz, Empfindung und Wahrheit sprechen in Knebels Distichen. Eins, an die Musenalmanache, wiederholen auch wir.

Musen, gleicht ihr so sehr den Mädchen unserer Zeiten,
Laufet durch's ganze Jahr Narren und Heiligen nach!

Ein Lied von Kollmann, dem Englischen nachgeahmt, hat das Gedankengepräge eines Liedes, aber sein Ausdruck ist vielleicht nicht leicht genug, um sangbar zu seyn.

Eben das läßt sich von Lappens Liede nach dem Schwedischen sagen. Das Wort der Kraft entspricht seiner Ueberschrift. Das Schifferlied tanzt wirklich auf Wogen des Gesanges, und das Bad badet sich in lieblichem Wohllaut.

In der That man wäre unbillig, wenn man Papen glückliche Leichtigkeit des Versbaues, und mancherlei Anlagen zu mehr als einer Gattung der Dichtkunst absprechen wollte.

Besonders fehlt es weder seinen Volksliedern noch seinem Distichen an Vorzügen, denen man mit Vergnügen Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Vielleicht ist es nur die Leichtigkeit selbst, die eine glückliche Organisation ihm verlieh, welche ihn abhält, eigenthümliche Schönheiten zu erwerben, die doch allein, unter dem reichen Vorrath des Parnasses, unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehn. Singen ist seine Lust, aber zu viel singen wollen, kann ihn um den Beifall der Zuhörer bringen.

Ek's Rundgesang hat einen glücklichen Versbau. Auch was er sonst, vorzüglich Daphnen gesungen, verdient daß wir es ihm danken, und Daphne belohne.

Von K. hat ein gefälliges Gedicht Le Brun's an die Schriftstellerinnen gefällig übertragen.

In Lm's Sendung an Alexina ist etwas, das an Catull erinnert.

K. R's einziges Epigramm über Geburtsanzeigen erinnert an viele stumpfe Epigrammen.

S-l-s Wiedersehen wird Niemand wieder zu sehen wünschen.

Der Gedanke einer Antwort der Kunstrichterin an den Dichter in den Horen ist so treffend, daß er wohl verdient hätte auch sprachrichtig zu seyn, und nicht liest statt liesest zu sagen.

Was du liesest, das dacht' ich. Und lasest du's etwa nicht darum?
Lies dann künftig nur der, die nicht denkt, was du liest.

So viel dem Herren Doktor Reinhard, als Herausgeber des Musenalmanachs. Seine eigenen Gedichte, sämmtlich aus der leichteren Gattung, verdienen besondere Erwähnung. Ueber alles die Liebe, ist ein leichtes wohlversificirtes

ficirtes Lied. Desgleichen sein Willkommensgesang an den Prinzen Adolph. Die Trennung hat das Verdienst sich einer Gluckischen Melodie anzuschmiegen. Wasser und Wein ist gut gesagt. Die Erwartung legen wir unsern unparteiischen Lesern vor, um sie selbst entscheiden zu lassen, ob ein solches Ganze ihren Forderungen an den Dichter genüge, oder ob der verrufene Gottschalk dennoch vielleicht so gar unrecht nicht habe, etwas mehr zu verlangen? Es ist nicht so lang, daß man den Saiten verzeihen könnte nachzulassen; es ist nicht an die Bande eines Vorbildes aus einer fremden Sprache, oder einer bereits entworfenen Komposition gefesselt; der Sänger hatte keiner andern Vorschrift zu folgen als der seines Willens, und wählte, nicht den spielenden Reim, der auch wohl Spiele entschuldigt, sondern das Versmaß welches Gedanken verkündigt, und beim Worte gehalten werden darf *).

Jetzo nähret und hegt mein Herz kein andres Verlangen,
Als die Geliebte zu sehn, welche mich weinend vermißt.
Sieh, schon kommt sie, die Zeit! Denn endlich mußte sie kommen.
Aber so langsam sie kam; schneller noch wird sie entfliehn!
Räthlicher wär' es, ich bliebe; so braucht' ich nicht wieder zu scheiden.
Aber es wäre doch schwach! Männlicher ist es, zu gehn!

*) Anmerkung von einer andern Hand. Ein altfränkischer Begriff! Das haben wir in unsern Zeiten verändert, wie Sganarell die Lage der innern Theile des Menschen. Als Etwas das Lessing gesagt hat, wiederholt man die Sentenz: „Ich schreibe Hexameter, wenn ich zu eilig bin, um Prose zu schreiben!" Und wenn das neuste Genie sich vollends übereilt, so will man bemerkt haben, daß es auch Pentameter hinzufügt.

4.

Der Berlinische Musenalmanach ist aus breitem Duodez klein Oktav geworden, und hat schärfere Lettern erhalten: Veränderungen die uns vortheilhaft scheinen.

Der eine Herausgeber, Bindemann, hat mit liebevoller und kunstgeübter Hand schöne Blumen in diesen Kranz geflochten. Besonders sein erstes Gedicht, die Odergegend, zeugt von einem Sänger, der die Capitoli und Terze rime der italischen Meister wohl zu Herzen nahm, und ihr Verdienst für unsre Sprache zu erringen wußte.

Der andre, Schmidt, giebt uns keine Veranlassung das Urtheil zu mildern, worüber zwei verschiedene Anzeiger seiner im vorigen Jahr erschienenen Gedichte, im Archiv, sich vereinigten; wiewohl wir gewiß sind, daß es ihm nur an einem etwas mehr geläuterten Geschmack, oder an dem Rath eines kritischen Freundes gebricht, um, bei der seinem reinen Sinn zu Gebote stehenden, unläugbaren Fertigkeit der Versifikation und Leichtigkeit zu reimen, nur solche Bilder und Empfindungen aufzustellen, die eben so schön als unverdorben sind, und einer unsrer beliebtesten und eigenthümlichsten Volksdichter zu werden. Nicht zwar, daß wir ihn auffordern möchten, das Fach der Romanze ferner zu versuchen. Jutta's Klage, und Werntrut von Schottenstein, beweisen aufs neue, daß er das Gräßliche, das Empörende, mit dem Erhabenen und Rührenden verwechselt, und sonach der Mann nicht ist, dessen Gemälde aus der Ritterzeit unsre Augen ergötzen können. Die Alpe hingegen ist eine ziemlich fehlerfreie Schilderung von Naturschönheiten. Die Pichelsberge sind noch treuer und genügender dargestellt, nur

unterbricht vielleicht, hie und da, ein altfränkischer ungebräuchlicher Ausdruck die Empfindung, welche vor dem leisesten Hauch einer fremden Annäherung flieht, und deren wohlthätige Erhaltung zu kostbar ist, als daß sie gegen den falschen Schimmer einer unwillkommenen Sprachgelehrsamkeit aufs Spiel gesetzt werden dürfte. Die Walpurgisnacht hat einen ihrem Gegenstande glücklich angebildeten Versbau, scheint aber vielmehr der Anfang als das Ganze einer Ballade, und müßte eine größere Anzahl treffender Züge zusammenstellen, wenn sie einen bleibenden Eindruck nachlassen sollte. Noch manche einzelne Strophe ist gefällig, und mag als Hoffnung besserer Zukunft gelten. Auch das Gedicht an ein Reitpferd äussert Gesinnungen, welche Theilnehmer finden können. Ist aber der Sommerabend viel mehr als eine Sammlung unvermutheter Reime? Lassen sich folgende Stanzen, im Frühjahr 1796, gut heißen?

Tausend gelbe
Kuhblumen, vom Gewölbe
Der Erlen überschattet,
Entblühn, und drunter gattet
Sich schreiend wilde Ent' und Gans,
Versteckt in grünen Binsenkranz.

Wonne! ... Wonne!
Wenn an der Abendsonne
Im Moor, vom Schilf umwachsen,
Die Frösche rings koaxen,
Und meine Guste ruft: „Wie schön!
Ach! dürft' ich nicht zu Bette gehn!"

Oder dürfen selbst Göthens Musen und Grazien in der Mark, in aller Kraft ihrer Nachbildung, sich rühmen, den

Vergleich mit der Freiheit auf dem Lande, vor prüfenden Richtern, bestehn, und das erschütternde Pathos der Schlußzeilen aufwiegen zu können?

Kein Mensch läßt hier ein Kleid sich blank
Mit Gold und Silber sticken;
Wir tragen Leinwand und Kalmank,
Und auf dem Aermel Flicken.

Auch unsern Thieren klein und groß
Behagt die freie Sitte:
Die kräh'n und blöcken sorgenlos
Oft selbst in unsrer Hütte;
Mit uns in einem Stübchen wohnt
Vertraulich Hund und Katze. —
Dank dir, Natur, die uns verschont
Mit jeder steifen Fratze.

Nachdem erst Geßners Idyllen heraus sind, so kommt nunmehr, und gewiß ohne alle Lokation, die Reihe von Ramler'n versificirt zu werden, an Lessings Fabeln. Wir wissen freilich, aus Lessings Vorrede zu seiner Sammlung (N. Aufl. S. 6.), daß er selbst die ursprünglich in Versen von ihm erschienenen gern in Prose aufgelöset hätte, und erklären uns die Ursache aus seiner Theorie. Aber besserer Rath kommt über Nacht. Hier erhalten wir sieben, die Lessing in Prose erzählte, nicht bloß, wie sein alter Freund zu bescheiden bemerkt, in Verse gebracht, sondern auch verändert, und zum Theil verkürzt und vermehrt. Gleich die erste, die Schwalbe, erhält, wie der Pelekan, die Sittenlehre, welche ihr sonst voranging, erst am Schlusse. Was dem Weisen, dem Dichter galt, gilt jetzt nur den weisen Dichtern; und

da diese nicht schwach genug seyn können, ihren wahren Werth mit einem nichtigen zu vertauschen, so ist eine Klage weggeblieben, die Lessing ohne Zweifel nur gegen die Weisen gerichtet hatte. Der Rabe und der Fuchs bekommt den belehrenden Zusatz, daß der Adler der Vögel König und Zevs Liebling sey. Dachte Lessing, bei der Pralerei der Wespen, an die heutigen Italiäner, so denkt sein Verbesserer, mit dichterischer Vieldeutigkeit, an unsern Odoardo. Die Furien wiederholen Pluto's Worte am Ende, die der unbesorgte Lessing einer einzigen Erwähnung am Anfange vertrauen zu können glaubte; dagegen ist Juno's Unwille viel gehaltener und weniger dramatisch. Die Eiche muß sich freilich gefallen lassen, der Folgen ihres Umsturzes nicht länger erwähnt zu hören, gewinnt aber dagegen das Vorrecht, daß nicht bloß ein Fuchs Sittenlehren darüber anstellt.

Die Ruhmsucht von Herklots ist nicht Lessingen nachgesungen, aber in Lessings Geist, und so leicht, so witzig, und doch so wahr und so weise, als Dichterwerke seyn müssen, wenn sie ernsten und fröhlichen Lesern gleich lieb werden wollen. Die Elegische Romanze kann der besten von Löwen zur Seite stehn. Von vielen glücklichen Sinngedichten nur eins:

Goldmacherei.

In Menschenblut, versichert ein Adept,
Kann man den ächten Keim des Goldes finden.
Hat er geglaubt, was Neues zu ergründen?
Dies ist ein altes fürstliches Rezept!

Müchler vereinigt Gefälligkeit und Singbarkeit mit witziger Tändelei. Mehr erhebt sich seine Stimme in dem Liede das einen Pomeranzenbaum begleitete; und bei Uebe

reichung einiger Feldblumen mischt sich selbst die Empfindung nicht unglücklich unter die Galanterie.

Kosegarten hat ein großes Publikum das ihn liebt, und, unter diesem Publikum, Männer von unstreitigem Geschmack. Wir wollen es also lieber auf die Einseitigkeit des unsrigen schieben, daß uns ein gewisses Tosen und Wogen der Worte, in seinen lyrischen Gedichten, nie an eine erwünschte Küste gelangen läßt; daß sich ein unvorbereiteter Wechsel von Hohheit und Flachheit, eine Manier die Asmus und Schubart, Christus und Belial! zu verbinden strebt, unserm beßten Willen widersetzt, ihm mit Vergnügen zuzuhören; daß, seitdem wir vor etwa acht Jahren jene unvergeßlichen Zeilen, seiner ernstlich gemeinten Dedikation einer Uebersetzung der Clarisse an die Königin von England, erblickten, die er nachher im zweiten Bande seiner Rhapsodien von neuem abdrucken lassen:

Die mit dem Rosenhonig weiser Güte,
Und mit dem Nelkenöle milder Huld u. s. w.

uns, um bei der von ihm beliebten Metapher zu bleiben, für den Rosenhonig, mit welchem er uns beschenkt, kein Nelkenöl weiter übrig geblieben ist; daß wir uns daher aller Beurtheilung seiner im Schillerschen Almanach enthaltenen Beiträge enthielten, weil wir verzweifelten, ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; wiewohl wir erkennen, daß sie ungleich mehr Werth haben, als seine Gedichte in dem vor uns liegendem. Kann ihm an so schlechten Lesern etwas gelegen seyn, so empfange er dagegen unsern unbeschränkten Dank, für eine neulich den Horen einverleibte Ekloge, in deren Schauplatz wir ihn zu erkennen glauben, die wir an Unterhaltung des Geistes den besten in dieser Art gleich

schätzen, und mit immer neuem Vergnügen immer aufs neue zur Hand nehmen.

Unter den Gedichten aus dem Nachlaß der Karschin gehören Sappho's Zuruf an sich, und das an Herrn Professor Ramler, zu dem Schönsten was wir von ihr besitzen.

Ein sonderbares Lob des Dorfs Buchholz, dergleichen man eigentlich nur von satyrischen Gedichten besorgen sollte, enthält ein Lied Burmanns, das kein Lied des Wandsbecker Boten ist.

Gott sey Dank, daß wir hieher gekommen
In dieses Dörfchens Ruh',
Und haben was zu essen mitgenommen u. s. w.

Die Nacht ist ein Meisterstück der Kunst auf Stelzen zu stolpern.

Dilthey versichert seiner Katze, ihr Trost könne sein Leid nicht versüßen, weil ihm selbst die fernen Quellen seines Trübsinns nicht bewußt wären. Dazu wissen freilich weder Menschen noch Katzen was sie sagen sollen.

5.

Die fast schon überschrittene Gränze des Raums dieser Anzeige, zwingt uns, von dem Beckerschen Taschenbuche zum geselligen Vergnügen, nur die willkommene Erscheinung anzukündigen; und versagt uns die Weile, bei den einzelnen Geschenken so beliebter Einhaber des Parnasses, als Kästner, Kretschmann, Weiße, und andre ihrer würdige Genossen. Glücklicherweise ist ihr Name, und der Werth der vorherigen Jahrgänge dieser Sammlung

hinreichend, Leser die eine angenehme Unterhaltung zu schätzen wissen, zu einer so befriedigenden Quelle zu leiten.

Das Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden ist für dieses Jahr leider nicht erschienen.

Hingegen hat J. D. Falk ein Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre herausgegeben, das Lesern, die Scherz verstehn, sicherlich die Stirn entfalten wird. Natürlich hat es die Satyre mit Uebertreibungen jeder Art, auch des Guten und Löblichen zu thun, und kann so wenig wie Minna dafür, daß jede Uebertreibung der Lächerlichkeit ausgesetzt ist. Für Abwechselung des Tons und Inhalts ist gesorgt. Prosaische und poetische Aufsätze, geistliche und profane, praktische und spekulative, ästhetische und philosophische Thorheiten, lösen einander ab. Es ist schwer der Laune einzuhalten, ohne ihr gerade die Flüchtigkeit zu benehmen, welche ihr schönster Reiz ist. Wer ihres Umgangs genießen will, muß sich zuweilen gefallen lassen sie auf Kreuzwegen zu begleiten, wohin ihn seine Neigung nicht führt. Das mag auch mit diesem Büchlein hie und da der Fall seyn, besonders bei Lesern, denen die karikirten Gegenstände nicht hinlänglich bekannt sind. Auch wird die unerbittliche Kritik dem, was sich nicht festhalten läßt, mancherlei Abweichungen mit Grunde nachweisen können. Sicherlich werden sich jedoch alle Stimmen vereinigen, den Chören und Gesängen der Uhu, Aristophanische Fülle des Witzes, und Swiftische Gewalt über Versifikation und Reim zuzugestehn.

Noch ist uns ein zierliches Büchelchen, mit einem feinen Kupferstiche der Danae nach Tizian, vorgekommen, das, seinem Titel nach, schon besagt, es stelle Gegenstände vor, wel-

chen auch der letzte Schleier genommen sey. Von diesen darf und will das Archiv nicht reden. Giebt es Leser, an denen nichts zu verführen ist, — und wir können uns wohl nicht verhehlen, daß Verhältnisse und Erfahrungen auch die besten Menschen so weit bringen, — und bedürfen sie zu ihrer Erholung dann und wann eines ausgelassenen Worts, so ist es gut, daß ihnen, wenn sie die Grazien verlassen, Hülfsmittel zu Gebote stehn, den Musen getreu zu bleiben. Behaupten Sittenrichter, Liebe zu einem Laster könne zu allen Lastern leiten, so müssen sie auch die Folgerung einräumen, daß Liebe zu einer Tugend den Weg zu allen Tugenden zu bahnen vermöge; und so wäre für den, der dem Witz, der Einbildungskraft, und dem gefälligen Ausdruck huldigt, nicht alle Hoffnung verloren, daß er auch der Sittlichkeit nicht lange entfremdet bleiben werde. Die Erfahrung scheint etwas dergleichen zu bestätigen. Wir wissen, daß die besten Köpfe aller Nationen, zu Zeiten, der ungeläuterten Venus gehuldigt haben, und zählen auch einige verdiente Landsleute unter ihre augenblicklichen Verehrer. Eine unerläßliche Einschränkung der Freiheit, die, wie es scheint, nicht gänzlich abzustellen ist, bleibt aber das Gesetz, gefährliche Früchte wenigstens dort nicht aufzutischen, wo man nur gesunder Speisen sich versieht, oder solchen Gästen vorzusetzen, die, um in ihrer Wahl nicht irre geleitet zu werden, eines Kredenzers bedürfen. Ein Musenalmanach der Jedermann einladet, eine Zeitschrift welche dem sittlichen Schönen gewidmet ist, müssen also auf das Verzicht leisten, was einer eigenen Sammlung, unter einem deutlich sprechenden Titel, nachgesehn werden mag. Eine solche ist die hier angedeutete, die, so viel wir beim Durchblättern bemerken, — indem genaue Untersuchung we-

der unserm Beruf noch unsrer Neigung entspricht, — nicht einmal etwas zuvor Ungedrucktes aufstellt, sondern nur das Beliebteste der sonst zerstreuten Stücke vereinigt. Um so viel unbilliger scheint es uns, daß man gegen den muthmaßlichen Verleger derselben hie und da Geschrei erheben wollen, da überdem die literarische Polizei es nur mit dem Herausgeber, nicht mit dem Verkäufer eines Werks, zu thun hat.

Am Schlusse dieser Uebersicht glauben wir, im Allgemeinen, nicht ohne Vergnügen bemerken zu müssen, daß, ungeachtet des Waffengeräusches, welches so laut und so weit durch Deutschland schallte, die Stimme der Musen weder erstorben noch heisch geworden ist. Daß Klopstock schwieg könnte uns mit Trauer erfüllen, wenn es ihm nicht gefallen hätte, andre Sprachröhre zu wählen als den Mund der Almanache; und wenn uns nicht die Hoffnung tröstete, daß eine baldige neue Ausgabe seiner Oden viele ungedruckte Meisterstücke von ihm enthalten werde.

Die dem Dichter verbündete Kunst des Tonkünstlers hat in den Almanachen nicht geruht, wiewohl Mangel an erforderlicher Kenntniß uns abhält, über die denselben beigefügten Melodien ein Urtheil zu fällen. Man muß freilich besorgen, daß Liebe zu aufgeklärten Begriffen über die Tonkunst in Deutschland so ausgebreitet nicht sey, als zu wünschen wäre: da Reichardts musikalischer Almanach, wie wir befürchten aus Mangel an günstiger Aufnahme, in diesem Jahre nicht erschienen ist. Dagegen wird fleißig und gern gesungen, ohne zu grübeln woher das Vergnügen dabei kommt: wie der Beifall bezeugt, welchen die durch Reichardt herausgege-

denen Lieder geselliger Freude finden, deren sorgfältig gewählte Melodien allerdings dazu beitragen können, Gefühl für das Wahre und Schöne, auf dem Wege der Erfahrung, auszubilden. Außerdem haben wir noch ein Gesangbuch für Ressourcen bemerkt, das neben einer Menge beliebter Lieder auch einige burleske enthält, für welche sämmtlich bekannte Gesangweisen angegeben sind. Jeder vergnüge sich auf seine Weise; nur strebe jeder, seinem Vergnügen ein Thor zu öffnen, das zum Schönen und Guten führt. Die Schwächen der Menschheit selbst sind wahrlich nicht so weit von diesem entfernt, als Klausnerhaftigkeit wähnt, und Trägheit sich überreden läßt.

IV.

Das Abentheuer aus der Uckermark.

Eine Geschichte die sich wirklich zugetragen hat.

Auf einem Ritte durch die Uckermark überraschte mich, mitten in einem Walde dessen Ausgang ich Stunden lang vergeblich gesucht hatte, die Nacht mit einem fürchterlichen Unwetter. Der Sommer war vorüber, und die kalten Stürme des unfreundlichen Herbstwetters hatten ihren Anfang genommen. Die alten Eichen und Buchen waren fast entblättert, und der Wind sausete fürchterlich in ihren öden Gipfeln. Der Regen hatte mich durchnäßt, mein Pferd war ermattet, das Unwetter nahm zu, der Wald vor mir ward immer dichter und dichter. Es war unmöglich die Spur eines Weges zu entdecken: der Regenguß hatte alles zu einem Sumpfe gemacht. Ich ließ mein Pferd auf's Gerathewohl gehen, und machte mich gefaßt, den Anbruch des Tages im Walde zu erwarten. Endlich schimmerte seitwärts, in mäßiger Entfernung, ein Licht. Ich bog darauf zu. Plötzlich stand mein Pferd vor einem breiten Graben. Meine Geduld war erschöpft. Den Graben zu umreiten schien unmöglich, ich konnte

das Licht darüber aus den Augen verlieren: ein Sprung überhob mich dessen. Mein ermattetes Pferd weigerte sich ihn zu thun. Es war stockfinster, ich hätte mich sollen warnen lassen. Ich zwang das Pferd, es sprang zu kurz, und ich stürzte sinnlos zu Boden.

Als ich erwachte, befand ich mich auf einem reinlichen Strohlager, in einer schwarzen niedrigen Hütte. An meiner Seite kniete ein junges Mädchen. Sie war schlank und zart gebaut; ihre Züge waren regelmäßig und voller Geist, das Auge dunkelblau. Das kastanienbraune Haar ringelte sich in natürliche Locken. In der einen Hand hielt sie ein Tuch und eine Flasche, die andre ruhte leise auf meiner Schulter.

Sie erröthete, als ich die Augen aufschlug: allein die Röthe vertilgte nicht die Spuren des Mitleids, mit dem sie auf mich herabgesehn haben mußte. Ich konnte nicht sprechen. Sie stand auf, und ging zu einem alten Manne, der am Feuer saß. „Jetzt wacht er!" flüsterte sie ihm zu: allein ob sie gleich nur leise sprach, so bemerkte ich doch einen freudigen Ausdruck ihres Tons. Der Alte trat vor mich hin. Ein langer starker Mann; schwarzbraun und behaart auf der Brust und an den Schenkeln.

„Sie waren mit dem Pferde gestürzt, lieber Herr," sagte er ruhig, „und mein Hund, der im Walde herumstrich, hat Sie gefunden. Wir sind hier allezeit wach: und da wir wußten, daß der Hund nicht umsonst anschlägt, so suchten wir Sie auf. Sie lagen ohne Besinnung und bluteten an der Schulter. Ihr Pferd ist gesund."

Jetzt bemerkte ich erst eine Wunde an meiner Schulter, worauf man Umschläge gelegt hatte. „Gut, sagte ich, Al-

ter, ich danke Euch! Ihr habt mir vielleicht das Leben gerettet. Ich werde das nie vergessen. Aber wo bin ich? Wer seyd Ihr, und wer ist dieses Mädchen?"

„Ich bin ein Theerschweeler," antwortete der Mann, „und das Mädchen ist meine Tochter. Ihre Mutter starb, als sie noch ein Kind war, und wir leben nun einsam mitten im Walde. Ruhen Sie aus, und heilen Sie sich. Schalten Sie in unsrer schlechten Hütte, wie in Ihrem Eigenthum. Bleiben Sie so lange Sie wollen: und wenn Sie weiter reisen, so bringen wir Sie auf den Weg."

Der Morgen graute. Der Alte ging an seine Arbeit. Ich blieb mit der Tochter allein zurück.

Je mehr ich das Mädchen ansah, desto unbegreiflicher schien sie mir. In ihrem ganzen Wesen lag etwas, das mich zurückhielt, sie mit der leichten Vertraulichkeit zu behandeln, mit der man ein gewöhnliches Landmädchen zu behandeln pflegt. Ich konnte mich nicht überreden, daß sie das wäre was sie schien: und es wäre mir unmöglich gewesen sie zu dutzen.

„Sagen Sie mir, schönes Kind," redete ich sie an, „hat mir Ihr Vater wirklich seinen Stand entdeckt?"

„Mein Vater," antwortete sie erröthend, „sagt nie die Unwahrheit. Sie sollen sich, sobald Sie sich völlig erholt haben, durch Ihre eigene Augen überzeugen. Nicht weit von dieser Hütte ist der Ofen, in welchem der Theer gebrannt wird."

„Ich glaube," erwiederte ich, „daß Ihr Vater jetzt dies Gewerbe treibt, daß Sie wirklich seine Tochter sind: aber nimmermehr ist dies von jeher sein Stand gewesen, und nimmermehr sind Sie hier im Walde erzogen!"

„Doch!" erwiederte sie. „Ich kann mich in Wahrheit nicht erinnern, je eine andre Gegend gesehn zu haben; auch ist mein Vater nie von hier weggekommen, als etwa einigemale, da er verreisen mußte."

„Also macht er doch Reisen?" fragt' ich. „Und wer schützt Sie während seiner Abwesenheit?"

„Ich blieb," antwortete sie, „unter dem Schutze meines Bruders."

„Den hab' ich ja noch nicht gesehn?"

„Er ist seit einigen Wochen abwesend, kommt aber bald zurück."

Ich hatte genug zu denken. Die Gestalt des Alten gab mir Gelegenheit zu Betrachtungen. Sein Anstand, den der schwarze Bauerkittel nicht verbarg, seine Aussprache, seine Ruhe, alles so abstechend gegen diese niedrige Hütte, ließen mich nicht länger zweifeln, daß er nicht immer hier gehauset habe: ich kam auf sonderbare Vermuthungen. Wie trifft sich dieses, dacht' ich bei mir selbst, in einer Provinz, die so leer an Abentheuern, so wenig gewohnt ist, der Schauplatz außerordentlicher Begebenheiten zu seyn?

Da mich aber die Offenheit des Mädchens vermuthen ließ, daß sie selbst nicht unterrichtet seyn möchte, so drang ich nicht weiter in sie, sondern begnügte mich, mir von ihr die ganze Einrichtung ihrer Wirthschaft, und das Gewerbe ihres Vaters beschreiben zu lassen. Ich fühlte mich gestärkt genug, um aufstehn zu können. Wir gingen Hand in Hand, die Anlage zu besehn. Der Himmel hatte sich völlig erheitert. Es war ein schöner Herbstmorgen.

Das erste, was mir auffiel, war ein neuerbautes Häus-

chen, mit einem Strohdache und Leimwänden, das auf der einen Seite an ein Paar Morgen Gartenlandes, auf der andern an eine Wiese stieß, von der es durch einen klaren Bach abgesondert wurde. Es war, wie das Mädchen mir sagte, zu ihrer künftigen Familienwohnung bestimmt, und sollte noch vor dem Winter bezogen werden. Die innere reinliche und bequeme Einrichtung verrieth mehr Wohlstand, als ich zu finden vermuthete. Meine Verwunderung ward noch größer, als ich hinter dem Häuschen, in einem reinlichen Stalle, ein Paar gesunde Kühe und zwei muntre Pferde antraf, zu welchen der Alte das meinige gesellt hatte.

Diese Theerschweeler sind nicht so dürftig, als der Städter glaubt. Sie erhalten, gegen einen geringen Zins, das Recht, ein gewisses Revier zu ihrer Handthierung und zur Viehfütterung zu benutzen; und bringen es leicht dahin, einige Kühe, auch wohl ein Paar Pferde zu unterhalten.

Indeß wir umherschlenderten, näherte sich der Mittag. Meine Führerin ging das Essen zu bereiten, und ich ruhte einige Stunden. Die Ankunft des alten Vaters, der von seiner Arbeit zurückkam, weckte mich.

Ich bat ihn gleich beim Eintritt, er möchte mir erlauben, ihn wie einen Mann zu behandeln, der seinen wirklichen Stand unter einem niedrigen verberge: es würde mir unter keiner andern Bedingung möglich seyn, mich mit ihm zu unterhalten.

Er schien einen Augenblick befremdet, und warf einen forschenden Blick auf seine Tochter. „Halten Sie das,“ sagte er endlich mit Gutmüthigkeit, „wie Sie wollen. Sie irren;

irren; allein ich will nicht, daß Sie sich den geringsten Zwang anthun sollen."

„Ich wünschte," fuhr ich fort, „um alles in der Welt nicht, Ihnen durch Neugier beschwerlich zu seyn; und will lieber ganz auf alle Befriedigung derselben Verzicht thun, als in Ihren Augen zu dem großen Haufen der Zudringlichen gezählt werden."

„Wenn Sie das würden," erwiederte er, „so hätten Sie schon dadurch alle Ansprüche auf meine Mittheilung verloren. Ihr Benehmen aber erlaubt mir nicht, Sie mit solchen beschwerlichen Leuten zu verwechseln. Sie sollen der erste seyn mein Geheimniß zu erfahren, sobald ich selbst weiß, welchen Ausgang die Sache nimmt. Das, hoffe ich, soll noch diesen Abend durch einen Brief meines Sohnes geschehn. Bis dahin gedulden Sie sich."

Wir setzten uns. Die Mahlzeit war einfach, aber schmackhaft, und mit Sauberkeit bereitet. Ich erzählte von meinen Reisen. Der Alte machte Bemerkungen, die mich einsehen ließen, daß ihm Welt und Menschen bekannt waren, und daß er selbst viel mit ihnen zu thun gehabt hatte. Das Mädchen hörte aufmerksam zu.

Nach Tische holte der Vater eine alte Laute hervor, und begleitete damit den Gesang seiner Tochter. Ihre Stimme war schön, und durch den Unterricht des Vaters, der sehr musikalisch zu seyn schien, gebildet. Der Nachmittag verstrich. Als der Abend hereinbrach, machte sich der Alte auf den Weg, nach dem nächsten Dorfe.

Ich bat das Mädchen von neuem zu singen, und sang ihr selbst ein Lied, welches ihr so gefiel, daß sie es lernen

wollte. Es war nicht schwer, sie zu unterrichten. Sie wiederholte so eben, was ich sie gelehrt hatte, als der Vater zurückkam.

Er trat mit heiteren Blicken herein, und forderte mich zu einem Spatziergange auf, um sein Versprechen zu erfüllen.

„Ich war," hub er an, als wir vor der Hütte waren, „Offizier in östreichischen Diensten. Ein Zweikampf, in welchem ich meinen Gegner erlegte, nöthigte mich zur Flucht. Ich ritt durch den Spessart, wurde von Räubern angefallen, überwältigt und gefangen. Man hatte sich in meiner Börse betrogen, und wollte durch meine Person, für den Verlust eines Kameraden, der im Angriff gegen mich umgekommen war, entschädigt seyn. Ich hatte nur zwischen dem Eintritt in die Räuberbande oder einem schimpflichen Tode zu wählen. Ich entschloß mich zum ersten, weil mir die Hoffnung blieb entfliehen zu können. Die Räuber legten mir einen Eid auf, und führten mich in eine tiefe Felsenschluft, im innersten Dickigt des Waldes. Es waren einige Frauenzimmer bei der Bande: unter diesen ein junges Mädchen, die einen schnellen Eindruck auf mich machte. Sie erklärte sich bald für mich, und ich kannte von dem Augenblick den Gedanken der Flucht nicht mehr, sobald sie nicht mit ihr geschehen konnte. Ein Umstand der sie vereitelte, war die Schwangerschaft meiner Frau, und ihre Entbindung von einem Sohne. Das erste Jahr war zum Theil unter Ausspähung der Wege, zum Theil unter Befürchtung der Niederkunft meiner Gattin verstrichen. Das andre verstrich unter der Säugung des Kindes. Zu diesen kamen noch drei andre Jahre, in welchen aus der Flucht nichts ward, weil

der Versuch einmal verunglückte, und wir mit verdoppelter Aufmerksamkeit beobachtet wurden."

„Mein Weib ward gefährlich krank; ich wollte verzweifeln. In einer fürchterlichen Nacht, wo ich sie mit der Bande verlassen mußte, fielen wir einen Wagen an, den wir plünderten ohne zu morden; und als er fort war, entdeckte ich an der Erde ein Kind in Windeln und Kissen gewickelt, das aus dem Wagen gefallen seyn mußte. Ich hob es auf, und trug es in unsre Höle. Mein Weib gab eben den Geist auf. Ich hatte keine Ruhe mehr. Mein Gewissen ängstigte mich mehr als jemals. Ich beschloß das Kind zu retten. Die Bande war noch im Walde beschäftigt: ich entkam glücklich, mit meinem Sohn und dem gefundenen Kinde. Dies ist das Mädchen, welches Sie gesehen haben. Nachdem ich eine Zeit lang unstät herumgeirrt war, kam ich in diese Gegend, wo ich eine Wittwe heirathete, der jenes Häuschen gehörte. Mein Sohn hat jetzt die Eltern des Mädchens ausfindig gemacht. Sie werden morgen hier seyn."

„Jetzt lassen Sie mich, unter dem Vorwande der Ruhe, mit dem Mädchen allein. Sie fühlen selbst, wie sehr ich der Zeit bedarf, um sie auf einen plötzlichen Glückswechsel vorzubereiten."

Die Nacht verging mir ohne Schlummer. Die kurze, einfache Erzählung des Alten hatte meiner Einbildungskraft einen solchen Schwung gegeben, daß ich kein Auge schließen konnte.

Den andern Vormittag kam ein Wagen angefahren. Es stieg ein alter Herr, eine alte Dame und der Sohn meines Wirths, ein junger schöner Mann, heraus. Die

Eltern staunten über die Schönheit der Tochter. Das Mädchen war wie versteinert. Endlich fiel sie ihrem bisherigen Bruder um den Hals, und wehklagte, daß sie nicht mehr seine Schwester sey. „Ich will dich aber doch ewig lieben!“ rief sie aus. Alle umarmten sich unter einander. Alle wurden einig sich nie zu trennen, und stiegen zusammen in den Wagen. Ich ritt in einem wachen Traume meines Weges.

G. L. Bath.

V.

Amanda.

Wie dir nie ein Lied gelungen,
Harfe! Wie von dir herab
Nie ein Hochgesang geklungen,
Sey er, Huldin, dir gesungen,
Die mir Lieb' um Liebe gab!
Die voll hoher Engelmilde
Mich an ihren Busen rief,
Wo der Flüchtige, der Wilde,
Endlich süßen Schlummer schlief.

Feurig, wie kein Lied geklungen,
Sey's der Herrlichen gesungen,
Die an ihre Brust mich rief!

Ha, Begeistrung! Himmelsfunken,
Den ihr Kuß zur Flamme blies,
Als, von tausend Wonnen trunken,
Ich an ihre Brust gesunken
Selig, einen Gott, mich pries!
    Als im Toben der Gefühle
    Eine Well' die andre schlug,
    Und im wilden Sturmgewühle
    Sie mich warnte, sie mich trug.

Ha, von tausend Wonnen trunken,
An der Trauten Herz gesunken,
    Welch ein Schweben, welch ein Flug!

Welch ein Blikken, Schmachten, Glühen,
Das durch alle Pulse dringt!
Ach, des Mundes Melodien,
Der mit süßen Fantasien
Mich in Edens Träume singt!
    Um und um von ihr umschlungen!
    Festgedrückt an ihrer Brust!
    Aller Kummer eingesungen!
    Aufgeschwebt in Götterlust!

Ihres Mundes Melodien
Zaubern Edens Fantasien:
    Gern stürb' ich an ihrer Brust!

Ach, des Auges feuchter Schimmer,
Wo die Liebe sich verklärt,
Das voll Amors Pfeilen immer,
Doch wie Luna's Silberschimmer,
Nur erfreut und nicht verzehrt.
Dieser Locken sanfte Kräusel,
Die ein Perlenband durchschlingt;
Dieser Stimme mild Gesäusel,
Wenn sie in die Saiten singt!

Ha, des Auges feuchter Schimmer
Ist voll Amors Pfeilen immer.
Fliehet! flieht! Sein Bogen klingt!

Doch, umsonst! Im Zauberkreise
Hält den Fliehenden ihr Geist.
Und aus seiner Sphärenreise
Stürzt der kühne, stolze Weise,
Kniet, und huldigt diesem Geist.
An des Herzens sicherm Zügel
Lernt er durch das Leben gehn;
Hört der Liebe heil'ge Flügel
Durch das All der Schöpfung wehn.

Ha, in diesem Zauberkreise
Steht begeistrungsvoll der Weise,
Hört der heil'gen Flügel Wehn.

Abendstern! und du Selene,
Rede, Wächterin der Nacht!
Denn du siehst die Feierscene,
Wenn sie mit der Sehnsuchtsthräne
Ach! an meinem Bilde wacht;
  Wenn im Abenddämm'rungsscheine,
  Eine Geniusgestalt,
  Sie am ernsten Leichensteine
  Sinnend still vorüberwallt.

Ja, die einsame Selene
Schwamm in ihrer Sehnsuchtsthräne,
  Sah die Geniusgestalt!

Doch, wer singt, wie sie im Fluge
Auf sich in Vollendung hebt;
Kühn, wie einst im Siegeszuge,
Aus zerfallnem Aschenkruge
Himmelan der Glaube schwebt?
  Singt's, wie sie den Kranz der Liebe,
  Dort im Schimmer wehen sieht,
  Der in dieses Lebens Trübe
  Ach, so hoffnungslos verblüht!

Hoch empor vom Aschenkruge
Schwebt verklärt der Kranz im Fluge,
  Der im Todesthal verblüht.

Muthig dann! Die Stürme tosen,
Und der Aether flammt in Glut!
Unsrer Hoffnung kleine Rosen
Sind verheert, die rettungslosen
Stürzen mit des Waldstroms Flut.
Unsre Blüthen? Stürme tragen,
Sie zerstreut ins frühe Grab!
Wird es nimmer wieder tagen?
Fällt kein Frühroth mehr herab?

Nimmer, nimmer! Stürme tosen,
Blitze leuchten! Unsre Rosen
Weht der Sturm in's frühe Grab.

Wüte dann mit wildem Zügel!
Sieh, wir ruhen Herz an Herz!
Hier vom stillen Rasenhügel
Sehn wir der Vollendung Flügel
Sinken, sinken gräberwärts.
O du Herrliche, du Meine!
Schon seh' ich den Osten glühn!
Seh' bestrahlt vom Frührothsscheine
Dich verklärt als Engel blühn.

Rauscht herab, Vollendungsflügel!
Auf vom stillen Urnenhügel!
Der Vollendung Wolken glühn!

Karl Rechlin.

VI.

Bubenglück. a)

Aus dem Polnischen des Herrn Erzbischofs Krasicki.

Zu Ende ist das Jahr b). Die Sitte fodert's
zu gratuliren. „Wem dann?“ Allen. — Nun
so laufe dann Andreas hurtig hin,
den Mund voll lügenhafter Wünsche. Er,
der alles seyn kann, was er will, damit

---

a) Im Original ist es die III. Satyre, überschrieben: Szczęśliwość Filutow.

b) So wie man alle Krasickische Satyren nicht als Spiele des Witzes und der Phantasie, sondern als treue Charaktergemälde der Nation, unter welcher, und für welche der Verf. schrieb, anzusehen hat: so muß man sich auch bei dieser Neujahrs-Satyre den Dichter denken, wie er, als Weiser, als Patriot, und als Geistlicher dasteht, und am Ende eines durchlebten Jahres die Masse von Glück und Unglück, von Thorheit und Weisheit, von Tugend und Laster eines großen Volks überschaut, welches, durch natürliche Anlagen des Geistes und des Herzens, und durch ein vom Himmel begünstigtes Land zum Glück berufen, durch schlechte Regierungsverfassung, vernachläßigte Rechtspflege, tief verderbte Große, und eine abergläubische Religion, unter dem Druck jeder Art des Elendes seufzt, und wo das Häuflein der guten und glücklichen Menschen gegen die Schaar üppiger Genießer, alles-zertretender Gewaltigen, und tückischer Betrieger von der einen, und glücklicher Bürger von der andern Seite, so unvergleichbar geringe ist. Daher — der Ton der Wehmuth, der in einem Theil dieser Satyre herrscht, die man, wenn man sie nicht aus dem ebenangegebenen Gesichtspunkte lieset, leicht Gefahr laufen könnte, für — sehr alltäglich zu halten.

er sich der Leute Gunst erschmeichele;
und mit stets feiler Zunge Tadel jetzt,
jetzt Lob ausspende, reichlich, kärglich, je
nachdem man ihn bezahlt. Auch Simon,
Universal-Philantropist, auch er
ist ganz der Mann für dies Neujahrsgeschäft:
er, der die Guten, wie die Bösen lobt,
und beide zwar — um ihrer Sitten willen.
In Einer Schale lieget Tugend ihm
und Laster. Doch hat er durch Lügen schon
so viel gewonnen, daß ihm niemand glaubt.
Sieh! solche Leutchen mögen gratuliren.
Ich — schweige. „Daran thust du, Freund, nicht recht.
„Denn wie? verdammst du alle? achtest alle
„in gleichem Grade böse? Keinem willst
„du wohl?" Das nicht. Ich will gar vielen wohl.
Noch ist die Tugend ja nicht ausgestorben.
Und obgleich ihrer Diener Zahl gar klein,
(so klein, daß auf der Bösen großem Markte
ein enges Winkelchen sie alle faßt):
so hat doch Adam manchen wackern Enkel,
und Eva manche keusche Tochter noch.
„So gratulire diesen dann!" Wozu?
„Es schließt das alte Jahr: ein neues kömmt."
Was soll ich denn rechtschaffnen Leuten wünschen?
Im alten Jahr' erduldeten sie viel,
Im neuen werden sie noch viel erdulden:
…nn mit dem Jahre endet nicht ihr Leid.

Zu selten isset wack'rer Tugend Fleiß
die volle Frucht des selbstgepflanzten Baums.

An euch, ihr Buben, wendet sich mein Vers;
ihr alle, groß und klein, Wohledle, Wohlgeborne, Hochgeborne, und Ehrwürden,
vom Lügner in der Bauernstube an,
bis zu dem Schmeichler an dem Fürstenthron.
Euch allen wünsch' ich Glück zum Neuen Jahr:
weil alles euch so wohl von statten ging.
Was ihr nur träumtet, warf das günstige
Geschick euch in den Schooß. Ihr wärmtet euch,
wo andre sich verbrannten: und das Glück,
des Rad sich unaufhörlich schwankend wälzt,
war blind für andre, aber sehend stets
für euch. Deswegen gratulir ich heute.

Vor andern gilt mein Wunsch dir, der so schmuck
am heut'gen Tag hertritt, dir, mit dem Auge
voll Unverschämtheit, und der ehrnen Stirn.
Auf deiner Schwelle ruht Fortuna, sie
krönt jeden deiner Tage, Klotho spinnt
in Gold und Seide deinen Lebenspfaden.
Wohin du trittst, da sprossen Blumen auf:
wohin du blickst, da lockt dich volle Frucht.

Und wenn du eine wonnevolle Nacht
in tiefer Ruh durchschlummerst, alsdann wacht
Glückseligkeit, sie selbst, für dich. Es klingt
von Gold der Beutel. Schmeichlerlob umflüstert
dein hingeneigtes Ohr. Je lauter es

und unverschämter tönt, je kützelnder
entzückt's dein Ohr. Der angenehme Laut
dringt bis in's Herz: der widrige erschallt
dem Tauben. Großes, seltenes Talent,
zu rechter Zeit zu hören, und auch nicht
zu hören!

Durch so viel Proben überzeugt vom Glück,
das dich begleitet, gratulir ich denn:
besonders, daß dir ungestraft hinging,
was du an andern strenge ahndetest,
und mehr noch, — daß mit ihrem ehrnen Arm
Gerechtigkeit dich nie ergriff. Denn sie
wird in dem tiefverderbten Land c) nicht mehr
gekannt. Daher — daher — der Buben Glück.
Ich gratulire, daß man dir nicht mißt
mit jenem Maß, womit du andren missest:
ich gratulire, daß man dir noch glaubt,
nachdem du sie durch Lug und Trug getäuscht:
ich gratulire, daß man nichts von dem
zurücke fodert, was du schlau entwandt,
und daß gestohlnes Gut dir wohl bekömmt.

* * *

Auch dir, Constanz, der du so viel an Geld,
an Wechseln und an Gütern hast verspielt,
und dennoch immer spielst, dir gilt mein Wunsch.
Was ein grausam Geschick dir raubte, das

c) Im Polnischen eigentlich wiek zepsuty (seculum deperditum). Ich [illegible], durch meine Uebersetzung die Beziehung näher zu machen.

gewannst du wieder, durch verschlagne Kunst
das Glück verbessernd. Reichlich hast du so
ersetzet den Verlust. Nun trumpfest du d)
auf eine volle Börse. Danke Gott,
daß man dich nie ertappte auf der That.

Glück zu auch dir, Herr Paul! vor einem Jahr
da kümmerte dich noch ein Groschen. Nun
zählst du die Thaler schon nach hunderten.
„Wie ging das zu?“ Durch Kunst. „Giebts eine Kunst,
„urplötzlich reich zu werden?“ Muß wohl... Ich
versteh' sie freilich nicht, die neue Lehre;
und die Satyre muß nicht allzuweit
den Mund zum Reden öffnen. Aber hier
verlöscht der neue Stern die alten stets.

Und Er e), Herr Peter, was gewann dann Er
in diesem Jahr? Er ist ja fett geworden.
Ich gratulire zu dem schönen Haber.
Wie kam er zu dem Haber? Darf ich, darf
ich's sagen? Oder soll ich schweigen? Nun —
kein Wörtchen weiter... Aber grüß' Er doch
von meinetwegen seine schöne Frau f).

Auch dir, Herr Vinzent, hat das Glück gefügt.
Hast du dir nicht ein reiches Gut gekauft;

d) Trumpfen (unfehlbar das Contractum von triumphiren) heißt so viel als mit einem gewissen stolzen Uebermuth auf den Tisch, auf den vollen Beutel u. s. w. schlagen.

e) Das Er soll hier, nach des Uebersetzers Absicht, einen Polnis[chen] Titel ausdrücken.

f) Der leise Wink des Dichters ist bedeutend genug.

und keinen Heller dafür ausgegeben?
Erschlichst du's tückisch, oder raubtest du's
dir mit Gewalt? Doch gut! Nun ist es dein.
Der Thor, der sich's wegschnappen ließ! Nun quält
ihn Reue: aber nimmer, nimmer wird
er's wieder an sich kaufen. Doch er war
ein schlechter Wirth: und ohne Dünger lag
der Boden; Unkraut überwuchs das Feld,
und Strauch die Wiesen. Aber du, du wirst
durch Kunst verbessern, was dir List gewann.
Und so — wirst du aus einem argen Schelm
gewiß ein sehr verdienter Bürger noch
des Staates werden. Glück zu dem Verdienst!
Und wenn sich andre ärgern, daß dich nie
Gewissensskrupel ängsten, acht' ich dies
auch für ein unschätzbares Lebensglück,
das nicht ein jeder Bösewicht genießt.
Denn so verhärtet ist der Starkgeist g) nur.
Den schlechten Pöbel quält Gewissensbiß.
Ihr neuen Weisen! dafür sind wir euch
verpflichtet. Daß ein jeder unter uns
den Zaum abwarf, ist eurer Lehre Werk.
Frech legt die Büberei die Schlingen. Wer
hineinfällt — desto schlimmer nur für den.

---

g) Als der polnische Dichter diese Satyre zuerst bekannt machte, war die durch Voltaire's und anderer französischen Philosophen Schriften verbreitete Starkgeisterei in Polen über alles herrschend. Daher diese Apostrophe, die den Weisen, den Patrioten, den Satyriker und den Geistlichen gleich schön kleidet.

Er lerne sich auf List verstehn! Es lacht
der Bube seiner Büberei: es schreckt
kein innrer Donner mehr den Bösewicht.
Gestärkt durch neuer Weisheit Tugendlehren,
fühlt jeder sich nur desto muthiger
zu Tück' und Trug. Glück zu, ihr Schüler dann
von gestern und von heute, daß ihr schon
die weisen Lehrer weit im Rücken lasset.

* * *

Dir aber, kleines Häufchen redlicher
und guter Menschen! was, was soll ich, ach!
dir sagen? Gut! ich weiß es schon! O tragt,
tragt eure Bürde; aber bleibt dabei
stets treu der Tugend. Unsre modischen
Maximen kennet ihr doch einmal nicht!
Ein kleines Häufchen Schafe, in der Mitte
von Wölfen, bleibt ihr nimmer ungeplagt.
Doch nein! verzweifelt nicht! Denn gebt nur acht:
wie einst dasselbe Glück, das sie erhob,
sie bald in tiefen Abgrund stürzen wird.
Denn selten endet Büberei, wie sie
begann: doch Tugend auch, die nimmer sich
mit Büberei gesellete. Sie wird
geprüft durch manches Unglück Schöner nur
erglänzt der Wahrheit langumwölkter Strahl.

J—n—sch.

Berlinisches
Archiv der Zeit
und
ihres Geschmacks.

Februar 1797.

I.

Uebersicht der neuesten Staatsbegebenheiten. Im Anfang des Januar 1797.

So sehr auch die Unannehmlichkeiten des Winters die Anstrengungen des Kriegs erschweren; so wüthet doch seine Flamme ununterbrochen fort, während die leblose Natur, durch die Kälte besiegt, in ihrer Erstarrung Ruhe findet.

Nur am Niederrhein scheint das Kriegsfeuer, freilich vielleicht nur auf eine sehr kurze Zeit, völlig erloschen. Beide Parteien ziehen ruhig in ihre Winterquartiere. Die Franzosen ziehn sich nordwestwärts, zum Theil bis nach Holland zurück, die Kaiserlichen näher in das Innere von Deutschland. Fünf und zwanzig Mann Franzosen bleiben in der Brückenschanze vor Neuwied; eben so viele, samt eben so vielen Kaiserlichen, bleiben in der bekanntlich für neutral erklärten Stadt Neuwied selbst. Die beiden feindlichen Feldherren, Beurnonville und Werneck, speiseten zusammen an diesem Orte a), und trafen daselbst über die ruhige Beziehung beiderseitiger Winter-

a) Am 10ten December.

quartiere die Verabredung, daß die Erneuerung der Feindseligkeiten drei Tage zuvor anzukündigen sei. Da indessen diese Uebereinkunft bloß als eine Privatangelegenheit der beiden Generale anzusehen ist; so muß man noch erst die Einwilligung ihrer beiderseitigen Mächte in dieselbe erwarten, ehe man der friedlichen Stille in dieser durch das Kriegsungemach ganz vorzüglich verheerten Gegend einige Dauer versprechen kann.

Ungleich thätiger waren die beiderseitigen Heere am Oberrhein. Kaiserliche und Franzosen erschöpften hier Alles, was Muth, Beharrlichkeit und Kriegskunst zu leisten vermögen: jene im Angriff, diese in der Vertheidigung der am rechten Ufer des Rheins noch übrigen Werke bei Kehl und bei Hüningen. Gegen Kehl wurden die Laufgräben eröffnet a), sechzig schwere Kanonen und zwölf Bombenkessel mußten nun gegen die feindlichen Verschanzungen donnern. Dagegen hatten die Franzosen zweihundert Stücke zur Vertheidigung von Kehl und der Brückenschanze aufgepflanzt, um den Angreifern nachdrücklich zu antworten. Die Oestreicher hatten beschlossen, am folgenden Tage einen Angriff auf das Dorf Kehl und auf die Insel oberhalb der Rheinbrücke zu versuchen; aber die Franzosen kamen ihnen zuvor, indem sie mit fünf und zwanzig tausend Mann, unter Moreau's eigner Anführung, einen Ausfall gegen die achttausend Belagerer thaten b), die auch bis über Sundheim hinaus zurückgetrieben wurden. Der General Latour und der Prinz Friedrich von Oranien hielten endlich die feindliche Uebermacht eine Zeit lang auf, bis der Erzherzog selbst mit einer hinlänglichen Macht ankommen und die Feinde zurücktreiben konnte. Der Verlust war an beiden Seiten be-

a) Am 21sten November.

b) Am 22sten November.

trächtlich: die Oestreicher rechnen den ihrigen auf vierzig Offiziere und tausend, die Franzosen den ihrigen auf sechshundert Mann; außerdem hatten die letztern den Vortheil, sechshundert Gefangene gemacht und zwölf Kanonen erobert zu haben, von welchen aber nur vier fortgebracht, die übrigen aber bloß vernagelt werden konnten.

Bald darauf versuchten die Franzosen einen neuen Ausfall a), griffen vergebens die erste Parallele auf dem rechten Ufer der Kinzig an, und mußten sich mit einem Verluste von funfzig Mann zurückziehn. Die Kaiserlichen konnten nicht länger verhindert werden, das Bombardement von Kehl anzufangen b). Sie konnten indessen leicht vorhersehen, daß sie bei der Eroberung dieses Ortes sehr viel Schwierigkeiten zu überwinden haben würden; da die Verbindung desselben mit Straßburg durch eine stehende, eine fliegende und eine Schiffbrücke unterhalten wird, vermöge deren man die Mannschaft stets wechseln und unterstützen kann. Die Zerstörung dieser Brücken muß daher das Hauptaugenmerk der Belagerer seyn, und es sind neue Maschinen dazu erfunden, deren Nutzen man aber bei der bisherigen Seichtheit des Rheins noch nicht hat versuchen können.

Die Belagerten fuhren unterdessen fort, die Arbeiten der Belagerer zu vernichten. Ein neuer Ausfall c) kostete ihnen sechshundert Mann, und brachte den Oestreichern den Besitz zweier Rheininseln: auch unternahmen die Belagerer bald darauf einen Angriff d), durch welchen sie den sogenannten großen Kehlkopf nebst einigen Fleschen eroberten. Unglücklicher für die

a) Am 26sten November.
b) Am 28sten November.
c) Am 2ten December.
d) Am 6ten December.

Kaiserlichen war ihr Versuch auf das Kehler Posthaus, welchen sie dreimahl vergebens erneuerten, und dabei, nach ihrer eignen Angabe, dreihundert Mann verloren a). Dieser Verlust mußte sie um desto mehr schmerzen, da an eben diesem Tage auch ein Angriff ihres linken Flügels eben so nachtheilig für sie ausfiel. Indessen sollen sie bei einem spätern Ausfalle b) das streitige Posthaus dennoch erobert haben, und ihr grobes Geschütz soll von den auf den Rheininseln errichteten Batterieen sogar in Straßburg beträchtlichen Schaden thun.

Bei Hüningen unternahmen die Kaiserlichen einen Sturm auf die Brückenschanze und die Außenwerke c), wurden aber zurückgetrieben und verloren viele Mannschaft, nach der französischen Angabe achtzehn hundert bis zweitausend Mann. Die Franzosen büßten dagegen einen sehr tapfern General, Abatucci, ein, dessen Muth und Geistesgegenwart vorzüglich den günstigen Ausgang jenes Gefechts bewirkt hatte. Da die Kaiserlichen das Schweizer-Gebiet bei ihrem Angriffe betreten hatten, so beklagten sich die Franzosen darüber, und zwei schweizerische Offiziere sollen deshalb zum Verluste ihres Vermögens und zum Tode verurtheilt seyn. Dem letzten Theile dieses strengen Richterspruches sind sie indessen durch die Flucht entgangen.

Die Aufforderungen der Kaiserlichen an die Franzosen, die Brückenschanze zu übergeben, sind bisher immer vergeblich gewesen, und die Belagerten haben den Donner von mehr als hundert und funfzig Feuerschlünden, die gegen Hüningen toben, noch immer unerschrocken und muthig beantwortet. Indessen ist vor der Beendigung dieser beiden großen Belage-

a) Am 20sten December.

b) Am 20sten December.

c) In der Nacht auf den 1sten December.

rungen wohl an keinen Waffenstillstand für die Gegenden des Oberrheins zu denken, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die Feindseeligkeiten in dieser Gegend während des ganzen Winters gar nicht unterbrochen werden möchten.

Eben so wenig darf man für Italien einige Ruhe erwarten.

Hier ist die Befreiung und die Eroberung von Mantua bisher für die beiden feindlichen Heere noch immer das unerreichte Ziel ihrer Anstrengungen geblieben. Alvinzy als Oberbefehlshaber, in Vereinigung mit Davidovich, Quasdanovich und Laudon, hatte seine ersten Unternehmungen mit einem Glücke vollführt, das den östreichschen Waffen den gewünschten Erfolg zu verheißen schien. Die Feinde hatten sich genöthigt gesehen, aus dem Innern Tyrols und aus Friaul zurückzuweichen, und hatten den Fortschritten der Oestreicher bis an die Etsch keinen beträchtlichen Widerstand entgegen zu setzen. Der Uebergang der Oestreicher über diesen Fluß hätte die Befreiung von Mantua unausbleiblich zur Folge gehabt. Hier vereinigten sich also alle Kräfte zum Angriff und Widerstand. Die Franzosen besaßen an Verona und Legnago zwei veste Punkte, von wo aus sie den vor der Etsch stehenden Feind angreifen und ihm den Uebergang erschweren konnten, da diese Oerter an beiden Ufern des Flusses liegen: außerdem hatten sie sich bei Ronco, auf einer über die Etsch geschlagenen Brücke, die sie aber gleich nach ihrem Uebergange abbrachen, an das rechte Ufer des Stromes gezogen. Der östreichsche Feldherr sandte seinen Vortrab bis Kaldero, unterhalb Verona, unweit der Etsch, und folgte demselben mit seinem ganzen Heere a)

a) Am 11ten November.

um zu dem Uebergange über die Etsch Ort und Hülfsmittel aufzusuchen. Buonaparte glaubte ihm hiezu keine Muße lassen zu dürfen. Angereau griff sogleich den feindlichen Vortrab bei St. Martin an, und verjagte ihn a); am folgenden Tage ward die Schlacht allgemein. Das Schicksal schien anfangs für die Franzosen zu entscheiden; schon hatte Angereau das Dorf Carcero eingenommen, und neunhundert Gefangene gemacht: schon hatte Massena eine Anhöhe besetzt, von wo er den Feind seitwärts angreifen konnte, und fünf Kanonen erobert, als sich das Glück plötzlich wandte. Alvinzy hatte neue Mannschaft gegen die feindlichen Flügel geschickt, um sie anzugreifen, und die Schlachtordnung zu brechen, und diesen gelang es, die Anhöhe wieder in ihre Gewalt zu bekommen; zugleich änderte sich der heftige Platzregen, der bis dahin gefallen war, auf einmal in kleinen Hagel und Schneegestöber um, welches den Franzosen ins Gesicht getrieben ward. Buonaparte mußte nun von seiner Reservemannschaft Gebrauch machen; um sich nur zu behaupten. Beide Heere behielten ihre Stellung; doch schrieben sich die Oestreicher den Sieg zu, weil sie den Angriffen der Republikaner widerstanden hatten. Die Franzosen geben ihren nachherigen Rückzug nach Verona für eine Vorsichtsmaßregel aus, weil sie von Bewegungen des Feindes an der Niederetsch gehört haben wollten.

Indessen blieben die Republikaner nicht lange in Verona ruhig. Sie schlugen aufs neue bei Ronco eine Brücke über die Etsch b), und suchten durch ihren Uebergang über dieselbe c), den Nachtrab des zwischen Verona und Villanova

a) Am 11ten November

b) Am 14ten November.

c) Am 15ten November.

stehenden Feindes nebst seinem Artilleriepark und Gepäck abzuschneiden. Die feindlichen Vorposten vereinigten sich, nachdem einige von ihnen zurückgedrängt waren, in dem Dorfe Arcole, erhielten daselbst ansehnliche Verstärkungen, und widerstanden lange, durch Moräste und Kanäle geschützt, dem hartnäckigsten Angriffe der Franzosen: fünf Generale derselben wurden verwundet, der Oberanführer Buonaparte selbst war nicht im Stande, über die kleine Brücke vor diesem Dorfe hinüber zu gelangen: doch brach eine andere Abtheilung der französischen Mannschaft endlich gegen die Nacht, von Albardo her, in den streitigen Ort, eroberte das Dorf Arcole, nahm vier Kanonen, und machte achthundert Gefangene. Dieß Gefecht, obgleich nicht unwichtig, war doch nur der Vorbote eines ernsthafteren Treffens. Das östreichische Heer, durch den Verlust von Arcole auf seiner Linken bedroht, ging den Feinden entgegen, um sie wieder zu vertreiben. Zwei Tage lang ward noch um den Besitz dieser Gegend gekämpft. Die künstliche Bewegung der Republikaner, wodurch der Feind von der Seite angegriffen ward; die Kriegslist Buonaparte's, durch fünf und zwanzig Mann mit mehrern Trompetern, die sich hinter den linken Flügel der Oestreicher gezogen hatten, ihnen einen Schreck zu verursachen; die plötzliche Erscheinung einer feindlichen Schaar von achthundert Mann im Rücken der kämpfenden Oestreicher, und wie die Kaiserlichen noch hinzusetzen, ein Aufstand der französischen Gefangenen — — alles dies trug dazu bei, daß sich der Sieg endlich völlig auf die Seite der Republikaner lenkte a), welche den Feind noch bis hinter Arcole nach St. Bonifacio verfolgten, und ihm außer einem

a) Am 17ten November.

Verluste von viertausend Todten und eben so viel Verwundeten, noch mehr an Gefangenen, nebst vier Fahnen und achtzehn Kanonen abnahmen.

Dieser Sieg über Alvinzy war durchaus nothwendig für Buonaparte, wenn er nicht zum zweitenmahl Mantua entsetzt sehen wollte. Der Feldmarschalllieutenant Graf Davidowich, der von Tyrol längs der Etsch hinabkommen sollte, um sich bei Verona mit Alvinzy zu vereinigen, war ohne große Hindernisse immer weiter vorgerückt, hatte sich des Montebaldo und des Postens Maria di Corona bemächtigt a); er hatte an eben demselben Tage, wo Buonaparte den General Alvinzy von der Etsch vertrieb, den ihm gegenüber stehenden General Vaubois bei Rivoli geschlagen b), hatte ihn am folgenden Tage bei Peschiera zurückgetrieben c), und stand nun mit seinem rechten Flügel zu Colla am Gardasee, wo er Peschiera, mit seinem linken auf der Anhöhe von Pastenago bis zur Etsch, wo er Verona vor sich hatte, und seine Vorposten bis nach Castelnuovo schickte. In dieser Lage durfte ihn Buonaparte nicht lassen, weil er zwischen dem Mincio und der Etsch, nicht weit von Mantua stand; er schickte daher den General Massena mit seiner Abtheilung dem vordringenden Feinde entgegen; dieser vertrieb ihn von einer Stellung zur andern d), eroberte die Anhöhen bei Rivoli, nahm dem Feinde achthundert Gefangene nebst vier Kanonen und sechs Pulverkarren ab, und zwang ihn, sich wieder bei Ala in's Tyrolische zurückzuziehn. Auch der General Angereau griff eine feindliche Schaar auf den Anhöhen von St. Anne an, machte dreihundert Gefan-

a) Am 15ten November.
b) Am 17ten November.
c) Am 18ten November.
d) Am 21sten November.

gene, verbrannte die feindliche Schiffbrücke bei Dolce, und erbeutete einiges Gepäck.

Während die Oestreicher alle diese Anstrengungen machten, um die Besatzung von Mantua zu befreien, glaubte auch diese nicht ganz unthätig bleiben zu müssen. Wurmser that einen heftigen Ausfall a), bei welchen er, östreichschen Berichten zufolge, bis Castellone, sechs Stunden weit von Mantua, vorgedrungen seyn, den Franzosen Lebensmittel abgenommen, und dadurch den französischen Feldherrn genöthigt haben soll, acht Schwadronen Reiterei den Belagerern zu Hülfe zu schicken. Die Franzosen melden bloß, daß die Kanonade bei diesem Ausfall den ganzen Tag gewährt habe, daß der Feind schnell in die Festung zurückgetrieben sei, und daß ihm dabei über zweihundert Gefangene, eine Haubitze und zwei Kanonen abgenommen wären.

Die östreichschen Heere nahmen nun ihre Stellung so, daß Davidovich bei Ala, und General Laudon bei Acro, an der Nordseite des Garda-Sees, stand, Alvinzy aber theils Bassano, am linken Ufer der Brenta, an den Tyroler Gränzen besetzte, theils sich seitwärts gegen Montfelice zog, und theils sein Mitteltreffen unterhalb Padua stellte, in welche Stadt zweitausend Oestreicher einrückten, und an den Thoren Kanonen aufführten, so wie sie in der Gegend umher mehrere Batterien anlegten. Auch hatten die Oestreicher die Brentella-Brücke über die Brenta, zwölf Meilen von Padua, besetzt. Die französische Hauptmacht steht zu Ossenigo, an dem linken Ufer der Etsch, nahe an der tyrolischen Gränze.

Auf dem Meere sind die Feindseligkeiten immerwährend

a) Am 23sten November.

fortgesetzt, und selbst durch die Unbequemlichkeiten der Jahreszeit nicht unterbrochen worden. Die Franzosen haben deutlich genug ihre Absicht gezeigt, mit Hülfe der Spanier, das Mittelmeer den Engländern ganz zu verschließen. Bis jetzt hat es ihnen aber noch nicht völlig gelingen wollen. Zwar haben die Engländer die Insel Korsika geräumt; aber noch ist die den Toskanern gewaltsam abgenommene Insel Elba in ihrer Gewalt, und ihre ganze Seemacht in diesem Meere, unter den Admiralen Jervis und Gardener, soll sich auf acht und zwanzig Linienschiffe, fünf und zwanzig Fregatten, und elf kleinere Kriegsschiffe belaufen, wozu nächstens noch eine Verstärkung von zehn Linienschiffen kommen soll. Die französische und spanische Seemacht in diesem Meere, die jetzt, seitdem der spanische Admiral Langara mit funfzehn Linienschiffen und acht Fregatten in Toulon angekommen ist a), in diesem Hafen beisammen liegt, soll sich auf ein und dreißig Linienschiffe und funfzehn Fregatten belaufen, wovon fünf französische Linienschiffe nebst vier Fregatten, unter Villeneuve, zu einer besondern Unternehmung ausgerüstet werden. Allem Vermuthen nach wird bald eine Seeschlacht in diesem Meere darüber entscheiden, welche von beiden streitenden Parteien das Uebergewicht in diesem Meere auf eine Zeit lang zu genießen haben, und ob die gänzliche Ausschließung der Engländer aus demselben gelingen wird.

Im atlantischen Meer ist nichts Wichtiges vorgefallen, indem die Engländer daselbst bloß, ohne irgend ein entscheidendes Ereigniß, an den feindlichen Küsten kreuzen. Vielleicht giebt es aus dieser Gegend bald wichtigere Nachrichten;

a) Am 8ten November.

indem zu Brest, schon seit der Mitte des Octobers, sechzehn Linienschiffe und sechzehn Fregatten, nebst mehrern kleinen Kriegs- und vielen Transportschiffen, die noch von l'Orient und Rochefort aus vermehrt worden sind, zu einer geheimen Unternehmung ausgerüstet werden, die unter dem Oberbefehl des Generals Hoche ausgeführt werden soll: man hat viel schweres Geschütz, funfzigtausend Flinten, eine große Menge von Sätteln, auch viele Dragoner und Husaren eingeschifft, und der Seeminister selbst ist nach diesem Hafen gereiset, um die Ausrüstung zu dieser Unternehmung zu vollenden, deren Ziel man theils in Irland, theils in Portugall vermuthet.

Einen der furchtbarsten Schläge für die Seemacht hat die batavische Republik an dem Vorgebirge der guten Hoffnung erlitten. Der Admiral Lucas, welcher im März aus dem Texel ausgelaufen war, kam in der Mitte des August mit drei Linienschiffen, fünf Fregatten und einem Proviantschiffe, worauf sich zusammen dreihundert und zwei und vierzig Kanonen und tausend neunhundert und zwei und sechzig Mann befanden, daselbst an, um die Wiedereroberung des Vorgebirges zu versuchen; aber kaum ließ sich die überlegene Flotte des Admirals Elphingstone blicken, der auf sieben Linienschiffen und sieben andern Kriegsschiffen, sechshundert und sechs und zwanzig Kanonen, und viertausend siebenhunderr und zwei und achtzig Mann führte; so erklärten die batavischen Matrosen sogleich laut ihre Abneigung zum Gefecht, und ihren Wunsch, dem Statthalter zu dienen, fingen einen Aufstand an, bemächtigten sich der zur Gegenwehr wesentlichsten Gegenstände, und nöthigten dadurch den batavischen Admiral, sich mit seiner ganzen Flotte an die Engländer zu ergeben. a)

a) Am 17ten August.

In Ostindien setzen die Engländer ihre Eroberungen der holländischen Besitzungen mit immer gleichem Glücke fort. Die beiden Inseln Amboyna a) und Banda b) haben sich ihnen auf Bedingung ergeben: in jener haben sie über ein und achtzigtausend Thaler baares Geld, und über eine halbe Million Pfund Gewürznelken, auf dieser über sechs und sechzigtausend Thaler Geld, über vier und achtzigtausend Pfund Muskatennüsse und gegen zwanzigtausend Pfund Muskatenblumen vorgefunden. Jetzt ist ihnen nur noch die Eroberung von Batavia übrig, um die Holländer ebenfalls, so wie es ihnen mit den Franzosen schon geglückt ist, ganz aus dieser Gegend zu vertreiben, und ihrem großen Ziele, dort Alleinherrscher zu seyn, merklich näher zu rücken.

Einen der glücklichsten Streiche zur See haben die Franzosen durch den Admiral Richery ausgeführt. Unvermuthet erschien er im Nordosten von Amerika bei der Insel New-Foundland (Terre neuve) c), zerstörte über zweitausend Fischerschiffe und Boote, und bekam über achtzig beladene Fahrzeuge in seine Gewalt, die er ausladen, aber wegen der Ueberlegenheit der Engländer in den europäischen Gewässern, verbrennen oder versenken ließ. Die Engländer schätzen den durch ihn erlittenen Verlust auf dieser Insel auf beinahe anderthalb Millionen Pfund Sterling. Nach dieser Unternehmung kehrte Richery sogleich nach Europa zurück; er kam glücklich in Rochefort an d), von wo er zur Verstärkung der Brester Flotte wieder abgehen soll. Drei Schiffe von seiner kleinen Flotte schickte er nach der Küste von Labrador, die dort

a) Am 16ten Februar.
b) Am 8ten März.
c) Am 4ten September.
d) Am 5ten November.

ebenfalls mehrere Pflanzungen, Forts und Batterien zerstörten, mehrere Schiffe verbrannten, und eben so glücklich vor l'Orient ankamen. a)

Ueberhaupt treiben die Franzosen in den amerikanischen Gewässern die Kaperei sehr stark. Bloß auf Guadeloupe haben sie innerhalb drei Monaten sechs und siebzig englische Kauffahrer aufgebracht. Auch die Spanier verstärken ihre Macht in dieser Gegend. Schon mit Richery schickten sie vier Linienschiffe und fünf Fregatten dahin, worauf fünftausend Landsoldaten waren; und nachher sind aus Kadix wieder zwei Linienschiffe mit viertausend Landsoldaten nach Karthagena in Süd-Amerika abgesegelt. In Mexiko scheint sich Stoff zu innern Unruhen zu sammeln, dessen Ausbruch für das spanische Reich äußerst nachtheilig werden könnte. Schon hat man sich genöthigt gesehn, den Viceкönig Branciforte zurückzurufen, nachdem ihn die mißvergnügten Einwohner zur Flucht nach Vera-Cruz gezwungen hatten; und nach neuern Nachrichten sollen die Unruhen täglich gefährlicher werden.

Im innern Frankreich zeigen sich noch immer die Spuren des noch nicht ganz vertilgten Parteigeists. Die Untersuchungen des Nationalgerichtshofes zu Vendome über die große Verschwörung, an welcher Baböuf und andere Jakobiner Theil nahmen, gehet sehr langsam vorwärts. Das wegen des Angriffs auf das Lager bei Grenelles b) niedergesetzte Kriegsgericht hat zuerst zwölf Verhaftete zum Tode, zehn zur Landesverweisung, zehn zu einjähriger bis sechsjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt und achtzehn freigesprochen c): es hat nachdem

a) Am 10ten November.

b) Am 10ten September.

c) Am 19ten September.

noch über einige sechzig Angeklagte gesprochen a); und elf darunter zum Tode verurtheilt. Häufiger als solche öffentlichen Angriffe auf die Ruhe des Staats, wozu man auch die wegen Räumung der Klöster von den Geistlichen in Belgien erregten Unruhen rechnen kann, sind die Beunruhigungen der Privat-Sicherheit: in allen Provinzen bilden sich Räuberhorden, die, zum Theil mit empörender Unmenschlichkeit, die Eigenthümer zwingen, ihnen ihre Baarschaften herauszugeben, und häufige Mordthaten begehn. Der Lauf der Posten ist noch immer nicht gesichert, und die Sonderbarkeit, daß grade auf dem Wege zwischen Brest und Paris die Post am häufigsten angefallen ist, seitdem man dort an der großen Ausrüstung arbeitete, scheint zu beweisen, daß nicht bloß die Habsucht, sondern auch die Verrätherei die Mutter solcher Abscheulichkeiten sei. Die Bestätigung des Gesetzes vom dritten Brumaire des vorigen Jahres, vermöge dessen die Verwandten der Ausgewanderten, so wie die in der Amnestie begriffenen, von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden b), scheint bei den Gesetzgebern eine Furcht vor den Königlichgesinnten vorauszusetzen; indessen wird es zur gänzlichen Wiederherstellung der Ruhe wohl nicht sehr viel beitragen, da die Menge von Absetzungen, die dadurch nothwendig werden, und die sich in Paris allein auf mehr als siebenhundert belaufen soll, gewiß sehr viele Unzufriedene macht. Selbst das Ministerium würde nach diesem Gesetze umgewandelt werden müssen, wenn es anders wahr ist, daß Beneзech einen Schwiegersohn und Truguet einen Bruder unter den Ausgewanderten hat.

---

a) Bis zum 27sten October.

b) Im Rath der Fünfhundert beschlossen am 2ten November.

Wohlthätiger für die allgemeine Sicherheit würde wohl die Berichtigung der französischen Finanzen seyn, an welcher man noch immer ohne den gewünschten Erfolg arbeitet. Nach dem von Cambaceres vorgeschlagenen und angenommenen a) Finanzentwurf für das fünfte Jahr der Republik belaufen sich die gewöhnlichen Ausgaben für dieses Jahr auf vierhundert und funfzig, die außerordentlichen auf fünfhundert und funfzig Millionen, wovon zweihundert und funfzig aus der Grundsteuer, und funfzig von der Personensteuer einkommen, das übrige aber aus dem Verkaufe der Nationalgüter gelöset werden soll. Unter den verschiedenen Ausgaben kommen über sechs Millionen auf die gesetzgebenden Räthe, über eine Million auf das Directorium, über fünf und fünfzig auf das Ministerium des Innern, über drei auf die sechstausend hundert und funfzehn Bevollmächtigte, welche der Vollziehungsrath bei den Verwaltungen und Gerichtshöfen hat, über hundert und drei und dreißig auf die Flotte und die Kolonien.

Für den Vollziehungsrath scheinen diese Bewilligungen nicht ergiebig oder nicht eilig genug zu seyn. Er hat an die Gesetzgeber einen kläglichen Bericht über die große Noth eingesandt b), welche alle Theile der Verwaltung, aus Mangel an Gelde, unthätig mache, und hat den Vorschlag gethan, daß man alle diejenigen, welche auf angekaufte Nationalgüter noch schuldig sind, dazu anhalten möchte, Schuldscheine auszustellen, vermöge deren sie sich anheischig machen, bis zu einer bestimmten Frist die Kaufsumme, deren Zinsen bis dahin in dem Scheine sogleich mitbegriffen sind, zu bezahlen, oder sich den Verkauf dieser Güter gefallen zu lassen. Diese Hypothek-

a) Am 23sten October. b) Am 15ten December.

Scheine, sagt der Vollziehungsrath in seiner Bothschaft, würden völlig die Stelle des baaren Geldes vertreten können, da sie kein Staatsgeld, sondern Verschreibungen von Privatpersonen auf ein bestimmtes Unterpfand seyn würden. Bei den Fünfhundert hat diese Bothschaft vorzüglich dadurch große Bewegung verursacht, daß der Vollziehungsrath seine Vorschläge, die doch von den Gesetzgebern in einem geheimen Ausschusse beurtheilt wurden, hatte drucken lassen, wodurch er sich einen Anhang bei der Nation machen zu wollen scheint.

Eine vielleicht folgenreiche Maßregel für den Handel und für die Finanzen der neuen Republik ist die Zusammenberufung von abgeordneten Kaufleuten aus den vorzüglichsten Handelsstädten nach Paris zu Privatconferenzen mit dem Finanzminister. Die Versammlung kam zur bestimmten Zeit a) im Pallast des Ministers zusammen, der ihnen einen Vorschlag zu einer Bank that, die aber von dem Staate völlig unabhängig seyn solle: die Kaufleute wandten dagegen ein, daß man einer solchen Bank vor dem Frieden kein Zutrauen verschaffen könne, weil man doch bis dahin stets einen gewaltsamen Nothschritt der Regierung besorgen werde. In der zweiten Versammlung b) trug der Finanzminister den Kaufleuten vor, ob nicht einige von ihnen zusammentreten wollten, um dem Staate achtzig Millionen vorzuschießen, die zu bestimmten Zeiten für schon verkaufte Nationalgüter zu entrichten wären: zugleich bat er sie um Vorschläge zur Beförderung des Handels und zur Einrichtung des Schuldenwesens.

Wahr-

a) Am 9ten December. b) Am 13ten December.

Wahrscheinlich glaubt man, außer andern Gründen, zugleich für die Aufnahme der französischen Manufacturen durch das Gesetz a) sorgen zu wollen, daß keine englischen Waaren mehr in Frankreich eingeführt und verkauft werden sollen, auch die Waaren aus den Kolonieen nicht ausgenommen. Alle in Frankreich befindlichen Waaren dieser Art, deren Werth man auf funfzig Millionen Livres schätzt, und die meistens durch Kaper eingebracht sind, sollen nach neutralen Ländern ausgeführt und daselbst verkauft werden.

Unter den auswärtigen Verhandlungen hat vorzüglich, außer den sonst schon angeführten, die Unterhandlung mit England die allgemeine Aufmerksamkeit von Europa auf sich gezogen. Das erste Erbieten dazu hatte der englische Hof durch den dänischen Gesandten thun lassen, welchem aber der Vollziehungsrath antwortete, daß sich der englische Hof geradezu durch eine Waffenstillstandsflagge an die französische Regierung wenden könne, wenn er eine Unterhandlung ernstlich wünsche. Dem zufolge ging auch wirklich ein Fahrzeug dieser Art von Dover nach Calais ab b), und darauf kam in England ein Paß für einen Unterhändler an c), der zur Abschließung eines Friedens mit Frankreich bevollmächtigt wäre. Hierauf ward Lord Malmesbury (ehemals Harris, seit 1768 in Gesandschaftsgeschäften in Spanien, Brüssel, Berlin, Petersburg und Haag gebraucht) als außerordentlicher Ambassadeur und bevollmächtigter Minister an das vollziehende Directorium in das englische Cabinetsministerium eingeführt, um seine Anweisungen zu erhal-

a) Am 27sten October.

b) Am 25sten September.

c) Am 5ten October.

ten und vom Könige Abschied zu nehmen a), reisete bald darauf von London b) und hernach von Dover ab c), und kam mit einem ansehnlichen Gefolge nach Paris d). Er schlug darauf in der ersten Zusammenkunft mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lacroix, nachdem beide ihre Vollmachten ausgetauscht hatten, eine Unterhandlung über einen allgemeinen Frieden vor, der dadurch zu Stande kommen könne, daß der König von England, gegen die von Frankreich anzunehmenden Anordnungen zum Besten der Verbündeten Englands, seine Eroberungen wieder herausgeben wolle e). Das Directorium ließ darauf antworten, daß der Lord Malmesbury, da er im Namen der sämmtlichen Feinde Frankreichs Unterhandlungen ankündige, sich die nöthigen Vollmachten von denselben zu verschaffen habe f). Nachdem der Lord hierauf aus England weitere Verhaltungsvorschriften eingezogen hatte; so erklärte er g), daß er bei der Vestsezzung der Grundsätze, auf welche der Friede gebauet werden könne, keiner besonderen Vollmachten zu bedürfen glaube, und daß die einzelnen Mächte, bei der Ausgleichung ihrer eigenthümlichen Forderungen, an den Unterhandlungen nähe ren Antheil nehmen könnten. Lacroix forderte noch an eben demselben Tage die Angabe dieser Grundsätze, und Malmesbury antwortete ihm sogleich h), daß dieselben schon in seiner ersten Eingabe in den Bewilligungen Frankreich's und Entschädigungen dafür von Seiten England's enthalten wären. Lacroix versicherte, er habe zu seiner vorigen Antwort in die-

a) Am 12ten October.
b) Am 15ten October.
c) Am 18ten October.
d) Am 21sten October.
e) Am 24sten October.
f) Am 26sten October.
g) Am 12ten November.
h) Noch am 12ten Novbr.

sem Falle nichts hinzuzusetzen, doch frage er zugleich beim Lord an, ob derselbe bei jeder officiellen Communication einen Courier um besondere Verhaltungsvorschriften abschicken müsse a). Malmesbury erwiederte darauf unverzüglich b), dies müsse geschehen, so oft es die gewechselten Schriften erfordern würden. Da diese Antwort unerwidert blieb; so zeigte der Lord nach einiger Zeit an c), er habe Befehl erhalten, sein Ansuchen darüber zu erneuern, ob das Directorium den vorgeschlagenen Grundsatz als eine Grundlage zu Friedensunterhandlungen annehmen wolle: und als er auf diese Anfrage eine bejahende Antwort erhielt d); so schrieb er, daß er dieselbe sogleich seinem Hofe melden wolle. Man sieht hieraus, daß diese Unterhandlungen einen sehr langsamen und weitläuftigen Gang nehmen, und einige der gewechselten Schriften sind in einem Tone abgefaßt, der für den glücklichen Ausgang dieser wichtigen Angelegenheit eben nicht viel verspricht. Der Vollziehungsrath scheint an der Aufrichtigkeit des englischen Ministeriums zu zweifeln, und hat deswegen lieber unmittelbare Unterhandlungen mit dem Kaiser anzufangen gesucht. Außer einem schon früher nach Wien gesandten Staatsboten ist auch der General Clarke jetzt dahin gesandt e), um über den Frieden, oder wenigstens über einen allgemeinen Waffenstillstand zu unterhandeln. Die enge Verbindung aber, welche jetzt zwischen England und Oestreich Statt findet, macht auch den Ausgang dieser Sendung sehr zweifelhaft.

Tröstlich ist es, daß man in Frankreich, bei allen Störungen innerer Unruhen und bei dem lauten Geräusche des

a) Alles am 12ten Novbr.

b) Am 13ten November.

c) Am 26sten November.

d) Am 27sten November.

e) Am 20sten November.

Kriegs, doch keineswegs den Dienst der Musen vergißt. Unter mehreren sehr wichtigen und unwiderleglichen Beweisen dieser angenehmen Wahrheit, führe ich nur die einzige Thatsache an, daß auf der Pariser Sternwarte jetzt ein großes Fernrohr gebauet werden soll, welches alle bisher zu Stande gekommenen an Größe übertreffen wird, indem es sechzig Fuß Länge und sechs Fuß im Durchmesser haben soll: zur Vollendung desselben werden nur noch die zum Spiegel nöthigen drittehalbtausend Pfund Platinum aus Spanien erwartet.

In England ist das neugewählte Parlament zur bestimmten Zeit zusammengekommen a), aber sogleich nach der Wahl des Sprechers und einiger andern vorläufigen Maßregeln vertagt worden b), worauf es dann der König, wie gewöhnlich, mit einer Rede eröffnete c), in welcher er von dem Anfange der Friedensunterhandlungen Nachricht gab, den jetzigen Zustand des Volks als sehr preiswürdig darstellte, und die Ueberzeugung äußerte, daß es bei einem so ausnehmenden Wohlstande ohnfehlbar die nöthigen Kräfte zu den etwa erforderlichen Anstrengungen besitze: dieser Rede folgte sogleich die gewöhnliche Dankschrift des Parlaments. Pitt trug bald darauf d) seine Besorgnisse wegen einer Landung der Franzosen vor, und brachte zugleich als Sicherheitsmittel gegen dieselbe in Vorschlag, theils funfzehntausend Mann anzuwerben, die aber auch nöthigen Falls zum Kriegsdienst in Amerika gebraucht werden könnten; theils die Landmiliz um sechzigtausend Mann zu verstärken, wovon aber nur zehntausend mit Kriegskleidern und Waffen versehn, und

a) Am 27sten September.

b) Bis zum 5ten October.

c) Am 6ten October.

d) Am 18ten October.

zwanzig Tage lang geübt werden, die übrigen aber auf den ersten Wink bereit seyn sollten; theils die unregelmäßige Reiterei um zwanzigtausend zu verstärken, indem nach dem Maßstabe von den zweihunderttausend bloß zum Vergnügen in Großbritannien gehaltenen Pferden, der oder die Besitzer von zehn derselben ein Pferd und einen Reiter in voller Rüstung stellen sollten, und theils endlich siebentausend Wildner zu einer Jägerschaar zu versammeln. Sheridan und Fox hatten gegen alle diese Vorschläge viel einzuwenden; besonders schien es ihnen in Ansehung des ersten sehr gewagt, dem Minister die Freiheit zu lassen, ob er die vom Parlamente bewilligte Mannschaft in England oder in Amerika gebrauchen wolle: indessen wurden dennoch die Vorschläge des Ministers, wie gewöhnlich, angenommen.

Als einen vorläufigen Beitrag zu den Bedürfnissen dieses Jahrs, in sofern der Credit der Krone dadurch erhöht werden muß, schlug der Minister vor [a]), beinahe zwölf Millionen Seeschuldscheine und dritthalb Millionen Schatzkammerscheine zu bezahlen und zu fundiren, welches auch, ungeachtet Fox dagegen sprach, bewilligt ward. Die Ausgaben beim Seeamte und dem Heere schlug der Minister für das nächste Jahr auf sieben und zwanzig Millionen Pfund Sterling an [b]), wozu er, außer den gewöhnlichen Einkünften, eine freiwillige Anleihe von achtzehn Millionen, so wie zur Deckung der neuen zwei Millionen Zinsen, Erhöhungen von mancherlei Arten von Accise, Zoll, Haustaxen und Stempelgebühren als die dienlichsten Mittel ansieht.

---

a) Am 28sten October.

b) Am 7ten December.

Das irländische Parlament scheint gegen die anwachsende Macht des Hofes wenigstens eben so nachsichtig, wie das englische. Der Antrag, den Katholiken gleiche Rechte mit den Anhängern der herrschenden Kirche zu geben, ist mit hundert neun und vierzig Stimmen gegen zwölf verworfen, und dagegen die einstweilige Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte auch für Irland mit hundert und dreißig Stimmen gegen sieben beschlossen worden. Das Volk scheint wenigstens nicht allenthalben mit den Grundsätzen seiner Stellvertreter übereinzustimmen, indem mehrere Gegenden im nördlichen Irland an einem Aufstande gegen die Regierung Theil genommen haben, der bald gedämpft, bald wieder mit verstärkter Kraft erneuert scheint. Wahrscheinlich sind es diese Gegenden, welche zum Landungsplatze der Franzosen bestimmt sind, wenn anders ihre Absicht in der That auf Irland gerichtet ist.

Die batavische Republik ist jetzt mit einer für ihr ganzes künftiges Schicksal äußerst wichtigen Angelegenheit, mit der Bestimmung ihrer Verfassungsgesetze, beschäftigt. Nachdem der Entwurf zu der neuen Verfassung im Convent übergeben a), vorgelesen b) und untersucht worden war c), fanden sich nur die Wenigen dadurch befriedigt, welche die in dem Entwurfe beibehaltene Trennung der verschiedenen Provinzen in Ansehung der Finanzen und der Regierung, als die nothwendige Bedingung dazu ansehen, daß ihre Familien, wie bisher, im Besitze der wichtigsten Staatsämter bleiben, und ihre Begierde nach Reichthum und Macht auf öffentliche Kosten

a) Am 10ten November.

b) Am 14. und 15. November.

c) Seit dem 17. November.

befriedigen können. Eine andere große Partei wünschte den ganzen Entwurf zu vernichten, weil sie die Rechte des Volks gränzenlos zu erweitern beabsichtete. Beiden Parteien standen die Gemäßigten im Wege, an deren Spitze van de Kasteele sich befand, und welche, in der Ueberzeugung, daß die innere Ruhe, die Staatskraft, die Verbindung mit Frankreich und die dauerhafte Abschaffung der Statthalterwürde, bei einem sich oft durchkreuzenden Interesse verschiedener unabhängigen Provinzen unmöglich bestehen könnten, für die völlige Einheit des Staats stimmten. Für diese Partei erklärte sich auch die Bürgermehrheit in vielen Städten. Bittschriften an den Convent, deren eine in Amsterdam von vierzehntausend, eine andere in Dordrecht von sechshundert Bürgern unterzeichnet war, baten um die Anerkennung dieser Grundsätze. Endlich siegten dieselben auch im Convente, auch dieser beschloß d) die Staatseinheit, und setzte zwei Ausschüsse nieder, um theils über die Maßregeln Auskunft zu geben, wodurch Einheit der Finanzen, der Schulden und Auflagen für das Volk, als ein Ganzes betrachtet, einzurichten sei, theils aber, um diejenigen Punkte im Verfassungsentwurfe zu ändern, welche nach dem Beschlusse der Einheit einer Abänderung bedürftig seyn würden.

Die östreichische Monarchie, welche überhaupt in diesem Kriege, besonders im letzten Jahre, eine unglaubliche Kraftfülle entwickelt hat, — man denke nur an die drei zu Grunde gerichteten Heere in Italien und an die an den Gränzen der östreichischen Erblande stehenden französischen Heere! — hat jetzt durch die bereitwilligen Erklärungen der ungarischen Nation, neue Hülfsmittel zur Fortsetzung des Kriegs gewonnen.

d) Am 2ten December.

Um die Ungarn zu williger Mitwirkung in diesem Kriege aufzumuntern, ward ihnen a) die Ausfuhr von Winterfrüchten an Bundesgenossen und neutrale Mächte, unter den schon bestandenen Vorsichtsmaßregeln und gegen die nöthigen Pässe, bewilligt. Etwa siebzig Magnaten und Güterbesitzer versammelten sich darauf zu Pest, die zwar den Antrag, achtzigtausend Mann für den Kaiser zu stellen und auf Kosten der Nation zu unterhalten, nicht anders als auf einem Landtage bewilligen zu können glaubten, die aber vorläufig schon einig waren, nach ihrem besten Vermögen zu den Bedürfnissen des Kaisers beizutragen. Dieser Landtag versammelte sich wirklich zu Preßburg b). So bald daselbst der Erzherzog Joseph, bisheriger Locumtenens, zum Palatinus von Ungarn erwählt war c), wurden die Anforderungen des Kaisers vorgelesen d), welcher vorstellte, wie gefährlich ein Feind sei, der jeder rechtmäßigen Regierung, der christlichen Religion und dem ganzen Adel den Untergang bereite, um nach Vernichtung derselben die übrigen Menschenklassen desto leichter und sicherer unter seine Tyrannei beugen zu können, und der jetzt alle barbarischen Völker an Grausamkeit, Wildheit und Gottlosigkeit übertreffe. Die freiwilligen Beiträge, hieß es, wären zur Führung eines so unvermeidlichen Krieges willkommen, aber nicht hinreichend gewesen: die östreichische Monarchie sei im Jahr 1741 durch die Treue und Tapferkeit der Ungarn erhalten worden; man zweifle daher nicht, die würdigen Nachkommen so würdiger Voraltern würden mit gleicher Sorge und Kraft das Ansehen des Durchlauchtigen Erzhauses erhalten

a) Am 24sten September.

b) Am 9ten November.

c) Am 11ten November.

d) Am 12ten November.

und das Vaterland vom Untergange retten: deshalb lade man die Stände ein, jetzt nur über diejenigen Gegenstände zu berathschlagen, welche zur Bevestigung des königlichen Throns, zur Vertheidigung der alten Reichsverfassung, zur Beschützung der adeligen Rechte und Freiheiten und zur Erhaltung der geheiligten Religion in diesen gefährlichen Zeiten dienen könnten. Die Ungarn bewilligten auf diese Vorstellung dem Kaiser a) funfzigtausend Rekruten, zehntausend Pferde, zwanzigtausend Schlachtochsen, zwei Millionen und vierhunderttausend Metzen Weizen, und drei Millionen siebenhundert und sechzigtausend Metzen Haber, und erboten sich außerdem, so bald es der König nöthig finden würde, zu einem allgemeinen Aufstande der Nation. Die Juden, welche persönlich an dem Kriege keinen Theil nehmen sollten, brachten besonders ein Geschenk von zwanzigtausend Gulden in Ducaten und von viertehalbtausend Metzen Haber b), und nun wurde der Landtag mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten geschlossen c).

Noch hat sich das Ende dieses Jahres durch einige wichtige Ereignisse ausgezeichnet, an die wir wenigstens unsere Leser erinnern müssen. Spanien's Kriegserklärung gegen England d) hat zwar bisher keine wichtigen Folgen gehabt, möchte dieselben aber wohl nächstens hervorbringen. In Schweden hat der junge König, nach seiner Rückkunft aus Petersburg e), wo er sich während seines Aufenthalts f) mit der dreizehnjährigen ältesten Tochter des Großfürsten, Alexandra

a) Am 22sten November.
b) Am 21sten November.
c) Am 11ten December.
d) Am 7ten October.
e) Am 15ten October.
f) Vom 24. August bis zum 1. Octbr.

Pawlowna, verlobt hatte a), die von seinem Oheim fünftehalb Jahr hindurch verwaltete Regierung, nach erlangter Volljährigkeit, selbst übernommen b). Auch in Sardinien ist dem verstorbenen Könige c) der Prinz von Piemont auf dem Throne gefolgt: er ist dem freundschaftlichen Verhältnisse seines Vaters mit der französischen Republik treu geblieben, und soll sogar einen beträchtlichen Theil seines Heeres entlassen wollen.

Wichtiger noch für die Ruhe unsers Welttheils ist der Tod der russischen Kaiserinn d). Ihr Nachfolger Paul zeichnet alle seine Schritte bis jetzt durch Klugheit, Mäßigung und Liebe zur Menschheit aus. Er hat die von ihr ausgeschriebenen Werbungen sogleich eingestellt, und dadurch laut und offen seine Neigung zum Frieden erklärt: er hat einige neue Zollerhöhungen zurückgenommen, um die Last seiner Völker zu erleichtern: er hat nicht nur dem General Kosciusko auf eine sehr freundschaftliche und ehrenvolle Art seine Fesseln gelöset, sondern auch alle, während der letzten Regierung nach Sibirien geschickten Polen, deren Zahl sich auf mehr als vierzehntausend beläuft, in Freiheit gesetzt. Wenn man bedenkt, wie viele dieser Unglücklichen in einem solchen Lande, unter solchen Umständen, während einer so langen Zeit, die Opfer ihres traurigen Schicksals geworden sind; so muß man die ursprüngliche Menge der verbannten Polen wenigstens auf das Doppelte der angegebenen Zahl schätzen. Wie viel zerrüttetes Familienglück! Erinnert man sich noch an Oczakow, Ismail und Prag; so muß man gestehn, daß die unläugbare Größe der

a) Am 4ten September.

b) Am 1sten November.

c) Am 16ten October.

d) Am 17ten November.

russischen Herrscherin der Menschheit zahllose Thränen gekostet hat.

Von geringerem Einflusse auf die öffentlichen Angelegenheiten Europa's, aber trauriger für den Menschenfreund, ist das Absterben des Prinzen Friedrich Ludwig, des zweiten Sohns des Königs von Preußen. Seine Aeltern, seine Gattinn und seine Geschwister beweinen in ihm den Liebling ihres Herzens: seine Krieger den brüderlichen Theilnehmer ihrer Gefahren und ihrer Anstrengungen, die Armen ihren Wohlthäter, und jeder Mensch mit einem liebevollen Herzen für die Menschheit hat an ihm einen Bruder verloren.

Berlin, den 3ten Januar 1797.

Y —

II.

Trauerode auf den Tod Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Ludwig von Preußen.

Der Glocke Todtenruf schwebt schwer umhin,
Der Trauer Nebel hüllt das ganze Land,
Die Freud' entfloh auf leichten Schwingen,
Klagen grüßen die nahende Zukunft.

Ein Held ist gefallen; — des Vaterlandes
Hoffnungen blühen der seeligern Heimat nun,
Borussiens Schutzgeist weint, daß der ernste
Jüngling dem Jüngling die Fackel senkte.

Jene Fackel, die vor dreimal zwölf Monden,
Als des Volkes lauter Jubel die willkommne
Braut in den zärtlichen Arm ihm trug, —
Ach! die Wittwe nun! — in frohen Chören loderte.

Seit der königliche Jüngling fiel, wer hofft
Anmaßend den nächsten Augenblick;
Wenn Größe und des Volkes vereinte
Bitten den Thränenlosen nicht rühren?

Offen stand der Vergangenheit Thor,
Schon ruht' auf der Schwelle des Jahres Fuß,
Da eilt' auf schwarzen Flügeln der Tod
Mit der edlen Beute hindurch.

Ruft den Entflohenen nichts zurück?
Nicht die Perl' an der Aeltern Wange?
Nicht der Gattin thränenflehende Verzweiflung?
Nicht der Kinder banger suchender Blick?

Nicht der Brüder und der Schwestern Kummer?
Nicht des Patrioten Sehnsucht, und das
Hülflose Händeringen der Armuth, die
Sanft im Schutze seiner Milde schlief?

Ein schöner Stern ist uns gesunken.
Unserer Zukunft stralte der Dioskuren
Zwillingsflamm', und Borussiens Pilot
Scheute ferne Stürme nicht.

Aufgelodert bist du, dem spähenden Blicke
Entschwunden, aber auch fern, hülfreicher
Schutzgeist! uns nah. Im göttlichen Schmucke
Walte von oben über die Treuen.

Wo der Ahnherrn stolzer Kreis dich grüßt,
Du an der Brust des Einzigen ruhst,
Wo die Cäsarn und Catonen
Arm in Arm unter Palmen gehn.

Rambach.

III.

Solm.

Eine Erzählung.

(Beschluß.)

Die Harfenspielerin war verschwunden, und alle Mühe, auch nur die Spur ihres Daseyns aufzufinden, vergebens. Jeder, den man darnach fragte, schüttelte verneinend den Kopf, allen war sie ein unbekanntes Wesen. Der Vorfall erhielt dadurch einen Schein des Wunderbaren, der die Phantasie der jungen Frauenzimmer nicht wenig in Thätigkeit setzte. Die Fräulein Marie und Wilhelmine erklärten ihn geradezu für eine Erscheinung; die übrigen Damen für eine Art Räthsel, dessen Auflösung sie, über kurz oder lang, von der Zeit hoften. Auch Solm nährte diese Hofnung. In seinem Herzen entstand ein Entschluß, den er jedoch sorgfältig verbarg, weil er bei seiner Ausführung keine Zeugen wollte. Nicht einmal geahnet mocht' er ihn wissen, und suchte daher die Damen auf einen andern Gegenstand zu lenken. Es gelang ihm. Man versammelte sich des Nachmittags in einer Einsiedelei, hart am Eingange des Holzes, die ganz das Ansehn einer Druidenhöhle hatte, und ganz dazu gemacht schien, den Geist ausser sich zu versetzen, und eine Welt von Offenbarungen um ihn herzuzaubern.

Solm nützte diesen Umstand, das Gespräch wieder auf sein Erscheinungstalent zu leiten. Was er wünschte, erfolgte. Man bat ihn um eine neue Erzählung, und er begann:

„Es ist nun bald ein Jahr, daß mir der Tod eine Geliebte entriß, die das Glück meines Lebens machen sollte. Selten werden ein Paar Seelen, so für einander bestimmt, zusammen treffen. Alles war in Elisens Seele Einklang zu der meinigen. Wir begegneten uns in jedem Gedanken, jeder Gesinnung, jedem Wunsche. Wenn ihre blauen Augen auf meinem Gesichte, und mein Blick auf dem ihrigen ruhten, so flogen unsre Herzen einander entgegen. Unwillkührlich rückten wir uns näher, eine ihrer Hände lag auf meiner Schulter, die andre hielt meine Hand. Oft entfuhr uns kein Laut, und doch besprachen wir uns so anziehend, so geistvoll, verwebten so innig Seel' in Seele, daß wir nur ein Wesen zu seyn schienen. Schon schlug die Stunde der nähern Verbindung, aber das Schicksal sprach: „bis hieher, und nicht weiter!" Ich stand am Ende meiner Laufbahn. Die Hand des Neides zerrupfte die Rose meines Glücks, das Gift der Verläumdung quoll in den Becher unserer Freuden. Der Gram nagte an der Jugendblüthe meiner Elise, sie welkte dem Grabe. Langsam näherte sich ihr der Tod, ich sah ihn herankommen, verhüllte mein Antlitz, und weinte."

„So saß ich eines Morgens an dem Abhange eines Berges, an dem wir so manchmal die Welt um uns vergaßen, und nichts dachten und sahen als uns, einsam, mein Gesicht von Thränen überschwemmt. Meine Augen hingen an einem Obelisk, der den Prospekt vor mir schloß. Eine Rosenhecke umzog ihn, — ihre Hand hatte sie gepflanzt, — und ein Vergißmeinnicht-Kranz, gemeinschaftlich von uns

gewunden,

umschlang die Säule. Die Morgensonne beleuchtete, und ein sanfter Wind bewegte ihn hin und her. „Ach! er wird welken," rief ich, „und sie mit ihm!" Dann verstummt' ich, und versank in meinen Schmerz."

„Nach einer langen Pause erhob sich mein Blick wieder zu dem Obelisk. Da flimmerte es über der Rosenhecke. Mir war's, als säh' ich Elisen. In ihrem Morgengewande, ihr blondes Haar mit einem Kranze von weißen Rosen geschmückt, schwebte sie mir entgegen. Eine leichte Blässe umzog ihr Gesicht, in ihren blauen Augen flimmerte eine Thräne der Wehmuth. Schweigend nahte sie sich, nahm meine Hand, zog mich von meinem Sitz auf, und hing ihren Arm in den meinigen. So schlenderten wir sprachlos, Aug' in Aug', einen Lindenbogengang hinab, der mit einer Terrasse schloß, die ein kleines Thal bestrich, das, von Weiden eingeschlossen, und mit dem lieblichsten Grün geschmückt, uns mehr als einmal in seinen friedlichen Schooß aufgenommen hatte. Schon lange trug es den Namen, Lieblesthälchen. Wir stiegen hinab, und ließen uns auf einen grünen Rasen nieder. Elise saß, ich kniete vor ihr. Sie legte ihre Hände auf meine Stirn, ihre Augen spiegelten sich in meinen, Thränen blinkten in Thränen; ihr Busen hob sich mit einem langen Seufzer, ihre süßen Lippen öfneten sich, und sprachen das Wort: „Trennung!" In eben dem Augenblick verwandelte sich der Rasen in einen Leichenstein. Er sank. Ihre Hände entglitten meiner Stirn, sie umschlangen meinen Hals, ihre Lippen hingen an meinem Munde, entschlüpften ihm wieder, und sie versank tiefer. Nur ihre Augen hingen noch an mir mit dem letzten Blicke des scheidenden Freundes, im letzten Strahle des Lebens. Noch hielt sie meine Hand, bald war

auch die verlassen. Sie hob das Haupt empor, Verklärung umschwamm ihr himmlisches Gesicht, und mit dem Laut und Tone einer bessern Welt rief sie: „Wiedersehn!“ Ich verfolgte mit meinem Arme die Sinkende, strebte ihr nach. Aber der Boden schloß sich. Ich schrie laut auf, stürzte auf die Stelle nieder wo sie verschwunden war, und erwachte. Die laue Luft des Morgens und meine schwermüthige Stimmung hatten mich in diesen süßschmerzhaften Traum gewiegt. Nur zu bald ward er Wahrheit. Noch denselben Tag empfing ich den Scheidekuß an ihrem Sterbebette. Auch hier war ihr letztes Wort: „Wiedersehn!“

Solms Blick fiel, indem er dies sagte, auf Marien, deren Augen sanft an dem blauen Gewölbe des Himmels hingen. „In welchem Sterne schwebt jetzt Ihre schöne Seele?“ fragt' er sie. — „Mein Stern ist nicht sichtbar!“ erwiederte sie mit einem hohen Ton der Empfindung. Solm schwieg. Eine allgemeine Stille umschwebte die Gesellschaft. Nach einigen Minuten unterbrach sie Solm. Eine Stunde der Weihe schlug ihm, Begeisterung glänzte in seinen Augen, und diese Begeisterung lösete sich in folgenden poetischen Zeilen auf:

Du siehst nicht, wie du sagst, den Stern,
In dem ich deinen Geist so eben sah entschweben;
Den meinen seh ich wohl, nur liegt er mir zu fern,
Zu ihm hinauf mich zu erheben.
Oft, wenn ihn kein Gewölk verhüllt,
Seh' ich ihn huldiglich auf mich hernieder blinken,
In ihm ein lieblich weiblich Bild
Zu sich hinauf mich freundlich winken.
Verschwunden aus der Welt um mich,

Beweint, umsonst zurück erbeten,
Zeigt es mir nur in diesem Sterne sich,
Wenn Sehnsuchtsthränen sanft mir in die Augen treten.
Dann gleitet wohl ein Strahl herab,
Der sich in meinen Thränen spiegelt,
Und über Welt und Tod und Grab
Den Geist mit Adlerschwingen flügelt;
Dann möcht' ich gern los eines Lebens seyn,
Das fort mich treibt in ew'gem Streben,
Hier nichts gewährt, dort nimmt was es gegeben:
Vergebner Wunsch! mein Schicksal spricht stets: „Nein!"

Er legte, indem er die letzten Worte aussprach, die rechte Hand auf die Brust, als wollt' er sagen: ich ergebe mich. Nach einer Pause erhob sich sein Blick, und blieb auf einem Baume am Eingange der Einsiedelei hängen. Er näherte sich dem Baume, und schnitt in die Rinde desselben die Worte: Speremus atque agamus! Dann verlor er sich in's Gebüsch.

Eine halbe Stunde darauf trat er wieder hervor. Die Gesellschaft hatte sich unterdeß in das Stiftgebäude zurückgezogen. Nur Marie und Wilhelmine waren geblieben. Sie saßen unter dem Baume am Eingange der Einsiedelei. „Recht gut," rief ihm Fräulein Marie entgegen, „recht gut, daß Sie kommen! Geschwind übersetzen Sie uns, was Sie hier eingeschnitten haben."

Solm. „Hoffen und Handeln."

Wilhelmine. Ein schönes Motto, ich will es mir merken.

Solm. Thun Sie das, mein Fräulein. Aber trennen Sie das letzte nie von dem ersten. Hoffnung ohne Handlung ist todt, wie der Glaube ohne gute Werke.

Marie. Schade nur, daß wir so selten erhandeln.

Solm. Wir erhandeln immer, mein Fräulein, wenn schon nicht immer unsere Hoffnungen. Das Bewußtseyn, gethan zu haben was wir konnten, ist auch ein Gewinn.

Marie. Ja wohl, und ein großer.

Solm. Gewiß. Er trägt die doppelte Frucht, Ergebung und Entbehrung.

Wilhelmine Das sind ein Paar saure Früchte.

Solm. Andre gewährt uns dies Leben selten. Auch ist ihr Geschmack nur anfangs bitter. Die Schaale nur hat bittern Geschmack, der Kern ist süß, denn aus ihm quillt Ruhe in unser Herz.

Marie. Wenn diese Ruhe nur nicht Schlaf wird; denn was ist Abstumpfung unsers Gefühls anders, als Schlaf der Seele?

Solm. Darum müssen wir ausdauern in Hoffen und Handeln. Hoffnung erhält unsern Blick aufrecht, und Handeln erneuert die Lebenskräfte.

Wilhelmine. (Marien die Hand reichend.) Hoffen und Handeln!

Solm. Sie schließen da ein schönes Bündniß. Viel fehlschlagende Hofnungen harren Ihrer. Lassen Sie dann den Muth nicht sinken, und sich das eben so sinnvolle: „Plus ultra, immer weiter!" empfohlen seyn. Ich will es, zu Ihrem Gedächtnisse, diesem Baume einverleiben.

Er nahete sich einer Buche, die ihm zur Seite stand, und sein Messer zeichnete die schöne Lebensregel ein.

„Plus ultra!" riefen beide mit Lebhaftigkeit, und erhoben sich von ihrem Sitze.

Solm ergrif ihre Hände. Seine Augen ruhten feierlich auf ihrem Gesichte. „Noch einen Rath für Ihr künftiges Leben nehmen Sie mit auf den Weg!" rief er ihnen mit dem Tone der innigsten Rührung zu:

Blumen giebt uns das Leben. Nur stehen sie spärlich am Wege,
Welken am Stengel oft schon, vom Mittagsstrahle gesengt:
Blume Gegenwart selbst, bald hell bald dunkel von Farbe;
Wenn die helle euch lacht, Mädchen, pflücket sie schnell.

Dann ließ er ihre Hand fahren, ging zu einem dritten Baume, und schmückte ihn mit der horazischen Lehre: „Carpe diem, genieße die Gegenwart!" „Dies zu meines Namens Gedächtniß!" sagte er, und begleitete sie zu der übrigen Gesellschaft.

„Da kommen die Schwärmer!" rief ihnen Fräulein Oelegor entgegen, als sie in das Zimmer traten. „Was für feierliche Gesichter? Weg damit! Schwärmerei, sagt Wieland, steckt an wie der Schnupfen; und, daß Sie es nur wissen, Solm, wir wollen uns nicht anstecken lassen.

Solm. Seyn Sie unbesorgt, mein Fräulein, meine Schwärmerei soll Ihnen nicht gefährlich werden. Sie kann es auch nicht, weil es keine Schwärmerei ist.

Friederike. Gewiß nicht, wenn Lessings Erklärung der Schwärmerei Grund hat.

Oelegor. O lassen Sie doch hören. Ich möchte wohl wissen, wie ein so kalter ruhiger Denker eine so warme Sache erklärt.

Friederike. Sehr gern. Behalten hab' ich was er darüber sagt, ob gefaßt, mag Herr Solm entscheiden. Schwärmer, Schwärmerei, behauptet Lessing, kömmt von

Schwarm, schwärmen; so wie es von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde, Schwarm zu machen, ist folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers. Also wie eine Biene einen ganzen Schwarm hinter sich herzieht, so der Schwärmer; er ist ein Schwarmmacher. Schwarmmachen wäre dann nichts, als kahle Proselitenstifterei. Ein höchst gefährliches Handwerk! Es bringt den Sektengeist hervor, der zu keiner Zeit etwas getaugt hat, weil er die blinde Anhänglichkeit erzeugt, die immer den Verfolgungsgeist, als Begleiter, mit sich führt. Der Sektengeist ist überdem blöden Angesichts, blinzelt, wenn ihm das helle Licht zu nahe kömmt, und lebt, wo nicht im Finstern, doch gern in der Dämmerung. Nun frag' ich, woran erkennen Sie in unserm Freunde den Schwarmmacher? Welche Sekte hat er hinter sich gezogen oder ziehen wollen? In welcher seiner Gesinnungen erkennen Sie Liebhaberei für Finsterniß, oder auch nur für Dämmerung?

Oelegor. Wenn das die Natur der Schwärmerei ist, in keiner. Ich nehme die Beschuldigung zurück. So meint' ich es auch nicht. Aber sein Erscheinungstalent, sein öfteres Leben und Weben außer unsrer Welt, sein sich wohlgefallen in einer erträumten, wäre das nicht auch eine Art Schwärmerei? und von Art ist ja nur die Rede.

Friederike. Dagegen mag er sich selbst vertheidigen.

Solm. Nach dem, mein Fräulein, was Sie bereits über diesen Punkt mit Lessings und Ihren eignen Worten gesagt haben, machen Sie mir mit dieser Vertheidigung leichtes Spiel. Was Ihre Freundin an mir Schwärmerei zu nennen beliebt, ist eine Eigenschaft, die von der Schwärmerei nichts, als den Namen hat. Sie sucht, wie sie selbst schon

bekannt hat, keinen Anhang, schwärmt Niemanden vor, sie hat es nur mit sich selbst zu thun. Sie ist ein bloßes sich erwärmen, ein bloßes sich in lebhafte Empfindung versetzen, ein bloßes Erhöhen seiner Gefühle über sich selbst, aus der Sphäre des gewöhnlichen Lebens und Wirkens. Durch eine verkürzte Aussprache, in der man die Buchstaben i, e, und r wegwarf, ist aus sich erwärmen, schwärmen entstanden.

Oelegor, (lächelnd.) Diese Wendung scheint sinnreich genug.

Solm. Ich hoffe, sie soll es Ihnen auch werden. Diese sogenannte Schwärmerei ist also nichts, als ein Seelen- und Herzensaufschwung in ein vollendetes Daseyn, ein Vorausleben in einem gewiß kommenden veredelten Wirkungskreise, ein Voranblick der Erndte, zu der, Wahrheit und ihre Mutter, die Vernunft, jetzt die Samenkörner ausstreuen.

Oelegor. Die aber doch nicht da, vielleicht noch sehr fern ist. Gleichwohl lebt die so erhöhte Seele in ihr, als wäre sie schon; vergißt über dieser Zukunft, die Gegenwart, oder zieht diese ferne Welt, in die jetzige hinab, in der sie noch nicht einheimisch ist; überflügelt vielleicht die Ordnung der Dinge, und stiftet dadurch eine Unordnung, welche die Ordnung, die sie befördern will, nur um so weiter hinausschiebt: und das wäre nicht Schwärmerei?

Solm. Wenn sie das thäte, allerdings. Denn da wollte sie, im Grunde, doch auch nur Schwarm machen, obgleich auf eine edle Art. Aber, was ich Vorausleben in einem veredelten Daseyn nenne, ist von jeder Art des Schwarmmachens fern. Es versammelt nicht, es wirbt keinen

Hof. Es will der Zeit nicht zuvoreilen, das Samenkorn nicht zu früh in Aehren schießen lassen. Der von ihm erwärmte Mensch betet mit Göthens Iphigenie:

Wie man den König an dem Uebermaaß
Der Gaben kennt, — denn ihm muß wenig scheinen
Was Tausenden schon Reichthum ist, — so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken!
Denn ihr allein wißt was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Befriedigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und, wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Früchte, sich zum Tode
Genießt!

Marie. Vortrefflich!

Solm. Er wartet ab, aber er ahnet doch gern der goldnen Frucht Himmelsgenuß; und diese Ahnung veredelt seinen Geist und sein Herz, zur leisen Beförderung jenes Reiches des Lichts und der Wahrheit. So wird diese Sicherwärmung wohlthätig; denn sie will ihre Ahnung nicht auf der Stelle in Wirklichkeit verwandeln. Sie steckt nicht an, das heißt, sie vertraut ihre heiligen Mysterien nicht jedem ohne Unterschied. Mit einem Worte, sie macht keinen Schwarm.

Oelegor. Nun, wenn sie denn auch Schwärmerei wäre, so wäre sie doch eine sehr liebenswürdige.

Solm. Liebenswürdig oder nicht, Schwärmerei bleibt Schwärmerei. Aber hier ist keine Schwärmerei. Was Sie immer noch so nennen, war von jeher die Quelle alles Großen, Edlen und Guten in der Welt; und davon kann Schwärmerei nie die Quelle werden. Hätten aber schöne Seelen, — ich muß um Verzeihung bitten, daß ich mir in diesem Augenblicke selbst eine schöne Seele zuzuschreiben scheine, eine Eitelkeit von der ich jedoch weit entfernt bin; — aber hätten solche Seelen nie vorausgelebt in einer vollendeten Welt, das Menschengeschlecht wäre nie vorgerückt.

Wilhelmine. Gewiß nicht. Ihr Wahlspruch war: Hoffen und Handeln.

Marie. Plus ultra!

Pröbstin. Der Unterschied zwischen dem Schwärmer und dem Erwärmten ist also: Der erste will Aufsehn, der andere Gutes.

Aebtissin. Jener führt zum Lichte, dieser davon ab.

Oelegor. (lächelnd) Also Sie sind kein Schwärmer?

Solm. Ich hoffe, Sie erkennen mich nicht mehr dafür.

Oelegor. Nein. Ich neckte Sie eigentlich nur, und suche die Wahrheit gern streitend.

Solm. Wenn Sie auch nur Wahrheit fanden!

Oelegor. Die, daß Sie kein Schwärmer sind, hab' ich gefunden, und nach der ging ich aus.

Solm. Ich bin zufrieden. Auch kenn ich Sie. Sie gehören nicht zu den frostigen Weltlingen, die, ohne Herz und Gefühl, das kalte Eiswasser ihrer sogenannten Weltklugheit und politischer Wetterkunde in den Nektarkrank unsrer Begeisterung gießen, wenn Schlendrian und Leerheit der wirklichen Welt, Undank und Schiefheit gewöhnlicher Men-

schen, das Herz erkälten, und des Geistes edle Thätigkeit abspannen. Sie lieben Wahrheit und Schönheit, und haben Freude an der bescheidnen stillen Wirksamkeit, zu ihrer weitern Verbreitung unter den Menschen.

Unterdeß war es Abend geworden und der Mond schien durch die Fenster. Rasch griff Solm nach seinem Hute. „Carpe diem!“ rief er, und stürzte zum Zimmer hinaus.

Es dauerte keine zehn Minuten, so stand er auf der Anhöhe an dem kleinen Strome, mit dem er gestern auf eine so anziehende Art Bekanntschaft gemacht hatte. Er suchte nach dem Fahrzeuge am Ufer unter der Anhöhe; es war nicht zu finden. Das fiel ihm auf. Eine besondere Ahnung flog durch seine Seele. Um zu erfahren, ob sie Wahrheit werden würde, setzte er sich auf die Bank unter den vier in einander geschlungenen Bäumen nieder. Der Mond warf ein wahrhaft magisches Licht auf das Gewässer! Das gab seiner schon hinlänglich belebten Phantasie einen noch höheren Schwung. Er versank in wache Träume.

Nicht lange, so fiel der ferne Hall einer lieblichen Musik in seine Ohren. Er horchte auf; es war Harfenklang. Eine sanfte Stimme schwamm über dem Strom, der leise Schlag eines Ruders plätscherte drein. Seine Ahnungen schienen erfüllt. Die Fee des Morgens, wahrscheinlich im Besitz des gesuchten Fahrzeugs, vielleicht ihm näher als er glaubte. Wirklich glitten Gesang und Harfenton ihm näher; der Ruderschlag ward vernehmlicher. Schon sah er das Unsichtbare sichtbar werden, die Göttin aus der Wolkenhülle hervorspringen, den Nachen landen, die Spielerin ihm entsteigen: — aber alles war ein Gesicht seiner Phantasie. Die Harfe klang fort, der Gesang tönte weiter, die Wellen schlugen, wie zuvor, gegen

das Ruder: — aber, so weit seine Augen das Gewässer, rings vom Monde beleuchtet, sehen konnten, weder Spielerin, noch Harfe, noch Kahn. Umsonst verbarg er sich hinter den Bäumen, um die Annäherung der Unsichtbaren nicht durch seinen Anblick zu hindern; umsonst hielt er sogar den Athem an, seine Gegenwart nicht zu verrathen: die Unsichtbarkeit dauerte fort, nach und nach verhallte auch Sang und Klang.

„Wunderbar!" rief er, und versank wieder in stilles Nachsinnen. Dann zog er seine Schreibtafel hervor und schrieb. Die Thurmuhr des Stiftes schlug Neun. Er sprang auf, und eilte zur Gesellschaft zurück.

Bis jetzt erzählt' ich Solms Geschichte nach seinem Tagebuche. Aber hier folgt eine Lücke, die ich nicht ausfüllen kann. Nur das weiß ich aus seinem Munde, daß die Harfenerscheinung für ihn ein Räthsel blieb, trotz seinen Nachforschungen, und denen der Stiftsdamen. Das Fahrzeug ward am andern Morgen wiedergefunden. Man bemerkte sogar, in dem Sande am Ufer, den Abdruck eines kleinen Frauenzimmerfußes. Das war aber auch alles.

Am nächsten Morgen verließ die Pröbstin von ** und ihre Fräulein ihren angenehmen Aufenthalt zu P... Solm begleitete sie. Trotz des rauhen und naßkalten Winters, der nun auf die angenehmen Tage des Herbstes folgte, ward er zuletzt täglicher Gast in dem **ger Nonnenkloster. Die langen Abende verschwanden ihm dort, als ob sie Flügel hätten. Er las vor, die Fräulein und ihre würdige Pröbstin trieben weibliche Geschäfte. Gespräche über Gegenstände der Literatur, der Moral, Schilderung vergangener Zeiten, einheimi-

scher und fremder Sitten, Spiele des Witzes, Poesie und Musik, wechselten mannichfach in der Unterhaltung ab. Immer dieselben, unveränderlich in dem ihm geschenkten Zutrauen, gleich gütig und freundlich, schenkten ihm die liebenswürdigen Mitglieder des weiblichen Zirkels, die verlorne Empfänglichkeit für den Werth des Lebens, mit jedem Tage, frischer und wärmer zurück. Das Andenken an seine Elise drückte und engte sein Herz nicht mehr. Es ward wohlthätig und erquickend für ihn. Er sah mit Ruhe und Ergebung der Vereinigung mit ihr entgegen, von der ihm sein Geist in den Stunden der Weihe zuflüsterte, daß sie nicht fern sey. So lebte er in Hoffnung und Genuß, in Gegenwart und Zukunft, ein Leben, zwischen Freude und süße Schwermuth getheilt.

Das alte Jahr eilte zu Ende. Zur Feier des neuen erging eine Einladung von der Aebtissin aus P . . ., an die Pröbstin von ** und ihn. Sie ward angenommen. Hier war es, wo ich mit ihm zusammentraf, wo wir eine alte Bekanntschaft erneuerten, die seine Schicksale unterbrochen hatten. Wir waren Freunde von Jugend auf. Wir schlugen die Hände zum frischen Liebesbunde in einander. Mit hohem Frohsinne ward der Eintritt des neuen Jahres gefeiert. Solm besang es durch folgendes Gedicht, das er den Tag vorher, in der letzten Stunde des scheidenden, gemacht hatte.

Des Jahres letzte Stunde scheidet,
Wir stehen ernst und sehn ihm nach;
Es freut sich unser Herz und leidet,
Hier wird ein froh Gefühl, und dort ein trübes wach;
Die guten und die bösen Tage
Erneuen sich vor unserm Blick;

Dem Geber Dank! denn Lust und Plage,
Sie beide, sind des Lebens Glück.

Wenn auf des Lebens Pilgerreise
Uns fröhlich macht der gute Tag,
So macht der böse gut und weise.
An jedes Erdenungemach
Knüpft, wenn's auch noch so drückend wäre,
Der Menschen Vater eine Lehre
Wohlthät'gen Inhalts, macht den Schmerz
Selbst zum Gewinn für Kopf und Herz.

Und, o des Hochgefühls von Wonne!
Erinnern uns des Guten wir,
Das segnend wir, gleich Gottes Sonne,
Verbreiteten, bald dort bald hier:
Der Freuden die ins Herz wir riefen,
Der Thränen die wir trockneten,
Des Trostes, mit dem manchen tiefen
Und schweren Gram wir milderten.

Getrost und froh sehn wir entgegen
Dem neuen Jahre, das uns winkt.
Willkommen sei's, und für uns Segen,
Mit Dorn' und Blume, was es bringt:
Wir nehmen an was es uns giebet,
Sei's, daß es segnet, daß es schlägt,
Denn er, der seine Menschen liebet,
Legt Niemand mehr auf als er trägt.

Vollkommenes giebt's nicht hienieden,
Darum bescheidne Wünsche nur:
Ach! gieb uns ehrenvollen Frieden!
Erinnr' an ihren hohen Schwur,

Herr, die Gewaltigen der Erde,
„Die Väter ihres Volks zu seyn!"
Und Menschlichkeit und Weisheit werde
Die Stütze ihres Throns allein.

Den freien Völkern, freien Staaten,
Gieb Sittlichkeit und Menschensinn!
Nicht schöne Worte, gute Thaten
Sind für die Menschheit ein Gewinn.
Ist Sittlichkeit der Herr der Erden,
Von selbst fällt dann die Tyrannei;
Ach! laßt uns weiser, besser werden,
Und alle Menschen werden frei.

Entferne, wer im Heuchlerblicke
Ein süßes freundlichs Lächeln trägt;
Und doch, im Schurkenherzen Tücke,
Nach seinem Bruder heimlich schlägt,
Aus unserm Zirkel! Aber weise
Und gute Menschen sind Gewinn:
Willkommen dann in unserm Kreise
Wahrheit und Treu und Brudersinn!

Führ' auf die lichte Bahn der Wahrheit
Den Abgeschiednen sanft zurück;
Dem, der sich sonnt in ihrer Klarheit,
Gieb männlichen und festen Blick!
Wen rings der Trübsal Strom umflutet,
Dem gieb Ergebung oder Ruh,
Wem irgend eine Wunde blutet,
Dem heil' im neuen Jahr sie zu!

Nun, Freunde, noch den Schwur, am Ende
Des alten Jahrs, aus einem Mund,

Zum Himmel hebt empor die Hände,
Beschwört der Wahrheit heilgen Bund:
„Wir wollen immer weiter rücken
Im Dienst der Göttin!“ Unser Lohn
Sey Trost der Wahrheit, Weltbeglücken
Durch Weisheit und Religion.

Bei der letzten Strophe stand die ganze Gesellschaft auf, Hand lag in Hand feierlich emporgehoben, und jeder Mund sprach den Eid des Wahrheitsbundes nach. Es war ein herzbewegender Auftritt. Besonders lag auf dem Angesichte der jungen Frauenzimmer ein hoher Ausdruck von Enthusiasmus. Solm war tief erschüttert, seine Augen ruhten auf der Versammlung, der Name Elise entschwebte seinen Lippen.

Von diesem Tage an gewann seine Seele eine immer feierlichere Stimmung. Er fand sich glücklich unter den guten Menschen die ihn umgaben, aber sein Geist schwebte oft außer ihrem Kreise. Er sprach viel von seinem verewigten Freunde; Elisens Andenken umgab ihn festlicher und heiliger. Oft verlor er sich dann aus der Gesellschaft. Wenn er zurückkehrte, verrieth sein begeisterter Blick, und die fliegende Röthe die sein Gesicht bedeckte, mit welchen Scenen er sich in der Abwesenheit beschäftigt hatte. Dann unterhielt er uns fast immer mit seinen Ideen über die Natur unsrer künftigen Fortdauer. Stille Wehmuth herrschte rings in dem kleinen Kreise. Oft war es uns, wenn er schied, als hätten wir ihn zum letztenmale gesehn.

So kam der Frühling heran. Da blieb er auf einmal aus dem ihm so werthen Stifte weg. Die Ahnung, er sei todt, war allgemein. Aber ein sehr heiteres Billet, in dem er uns alle zu einem Besuche bei sich einlud, überzeugte uns

angenehm vom Gegentheile. Wir gingen. Die Aebtissin aus P... und ihre Fräulein hatten eine gleiche Einladung erhalten. Freudig trafen wir bei ihm zusammen. Er empfing uns mit einem Strahle von Freude in seinen Augen, der uns die reinste Fröhlichkeit seines Herzens ankündigte. Wir gingen spatzieren. Es war ein schöner Märztag. Neues Leben knospete bereits an den Bäumen, und junges Gras drängte sich aus dem Boden hervor den wir betraten. Solm scherzte leicht, und erwiederte jede Neckerei der jungen Frauenzimmer mit voller Empfänglichkeit. Fräulein Friederike und Oelegor spielten mit epigrammatischen Witze, er erwiederte ihn, und lautes Lachen begleitete diesem Wettkampf. Nur in der Unterhaltung mit Wilhelminen und Marien schien seine Stimmung feierlich. Einmal legte er sogar ihre beiden Hände in einander, hielt sie mit der Linken, und sagte: „Plus ultra!“ Die Damen sahen ihn bedeutend an, und er mußte sein Gesicht von ihnen wegwenden, um eine Thräne zu verbergen die ihm entstürzte.

Der Spatziergang war zu Ende. Man trank in seinem Zimmer Thee. Er verschwand auf eine Weile. Mit einem Blatt Papier in der Hand, kam er wieder. „Ich muß Ihnen etwas vorlesen!“ sagte er. „Ich bitte um die Erlaubniß, es thun zu dürfen.“ Alle nickten ihm zu. Er schlug die Augen nieder, sein Busen hob sich sichtbar; dann begann er:

„Meine theuren Freunde, wir sehn uns zum letztenmale. Morgen ist Elisens Todestag, an dem sterb' ich. Das sagt mir mein Herz, das feuriger der Vereinigung mit ihr entgegen schlägt als jemals; das bezeugen mir meine Ahnungen, die nie so tief in meiner Seele lagen; das hat mir endlich ein

ein Traum meiner Phantasie verkündet, der zu lebhaft war, als daß er bloßes Spielwerk seyn könnte. Hören Sie nur."

„Schon vor drei Tagen entschlief ich mit Gedanken an die Verewigte. Ich stand auf dem **ger Kirchhofe. Zwei große Linden überschatteten mich. Die Sterne über mir funkelten mit ungewöhnlicher Helle, und mich umgab eine Ruhe, als ob der Odem der Schöpfung stille stände. Vor mir sah ich ein offnes Grab. Ich blickte sehnend hinein. Da flüsterte eine leise Stimme: „Ich komme!" Es war Elisens wohlbekannter Ton. Ich hob die Augen auf. Ein weißer Stein stand aufgerichtet hinter dem Grabe, der Mond beleuchtete ihn, und ich las deutlich: „Solm, geboren den 18ten Mai 1758, gestorben den 25sten März 1796." In dem nämlichen Augenblick sah ich Elisens verklärte Gestalt sich über den Leichenstein herabbücken, auf das Grab deuten, und verschwinden. Drei Nächte hinter einander hatt' ich denselben Traum."

„Freunde, ich bin gewiß, wir sehn uns heute zum letztenmale. Nehmen Sie mein Lebewohl, mit dem feurigsten Danke für die schönen Tage, in dem letzten halben Jahre meines Lebens. Aus dem Kreise irrdischer Engel, schlüpf' ich nun in den Kreis himmlischer hinüber. Leben Sie wohl! Ich sterb' Ihnen nicht ganz. Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, das heißt, zu meines Namens Gedächtniß, da bin ich mitten unter ihnen. Lassen Sie uns, ohne Wehmuth, scheiden; lassen Sie mich, mit Ihrem Glückwunsche, aus diesem geliebten Kreise gleiten. Es ist ja die Stunde meiner Vollendung, der unzertrennlichen Vereinigung mit Elisen. Plus ultra! Sie haben mir es so manchmal nachgerufen. Nun rück' ich ja weiter."

Hier brach seine Stimme. Er warf sich auf seine Knie. „Ihren Segen!“ rief er mit hervorstürzender Thräne. Wir breiteten unsre Arme über ihn aus. „Fahre wohl!“ tönt' es aus jedem Munde. Er erhob sich, und dankte, ergrif eines jeden Hand, und drückte sie zum Abschied an seine Lippen. „Hohe Vergeltung von oben!“ sagte er zu den beiden Aebtissinnen; „immer frische Blüthen in den Kranz ihres Frohsinns!“ zu Fräulein Friederike und Oelegor; „Hoffen und Handeln!“ zu den verschwisterten Seelen, Marie und Wilhelmine. Mich schloß er in seine Arme, und raunte mir leise in's Ohr: „Du drückst mir die Augen zu.“ Dann entwich er.

Umsonst erwartete ihn der überraschte Kreis seiner Freunde zurück. Es begann dunkel zu werden, und die Gesellschaft mußte aufbrechen. Ich blieb. Bald darauf trat er in sein Zimmer. Er sprach bis um zehn Uhr von den Geschiedenen, theilte dann sein Lager mit mir, und schlief sehr ruhig. Ich konnte kein Auge zuthun.

Morgens, um sechs Uhr, erwacht' er. Ich erhob mich mit ihm. Er klingelte nach Frühstück, nahm still, aber sehr heiter, seinen Thee. Ich that, als genöß' ich mit, aber kein Tropfen wollte mir schmecken.

„Den letzten Gang in den Garten,“ sagt' er endlich. Ich folgt' ihm. Er führte mich zu einer Bank. „Hier setze dich,“ redete er mich freundlich an, „hier lernt' ich die **ger kennen, hier hört' ich zuerst Mariens und Alexandrinens Gesang. Könnt' ich ihn doch auch jetzt hören, Gesang würde mir sehr wohl thun.“

Er hatte diesen Wunsch kaum ausgesprochen, als der Klang einer Harfe in unser Ohr fiel. Wir horchten auf.

Eine bekannte Schulzische Melodie ward präludirt. „Großer Gott!" schrie Solm auf, „das ist die Harfenspielerin vom Waldstrom!" — „Still!" sagt' ich, „ich hör' auch ihre Stimme." Solm lauschte. Wir hörten folgendes Lied:

Im Schatten einer breiten Linde,
Am Strom vom Wald begränzt,
Mein Haar ein Spiel der Abendwinde,
Vom Mondenschein beglänzt,
Den Blick halb himmelwärts gelenkt,
Saß ich ganz in mich selbst versenkt.

Es glänzte in Dianens Lichte
Der stille Strom so mild;
Und vor mir dämmerten Gesichte,
In Nebel zart verhüllt;
Sanft schwebten sie dahin und leicht,
Wie Zephir über Blumen streicht.

Bald wurden's leuchtende Gestalten,
Die auf dem weiten Raum,
Wie leichte Abendlüftchen, wallten,
Ein Bild vom Lebenstraum;
Sie wogten auf und wogten ab,
Wie seel'ge Geister um ein Grab.

Und von dem andern Ufer schwebte
Es her, wie Harfenklang;
Der Linde dichtes Laubdach bebte
Vom himmlischen Gesang;
Gehoben von der Harmonie,
Schlug jede Welle Melodie.

In meine Brust quoll Himmelsfrieden,
Und Frieden in mein Herz,
Als wär' der Welt ich abgeschieden,
Schon frei von jedem Schmerz;
Und immer süßer schwamm der Klang
Den sanft gewogten Strom entlang.

„Wo tönt ihr, rief ich, holde Saiten,
Wer lockt die Kläng' hervor,
Die sanft mir in die Seele gleiten?"
— Ich rief's, und sah empor. —
„Woher, woher du Engelton?
Bin ich vielleicht entkörpert schon?"

„Noch wallest du nicht außer'm Leibe,"
Rief's unsichtbar mir zu;
„Gelockt von einem holden Weibe,
Hörst Melodien du!
Der Zauberton, der dich umschwebt,
Ist Klang von ihrem Geist belebt."

„Quillt nicht aus sanften Weiberherzen
Stets Lebensmelodie?
Auf löst's in Lustgefühl' die Schmerzen,
Mißlaut in Harmonie.
Wie es dir einst im Himmel ist,
Weißt du nur wenn ein Weib dich küßt."

„Was du vernahmst soll dich belehren,
So wird Musik dort seyn,
Nichts als Gefühle wirst du hören,
Wie diese Töne rein.
Den schönsten Laut im Engelchor
Bringt Weiberstimm' und Hand hervor."

Solm war, während dies Lied gesungen wurde, in der äußersten Bewegung. Als es endete, sprang er heftig von seinem Sitz auf. „Sie ist es,“ rief er, „und sie singt mein Lied! Ich schrieb es an eben dem Abend, unter den Linden auf der Anhöhe im Walde, als ich eine ganze Stunde vergebens harrte daß sie sichtbar werden sollte, in meine Schreibtafel. Diese Schreibtafel muß mir entfallen, und von ihr gefunden seyn. Hinaus zu ihr!“ Mit diesen Worten flog er zur Gartenthür. Er öffnete sie. In dem Augenblick fielen seine Augen auf eine weibliche Gestalt, die auf einer Rasenbank saß, die Harfe vor sich. Ein dunkles Lillagewand umfloß ihren Leib. Ihre schön geformten Arme hingen an den Saiten des Instruments. Ihre Augen waren halb aufwärts gerichtet, und schienen auf eine neue Melodie zu sinnen. Eine sanfte Melancholie schwamm auf ihrem Antlitz. Ihre Finger berührten die Saiten; eine phantasiereiche Melodie entquoll ihnen. Solm konnte sich nicht länger halten, er trat auf sie zu. „Endlich!“ brach er aus. Die Spielerin ließ die Hände herabsinken, ihre Blicke hingen prüfend an meinem Freunde. „Ja, Sie sind's,“ rief sie, „Sie sind Herr Solm, meiner verewigten Elise Verlobter!“ „Ich bin's,“ erwiederte Solm, „und wer sind Sie?“ „Cecilie .....“ — „Gütiger Gott!“ unterbrach er sie, „Elisens Jugendfreundin, des englischen Gesandten in C... Gemahlin?“ — Ich bin's, mein Gemahl bekleidet nun diesen Posten am D... Hofe. Vor drei Wochen ging er voraus, ich folg' ihm jetzt.“ Sie setzte die Harfe auf die Seite. „Willkommen mein Freund, den ich nur durch Briefe kannte! Nach langem Suchen find' ich Sie. Mein Weg von C... führt mich durch P... Nicht weit davon find' ich ein Dorf, dessen reizende Lage mich anzieht. Ich

verweile dort die Nacht, erwache an einem schönen Morgen, gehe, von meinem alten Bedienten und meinem Kinde begleitet. in's Freie; komme auf eine reizende Wiese, die ein kleines Gewässer umfließt, jenseits des schönen Holzes von P... Ich trage meinem Bedienten auf, mir einen Kahn zu verschaffen, und mich hinüber zu rudern. Zugleich befehl' ich ihm, meine Harfe mitzubringen. Nach einer halben Stunde seh' ich ihn herbeirudern, die Harfe liegt in dem Boote. Ich steige hinein. Der schöne Morgen wirkt wohlthätig auf mich; mein volles Herz ergießt sich in Harfenspiel und Gesang. Schon sind wir dem Holze nahe. Ich sehe auf der Anhöhe, an der ich landen will, Gesellschaft. Mein Bedienter muß vorbei rudern. Ich war nicht in der Stimmung, unter fremde Menschen zu treten.

Solm. Ich war unter ihnen.

Cecilie. Das vermuthete ich, als ich am Abend desselben Tages, lange nach neun Uhr, diese Anhöhe bestieg, und Ihre Schreibtafel fand. Ich erkannte Ihre Hand auf der Stelle, und nahm sie zu mir, sie Ihnen wieder zuzustellen. Ich war fest entschlossen, Sie den folgenden Morgen durch meinen alten Jack ausfragen zu lassen. Aber ich hatte mich zu lange auf dem Wasser verweilt. Die Nachtluft zog mir eine Erkältung zu, deren Folgen bedeutender waren als ich dachte. Ich mußte ein Vierteljahr lang das Bett hüten. Erst am Ende des Januars durft' ich, mit Erlaubniß meines Arztes, reisen. Unterdeß erfuhr ich, Sie lebten nicht in P..., aber wo? konnt' ich nicht erfahren. So setzt' ich meinen Weg, ohne Sie gesehn zu haben, fort. Ich mußte über H... Ein Zufall bringt mich mit einem Fremden zusammen, der Sie kennt, Sie am Neujahrstage in P... gesehn hat, und Ihren Aufent-

halt weiß. Sogleich bestell' ich die Post. Elisens Andenken umschwebt mich, ich kann dem Verlangen nicht widerstehen, Nachrichten von ihren letzten Augenblicken zu erhalten. Gestern kam ich spät hier an. Sie auf meinen Besuch vorzubereiten, nahm ich die Harfe mit. Das wird ihn herauslocken, denk' ich, dann geb' ich mich ihm zu erkennen. Es ist mir gelungen. Freund meiner Elise, willkommen! Und nun erzählen Sie mir von ihr recht viel!

Solm. Bald werd' ich ihr von Ihnen erzählen. Ihr Name war einer der letzten, den ihre sterbenden Lippen nannten. Es wird sie freuen, wenn ich ihr sage, daß meine Augen, eh' ich aus diesem Leben schied, noch so glücklich waren, Sie zu sehen; daß meine Hand noch den Freundschaftsdruck der Ihrigen empfand. Verschwisterte Seele der Seele meiner Elise, es ist die Hand eines Sterbenden, die jetzt auf die Ihrige fällt. Es ist der Dank eines Sterbenden, den Sie jetzt von meinen Lippen empfangen. Dank für die Freuden der Freundschaft, meiner Elise geschenkt; Dank für die Vorahnungen des bessern Lebens, die Ihr Harfenspiel und Ihr Gesang in mein Herz goß.

Cecilie. (deren reiner Blick sich in einer hellen Thräne verklärte.) Gütiger Gott! hätt' ich Sie dazu aufgesucht?

Solm. Dazu. Den letzten Augenblicken meines Lebens das letzte irrdische Glück zu gewähren, den Anblick einer reinen Seele in schuldlosen Augen. Einen schönen Abend hatt' ich gestern, mein Blick weidete sich noch einmal im Anschaun edler Menschheit. Ein eben so schöner Morgen folgt ihm: der Geist hoher weiblicher Güte umweht mich, ehe mein Haupt in den Tod sinkt. Freundin meiner Elise, noch einmal bebe der Wohllaut dieses Instrumentes und Ihrer Stimme in mein

Ohr, daß auf ihren Schwingungen mein Geist entschwebe. Elise ist um uns, auch sie wird Sie hören. Und, wenn einst auch Sie in das Erbland schöner Seelen emporschweben, dann wollen wir die ersten seyn, die Sie empfangen, und, von Stern zu Stern, durch den unendlichen Raum seiner Segnungen führen.

Cecilie wandte ihr Gesicht, ich verhüllte das meinige in mein Tuch, und setzte mich stumm zu meinem Freunde. Er nahm meine Hand und legte sie an sein Herz, seine Rechte ließ er auf Ceciliens Schulter fallen. Die nahm die Harfe und sang:

„O trauert, Theure, trauert nicht
Des Grabes Dunkel schwindet,
Und himmlisch und unsterblich Licht
Glänzt dem, der überwindet.
Triumph! auf Abenddämmerung
Folgt milder Morgenschimmer,
Auf Trennung folgt Vereinigung,
Vereinigung auf immer." *)

Noch ehe Cecilie endete, fühlt' ich, daß Solms Hand leise in der meinigen zuckte. Als Musik und Gesang aufhörten, ward sie kalt. Ahnend blickt' ich zu ihm auf. Sein Haupt war auf die Brust gesunken, die andere Hand Ceciliens Schulter entglitten, sein Geist entschwebt.

Ich führte Cecilie von der Scene des Todes fort. Noch denselben Tag reiste sie ab. Der Vogt hörte die Nachricht von Solms Tode mit lautem Geschrei. Der Leichnam ward in das Zimmer getragen.

*) Von Kosegarten.

Nachmittags kündigte ich diesen Tod in ** an. Die Edeln feierten das Andenken des Abgeschiedenen mit Rührung und Trauer. Auf eine gleiche Art ehrte es der weibliche Zirkel zu P... Nach drei Tagen ward er auf dem **ger Kirchhof begraben. Ein weißer schlichter Stein deckt seinen Hügel. Auf der einen Seite desselben steht:

Solm
geboren den 18ten Mai 1758.
gestorben den 25. Merz 1796.

Weiter unten eine Grabschrift, die wir unter seinen Papieren fanden, von ihm selbst. Sie heißt:

Einsam lieg' ich hier nun im stillen engen Behältniß;
Einsam stand ich auch oft in der unendlichen Welt.

Für die andre Seite schlugen seine Freundinnen folgende Zeilen von Jacobi vor:

Sagt, wo ist der Sänger hin,
Der, auf bunten Wiesen,
Blumen Flur und Schäferin,
Laub' und Bach gepriesen?
Freunde, alles Leben flieht,
Auch der Sänger ist verblüht.

Schink.

IV.

Erinnerungen an Las Casas.

Sklaverei und Sklavenhandel — wie demüthigend für die Menschheit, daß sich diese Worte in einer menschlichen Sprache finden! — Ein freies, vernünftiges Wesen zu einem blinden Werkzeuge fremder Absichten, zu einem gemeinen Hausthiere herabzuwürdigen — welcher Frevel! — — ein Wesen seines Gleichen gegen ein Stück Metall zu vertauschen — welche Entehrung seiner selbst! — — Nur Herrschbegierde und Habsucht — von je her die unumschränkten Tyrannen verderbter Gewalt, und eben daher die furchtbarsten Geißeln gutmüthiger Schwäche — haben den Verstand des Menschen so weit zu verblenden, seine Gefühle so ganz abzustumpfen vermocht, daß er, uneingedenk seiner Würde, taub gegen die Stimme seines Herzens, den abscheulichsten Raub für gültigen Erwerb hält, und in seinem geschändeten Bruder sich selbst erniedrigt. Und doch giebt es noch Menschen, die solche Gräuel zu verewigen wünschen. Sogar Gesetzgeber eines Volks, welches, nicht ohne einigen Schein des Rechts, unter den freiesten und aufgeklärtesten Völkerschaften Europa's eine Stelle fordert, scheuen sich nicht, für die Fortdauer des Negerhandels zu stimmen, und ihre unmenschliche Behauptung als die gereifte Frucht einer staatsklugen Ueberlegung darzustellen. Oder wenn ja ihr Herz noch nicht ganz gegen den Ruf der Mensch-

lichkeit verstockt ist, wenn Schaam sie zurückhält, gegen allgemein erkannte Wahrheiten sich öffentlich zu empören; so suchen sie doch in den Zeitumständen ängstlich nach einem Vorwande, wodurch sie ihrer Widersetzlichkeit gegen den lauten Ausspruch der allgemeinen Meinung den Anstrich einer weisen Behutsamkeit leihen könnten. Auch scheint es in der That, als wenn das ablaufende Jahrhundert diesen Schandflecken unseres Geschlechts noch an das künftige überliefern wird, als wenn diejenigen, die ihn mit der Aufopferung eines vorübergehenden Vortheils auf immer zu tilgen vermöchten, das schöne Verdienst, die Fesseln der Menschheit zerbrochen zu haben, ohne Bedauern einer bessern Nachwelt überlassen.

Diese Betrachtungen könnten den Menschenfreund niederschlagen, wenn er nicht schon in dem Schooße der Gegenwart die Keime gewahr würde, aus denen sich einst ohne Zweifel die schöne Ernte der Gerechtigkeit entwickeln muß. Nein, die rührenden Reden eines Wilberforce sind gewiß nicht vergeblich, wenn sie gleich jetzt die Felsenherzen der Gewinnsucht nicht zu erweichen vermögen. Niemals darf man an der Allmacht der Wahrheit verzweifeln. Schon sind die unwandelbaren Grundsätze des Rechts zu gründlich entwickelt, zu unläugbar erwiesen, und zu kraftvoll dargestellt, als daß ihren Gegnern Hoffnung, als daß ihnen nur auf lange Zeit eine Ausflucht übrig bleiben kann: und verkündigen nicht die über so manchen menschenfeindlichen Irrthum einzeln erfochtenen Vortheile, verkündigen nicht die täglich wachsenden Heere von Freunden der Vernunft, verkündigen nicht selbst die schlauen Kunstgriffe und die tausendfachen Schlangenwindungen der Tyrannei und ihrer Anhänger, der Menschlichkeit einen nahen und glänzenden Sieg? —

Wem diese einzelnen Strahlen aus einer lichteren Zukunft nicht genügen, um ihm die Gegenwart zu erhellen, der wende seinen Blick rückwärts in das Nachtdunkel der Vergangenheit: und sein Auge, dort für den Reiz des Lichts empfindlicher geworden, wird dann in der Dämmerung um sich her die Helle des Mittags erblicken. — Wenigstens darf man doch jetzt die Abschaffung des Negerhandels schon fordern: wer als Vertheidiger der unterdrückten Menschheit auftritt, darf doch auf den Beifall, auch wohl auf die Unterstützung aller Aufgeklärten rechnen, die nicht durch Eigennutz verblendet, oder fühllos geworden sind; aber es gab Zeiten, wo der Menschenfreund mit einer solchen Forderung ganz einsam gestanden, wo man sie für einen wahnsinnigen Traum erklärt haben würde. — Wenigstens giebt es doch ein Land schon — freilich liegt es außer Europa — wo dem ankommenden Sklaven die geraubten Menschenrechte zurückgegeben werden, sobald sein Fuß den heiligen Boden der Freiheit betritt; aber es gab Zeiten, wo auch die besten und weisesten Menschen keinen Freistaat ohne Sklaven sich denken konnten. — Wenigstens muß man bekennen, daß Sklaverei und Sklavenhandel die gröbsten Verletzungen der Menschenrechte in unserm Zeitalter sind; aber es gab Zeiten, wo unser Geschlecht noch unter schwereren Lasten seufzte, wo Tausende von wehrlosen Unschuldigen nicht bloß in die Knechtschaft geschleppt, wo sie, bloß zur Lust, von europäischen Barbaren ermordet, verstümmelt, geschlachtet wurden: ach! es gab Zeitalter, die so tief gesunken waren, daß man den Sklavenhandel unter die kleineren Missethaten rechnen, ja, daß ein Menschenfreund, dem niemand in der auserlesensten Gesellschaft besserer Menschen einen Ehrenplatz verweigern kann,

eben diesen Sklavenhandel sogar als eine Wohlthat für die Menschheit erbitten mußte. — Dies mag auffallend klingen; aber es ist nur leider zu wahr: und diese Zeiten, diesen Mann muß man sich zurückrufen, wenn man an der Besserung der Menschheit verzweifeln möchte. Ein Blick auf die Spanier in Amerika, — und man wird minder bei dem Gedanken erröthen, noch ein Zeitgenosse von Sklaven zu seyn! Ein Blick auf Las Casas, — und man wird nie mehr vor den Uebeln irgend eines Zeitalters beben, man wird mit gestärktem Muthe gegen die Gebrechen des jetzigen kämpfen.

Nur diese Hoffnung auf Trost gegen alle sittlichen Uebel der Gegenwart, nur diese Aussicht auf einen neuen Gewinn an Kraft und Ausdauer bei ihrer Bekämpfung, kann uns stark genug machen, unsre Einbildungskraft mit den Leiden der Amerikaner zu nähren, und durch ein Land voll unermeßlichen Elendes die eifrigen Bemühungen des Las Casas für ihre Rettung zu verfolgen. Wer könnte sich sonst wohl entschließen, mit seinem Blicke auf diesem Schauplatze des Jammers zu weilen, wo man die sonst nur seltenen Schandthaten einzelner Bösewichter unendlich vervielfältigt, wo man die Verbrechen einer Räuberhorde von ganzen Nationen begangen, und die Verwüstungen wilder Eroberer über einen ganzen Welttheil verbreitet sieht!

Ich werfe meinen Blick auf Amerika in dem Augenblicke, wo Kolumbus sein großes Unternehmen glücklich vollendet hat, wo seine Mannschaft freudetrunken auf das Land springt, an dessen Daseyn sie so oft schon verzweifelte. Eine Menge von Gegenständen, den bekannten zwar ähnlich, doch verschieden genug von ihnen, um für neu zu gelten, fesselt und zerstreuet ihre Aufmerksamkeit. Neue Thiere und neue

Gewächse — schönere Gegenden, als sie jemals erblickt hatten — unabsehbare Flächen von paradiesischen Gärten — eine üppige Fülle in den Erzeugnissen des Pflanzenreichs — der unerschöpfliche Reichthum jugendlicher Kraft, wie er in einem Lande zu erwarten ist, das sich vielleicht erst vor wenigen Jahrhunderten dem Mutterschooße des Meeres entwunden hatte! — — Auch nach Menschen sucht der spähende Blick des Spaniers nicht lange vergebens: ihre kupferrothe Farbe, ihr nacktes kunstlose Aeußere, hindern ihn nicht, sie für Wesen seiner Art zu erkennen, und in ihrer Heimath auf ihren Beistand zu rechnen. Die Amerikaner täuschen ihn nicht in dieser Erwartung. Sie nehmen die Fremdlinge gastfreundlich auf: sie theilen mit ihnen freiwillig den Vorrath ihrer Lebensmittel, und holen für sie aus der Ferne neue herbei: sie halten die Ankömmlinge für Unsterbliche, vom Himmel gesandt, um ihnen neue Wahrheiten zu offenbaren, um durch Mittheilung neuer Einsichten und Künste ihr Leben zu erheitern: sie fallen vor diesen vermeinten Bothen der Götter ehrfurchtsvoll nieder, sobald sie in dem Donner ihres Geschützes die sichere Beglaubigung ihrer Gesandschaft gehört zu haben sich einbilden: sie erbieten sich freiwillig zu jeder Art von Dienst, und suchen durch Anstrengung und Eifer ihr sehr geringes Maaß von körperlicher Kraft zu ersetzen: sie bestellen den Spaniern ihre Aecker, sie bauen auf ihren Wink Hütten und Vestungen, sie finden ihre größte Ehre darin, für diese höheren Wesen zu arbeiten.

Sollte diese hülflose Schwäche keine Schonung, diese gränzenlose Hingebung keine Großmuth, diese zutrauliche Anhänglichkeit keine Liebe, dieser gutmüthige Diensteifer keine Dankbarkeit geweckt haben? — Diese Erwartung ist so ge-

recht, sie scheint so natürlich, und doch — man denke sich Amerika ein halbes Jahrhundert nach seiner Entdeckung! — was erblickt man? — Dieser ganze Welttheil, so weit nur der Fuß irgend eines europäischen Abenteurers drang, ist mit dem Blute seiner ehemaligen Bewohner gefärbt: die Erde, die Ströme, ja selbst das Meer, sind mit ihren Leichen bedeckt: entvölkerte Provinzen, völlig verödete Inseln, bezeichnen nur noch die Stätte, wo ehemals ein Gewimmel froher Menschen das Auge labte. Hier theilt ein spanischer Befehlshaber, sogleich nach seiner Ankunft in einem nie gesehenen Lande, jedem seiner Gefährten hundert, zweihundert, fünfhundert Eingeborne als Sklaven zu: dort bewilligt ein andrer in einer ältern Niederlassung, beim Anfange des neuen Monats, der Tyrannei wieder eben so viele Schlachtopfer, als sie während dieser kurzen Zeit schon zu würgen vermocht hat, sollte auch ihre Zahl fast der ersten Lieferung gleich kommen. Diese Unglücklichen werden in die Bergwerke geschleppt, wo ihr zarterer Bau den Beschwerden der geforderten Arbeit bald unterliegt: aus Furcht vor der blutigen Geißel des Treibers bieten sie noch im Todeskampfe ihre letzte Kraft auf, um für den Unmenschen, der seinen plötzlichen Reichthum in nie gekannten Lüsten verschwelgt, die Möglichkeit neuer Verbrechen aus dem Schooße der Erde zu graben. Andre seufzen unter dem schweren Gepäcke der Europäer, die tiefer in's Land hineindringen wollen, um den Schauplatz ihrer Frevel zu erweitern. Zehn oder zwölf dieser bejammernswürdigen Opfer sind an ein einziges um ihre Hälse gebogenes Eisen geschmiedet: einer von ihnen sinkt entseelt unter seiner Bürde zu Boden, und der europäische Barbar, ihr Führer, enthauptet kaltblütig mit seinem Schwerte den Todten, um nur das Eisen nicht aufschließen zu dürfen,

damit der Kopf an der einen, der Leib an der andern Seite der Fessel entfalle. —

Durch zahllose Grausamkeiten dieser Art waren die Inseln, auf welchen zuerst die europäischen Unmenschen landeten, bald so gänzlich entvölkert, daß es ihrer Bequemlichkeit an Dienern, ihrem Geize an Sklaven, ihrem Blutdurst an Schlachtopfern gebrach. Nun senden sie Raubschiffe nach den entfernteren Inseln und nach dem vesten Lande von Amerika, um die todtgequälten Sklaven zu ersetzen, um den ganzen Welttheil zur Befriedigung ihrer Lüste menschenleer zu machen. Die so geraubten Unglücklichen werden schaarenweise in's Meer geworfen, weil sie die unbeschreiblichen Leiden ihrer Ueberfahrt nicht zu ertragen, weil sie ihr Leben mit der kümmerlichen Kost nicht zu fristen vermögen, mit welcher man gegen sie geizt, um sie desto wohlfeiler auf den Markt zu bringen.

Der unerträgliche Druck dieser Gewaltthätigkeiten schreckt endlich die geduldigen Amerikaner aus ihrer ursprünglichen Gelassenheit auf: sie wagen es endlich, der Alles verheerenden Wuth einen ohnmächtigen Widerstand entgegenzusetzen; aber ach! sie entflammen dadurch nur stärker die Blutgier der europäischen Würger. Durch ein Gesetz wird bestimmt, daß hundert Eingeborne sterben sollen, so bald ein einziger Europäer als das Opfer ihrer Selbstvertheidigung und ihrer Gerechtigkeit fällt. Rachsucht verbindet sich jetzt bei den Spaniern mit Uebermuth Herrschsucht und Geiz, um an den Qualen der elenden Amerikaner ihre ganze Erfindsamkeit zu erschöpfen. Sie errichten große Galgen von vier Seiten, an deren jeder dreizehn dieser Unschuldigen hangen: und so ganz taub sind sie gegen die Stimme ihres innern Richters, daß sie es sogar wagen,

wagen, diese Galgen, zum Andenken an den Stifter ihrer Religion und seiner zwölf Jünger, Apostelgalgen zu nennen. Sie machen die Bewohner noch nie gesehener Länder für die Widersetzlichkeit derer verantwortlich, die von ihnen durch eine Reihe unerhörter Schandthaten zur Rache gereizt sind. Auf Küsten, wo man noch nie einen Spanier erblickte, und also wohl keinen beleidigen konnte, erscheinen sie nicht bloß als Menschenräuber, sondern sogleich als unersättliche Würger. Mit unmenschlicher Wildheit ergreifen sie die Ingebohrnen, die ihnen arglos entgegenkommen: bloß um sie in Furcht zu setzen werden ganze Dörfer in Brand gesteckt; oder es werden einige hundert dieser wehrlosen Naturkinder niedergehauen; oder es werden eben so viele schrecklich verstümmelt; oder ihre abgehauenen Glieder, zu Hunderten, an einer Stange als Schreckzeichen aufgehängt. Ein Schiffshauptmann landet an einer noch unentdeckten Küste: von den Wilden freundschaftlich in ihre Wohnungen aufgenommen, wird er mit einer Zärtlichkeit gepflegt, wie er sie, nach seinem eignen Geständnisse, selbst in dem Hause seiner Eltern niemals erfuhr. Jetzt rüstet er sich zur Abreise; aber vorher läßt er von seinen dienstfertigen Gastfreunden eine weitläuftige Verzäunung errichten: dahin ruft er eine so große Menge von ihnen zusammen, als sie nur fassen kann: sie erscheinen gern auf seinen Ruf; sie hoffen vielleicht ein Geschenk, oder irgend eine Art von Dank für die gutmüthige Zärtlichkeit, womit sie ihn und sein Schiffsvolk behandelten; aber Er? — er umringt die Verzäunung mit seiner Mannschaft, gewaltsam schleppt man diese Unglücklichen zu Schiffe, um sie bei der Rückkehr als Sklaven zu verkaufen. Schon ist das Schiff gänzlich angefüllt, und die Verzäunung ist noch nicht leer: „also werden doch Einige dem schrecklichen

Schicksal entrinnen?" — nein! — entsetzlich! — wie kann die Menschennatur so weit entarten! — die übrigen in der Umzäunung werden von den Spaniern niedergehauen: einzelne Flüchtlinge, die während des Gemetzels entspringen, werden in ihren Häusern ermordet, oder mit denselben verbrannt. — —

Aehnliche Gräuel verunstalten den ganzen großen Welttheil. Wo man sonst Wohnungen mit glücklichen Menschen angefüllt sah, erblickt man jetzt in einer entvölkerten Wüste nur rauchende Trümmer, zwischen denen einzeln, menschliche Wesen, vielleicht bedauernswerther als die Gemordeten, in Verzweiflung umherirren, um unter den Aschenhaufen die Gebeine ihrer Eltern, ihrer Geschwister, ihrer Geliebten, ihrer Säuglinge, aufzusuchen. Hier werden verstümmelte Menschen an einem langsamen Feuer gebraten, weil sie den Aufenthaltsort ihrer entflohenen Oberhäupter, der ihnen vielleicht unbekannt ist, nicht entdecken: dort drängen sich fünfhundert Amerikaner auf einen Felsen zusammen, um Schutz vor ihren wüthenden Feinden zu finden; aber ach! sie werden verfolgt, ereilt, ihr Zufluchtsort ist erstürmt, und Alle — Alle werden hinabgestürzt — die unten gelegenen Felsstücken sind mit ihrem Blut, mit ihrem Gehirne befleckt. — Mit großen Hunden gehen die Spanier auf die Jagd, um in den Schlüchten der Gebirge die Entflohenen aufzusuchen. Diese Hunde werden mit unter die Krieger gerechnet, und ihre Herren bekommen für sie einen regelmäßigen Sold: von ihnen werden die nackten Flüchtlinge aufgespürt, verfolgt, zerrissen: der reisende Europäer, der eine überflüßige Zahl amerikanischer Sklaven mitgenommen hat, um sein Gepäck zu tragen, säbelt auf dem Wege mit kaltem Blute Einige von ihnen nieder, um seine Hunde mit ihren Leichen zu füttern; ja, in den Niederlassungen der Spanier wird, zur Nahrung für diese reißenden Thiere, das Fleisch

geschlachteter Amerikaner auf den Markt gebracht. — Doch genug! — Wer könnte dieses Gemählde vollenden, wo jeder Zug ein Brandmahl für die Menschheit ist! —

Kaum weiß man, ob man wünschen soll, daß es auf diesem Schauplatze der unmenschlichsten Gräuel, unter diesen Horden der europäischen Weltverwüster, auch einen bessern Mann, einen Mann voll Gefühl für den Schmerz seiner Brüder, möchte gegeben haben. Zwar scheint es, er könne vielleicht das Elend mindern, der Gewaltthätigkeit Einhalt thun, in die Wunden der Gequälten Balsam des Trostes gießen; doch kann man sich auch nicht verbergen, daß der gute Wille eines Einzelnen nur eine schwache Schutzwehr gegen die Wuth von Tausenden ist, daß die rührendsten Vorstellungen bei so fühllosen Ungeheuern fruchtlos seyn mußten, daß das Leiden der Unterjochten für jeden Trost fast zu groß war, und daß es keine schrecklichere Lage geben kann, als, ohne Kraft zur Rettung, mit einem gefühlvollen Herzen auf einem Schauplatze unendlichen Jammers zu stehn. In dieser Lage befand sich Las Casas. Alle die Gräuel, die uns nach Jahrhunderten noch erschüttern, alle die Abscheulichkeiten, unter deren Darstellung unsre Einbildungskraft erliegt, geschahen theils unter seinen Augen, theils hörte er sie von denen selbst, die dabei zugegen waren, die sie erlitten oder verübt hatten. Täglich sah er gemarterte Elende hinsinken, täglich traf er auf verstümmelte Menschengestalten, täglich sah er, wie die Amerikaner verschenkt, wie achtzig oder hundert gegen ein Pferd verkauft, wie sie gequält und geschlachtet wurden: wohin er seinen Blick wandte, fand er Spuren von Unmenschlichkeit. Mit dem ersten Tage seines Aufenthalts in Amerika war seine Ruhe auf ewig verloren; die Leiden der Unschuld ver-

bitterten ihm jeden Genuß, unwiderstehlich bemächtigten sie sich seiner Einbildungskraft, und nirgends fand er nun Zerstreuung und Trost: nicht in den Wissenschaften, die er liebte, nicht in den einzelnen Hülfsleistungen gegen die Verfolgten, wozu er eifrig jede Gelegenheit suchte, selbst nicht in den trostvollen Lehren der Religion. Es war sein Beruf, diese Religion in den neuen Ländern zu verkündigen; aber wie konnte er hoffen, Aufmerksamkeit auf übersinnliche Angelegenheiten bei denen zu erregen, die jeden Augenblick die empfindlichsten Qualen zu dulden oder zu fürchten hatten! Wie konnte er hoffen, Sorge für die Ewigkeit denen einzuflößen, die dem Tode, als ihrem einzigen Retter, freudig in die Arme sanken, und die sich keine Zukunft so schrecklich denken konnten, wie sie die Gegenwart fühlten! Wie konnte er hoffen, diejenigen zu Anhängern der neuverkündigten Wahrheiten zu machen, die alle Laster, wodurch nur die Menschheit entehrt werden kann, von den Bekennern derselben erduldet oder gesehn hatten! Wie konnte er hoffen, daß die Amerikaner sich zu der Religion der Spanier, daß die verfolgten Heerden sich zu den Grundsätzen der Tiger bekennen würden! — So vereinte sich sein Beruf mit seinem Menschengefühl, um ihn beim Anblick aller dieser Schrecken in Verzweiflung zu stürzen. Doch nein — er war zu groß für die Verzweiflung: er hörte die Stimme der Pflicht, die jeden Menschen zum Kampf gegen Verirrung und Laster aufruft, und ihr Ruf entflammte seinen Muth: er wagte es, ohne alle Aussicht auf glücklichen Erfolg, das ganze Maß seiner Kräfte jenen Unterdrückten zu weihn, für die entfernteste Möglichkeit ihrer Rettung allen Gefahren zu trotzen, und sein Leben selbst den Stürmen des Meeres, und der Verfolgung der mächtigsten Raubsucht, Preis zu geben. Seine einzige Hoffnung war

die Gerechtigkeit seiner Sache; sein einziges Mittel war die Darstellung der Wahrheit: und mit diesen Waffen allein unternahm er's, als der Ritter der beleidigten Menschheit, gegen sein Zeitalter aufzutreten. Er hatte nicht bloß die Ausschweifungen der wilden Abenteurer zu bekämpfen, deren zügellose Wuth das ganze Amerika verheerte: der Geist der Zeit hatte diese Frevel erzeugt, das ganze Zeitalter nahm sie in Schutz. Die Europäer, die kaum die ersten Schritte gethan hatten, um sich über die Sittenlosigkeit wilder Eroberer zu erheben, die von den Ueberbleibseln der griechischen und römischen Verfeinerung erst einige Bruchstücke losgerissen hatten, um mit denselben, oft ohne Geschmack und ohne Geist, ihre Rohheit zu übertünchen, waren noch weit entfernt von jener Entwickelung der Vernunft, welche allein die Achtung der Menschenrechte sichern kann. Sie erklärten die Amerikaner für Wilde; weil die Lehnsverfassung bei ihnen nicht eingeführt war: sie erklärten sie für dumm und für unfähig zu aller Geistesbildung; weil sie den Werth des Geldes nicht kannten: sie erklärten sie für gottlos; weil sie einem andern Aberglauben als dem katholischen anhingen: sie erklärten sie für gebohrne Sklaven; weil sie nicht stark genug waren, sich gegen die Spanier zu vertheidigen. Was konnte man gegen solche Vorurtheile mit Vernunftgründen ausrichten! Wie durfte ein einzelner Mensch, nur durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit und seiner Frömmigkeit unterstützt, ohne Partei, ohne Einfluß und ohne Beistand, den Kampf gegen die ungerechte Gewalt unternehmen! Oder wohin sollt' er sich wenden, um sich Beistand zu suchen? Etwa an den Papst? — Dieser hatte schon den neuen Welttheil zum voraus verschenkt, ehe noch seine Gränzen bekannt waren, und hatte sich so lange bedacht, ob er die Einwohner für Menschen erklären sollte, bis ihm der heilige Geist eingab, daß es in einem

so goldreichen Lande auch fette Pfründen geben müßte. — Oder an den König von Spanien? — Ferdinand hatte zwar die Amerikaner, auf die ersten Nachrichten von ihrer unmenschlichen Behandlung, für frei erklärt; aber in einer spätern Verordnung erkannte er ihre Sklaverei für rechtmäßig an, und dieß „vermöge der Ausdrücke in der apostolischen Schenkung, vermöge seiner übrigen Ansprüche an Amerika, und sogar aus dem menschenfreundlichen Grunde, weil man besser für ihre Bekehrung sorgen könnte, wenn sie unmittelbar und ohne Einschränkung den Spaniern unterworfen wären.“ — Oder an die Gerichtshöfe? — Leider wußten die Richter damals noch nicht, daß der Mensch um seiner Menschheit willen Achtung verdiene: es kamen Streitsachen vor, wobei die schrecklichsten Missethaten der Spanier, wobei die Kränkungen, die Verstümmelungen, die Ermordungen der Amerikaner erwiesen wurden: aber nach welchem Maßstabe wurden diese Abscheulichkeiten bestraft? Kam die Bosheit des Beleidigers oder der Schade der Gekränkten in Betracht? Nichts weniger. Man berechnete bloß, wie viel der königliche Schatz etwa durch diese Frevel eingebüßt hatte, und forderte dann verhältnißmäßige Geldstrafe ein. — Oder an die Gottesgelehrten? — sie wären taub gegen das Geschrei der Menschlichkeit gewesen: die Franziskaner in Westindien, vielleicht mehr aus Eifersucht gegen die in diesem Punkt menschlicher gesinnten Dominikaner, als aus Fühllosigkeit, behaupteten die Nothwendigkeit der Sklaverei der Ingebohrnen, doch billigten sie freilich nicht alle Gewaltthätigkeiten: Sepulveda, ein berühmter Gottesgelehrter in Spanien, schrieb sogar gegen Las Casas sieben Bücher von den gerechten Ursachen des Kriegs gegen die Indier. Heilige Gerechtigkeit! So ganz warst du der Menschheit fremde geworden, daß der vorgegebene Statthalter Gottes, daß die Könige der Erde,

daß die zu deinem Dienste bestellten Richter, dich nicht achteten, und daß ein Priester der Gottheit ihnen bewies, sie thäten Recht daran! Dieser Krieg, oder vielmehr dieses unersättliche Würgen, dieses unaufhörliche Gemetzel der Indier wäre gerecht? Gerecht die Verheerung eines Welttheils, der den Europäern nur durch seine Reichthümer und durch die Gutmüthigkeit seiner Bewohner merkwürdig war? Gerecht die Ausrottung eines Volks, das in Ruhe sein Land bewohnte, ohne nur von dem Daseyn der Spanier zu wissen, und das sie nicht anders als durch ihre Verbrechen kennen lernte? Guter Las Casas, wie unglücklich bist du, in solch einem Zeitalter, unter solchen Menschen, mit menschlichem Gefühl gebohren zu seyn! Wie groß bist du, da du es dennoch zu äußern wagst, da du im Dienste der Tugend deine Schwäche vergissest, und das allmächtige Verbrechen in die Schranken forderst! — In der That, wenn die Vereinigung des brennenden Eifers für eine gute Sache mit kalter Klugheit und mit ruhiger Ausdauer, Größe zu heißen verdient; so sind die Ansprüche des Las Casas auf den Namen eines großen Mannes über alle Zweifel erhaben. Er begann seine Laufbahn in Amerika damit, daß er die ihm selbst als Sklaven zugetheilten Ingebohrnen in Freiheit setzte: schon durch diese That zeigte er sich an Achtung für die Rechte der Menschheit und an Uneigennützigkeit so weit über sein Jahrhundert erhaben, daß er, mit einer minder glühenden Wärme für die Tugend, sich leicht dabei hätte beruhigen können, mit Aufopferung eines nicht unbeträchtlichen Vortheils seine Hände von jeder Theilnahme an der allgemeinen Ungerechtigkeit gereinigt zu haben, ohne noch den Kampf für das Unmögliche zu versuchen. Aber ein Mann, wie Las Casas, konnte nicht mit dem Guten zufrieden seyn, das er gethan hatte, so lange noch etwas

Größeres zu thun übrig blieb. Er machte zuerst dem spanischen Statthalter lebhafte Vorstellungen gegen die Unterjochung der Amerikaner. Sie waren vergebens: denn wenn es auch dem Unterkönige nicht an Menschlichkeit fehlte; so verbothen ihm doch seine Anweisungen und die Staatsklugheit, auf ihre Stimme zu hören. Las Casas ließ sich nicht abschrecken. Muthig wagte er die damals noch minder sichere Fahrt über den Ocean, um in Spanien selbst für seine Schützlinge zu sprechen. Seine Ermahnungen wurden durch die Krankheit Ferdinand's wirksamer; aber der Tod desselben hinderte zugleich ihren Erfolg. Las Casas wollte nun nach den Niederlanden eilen, um dem neuen Könige Karl beim Antritt der Regierung die Seufzer seiner entfernten Unterthanen zu bringen. Der Statthalter Ximenes hielt ihn zurück; aber er bewilligte seinen Bitten eine kleine Anzahl rechtschaffener Männer, die er mit unumschränkter Vollmacht, nebst ihm, nach Westindien sandte. Die Bevollmächtigten rechtfertigten die Wahl des Kardinals durch Uneigennützigkeit, Weisheit und Mäßigung; aber sie fanden das Uebel zu tief eingewurzelt, um es ausrotten zu können. Sie erklärten die Sklaverei der Indier für ungerecht; aber zum Gedeihen der spanischen Niederlassungen schien sie ihnen unausbleiblich nothwendig: und so opferten sie das Gebot der Gerechtigkeit dem Vortheil der Staatsklugheit auf. Las Casas, dem keine Ungerechtigkeit durch den Nutzen geheiligt schien, bestand vergebens auf der Freilassung der Ingebohrnen: die Verfolgung aller mächtigen Europäer in Westindien war sein einziger Lohn dafür, und um ihrer Wuth zu entgehen, um Ruhe und Leben zu sichern, mußte er in ein Kloster flüchten. Das Mißlingen dieses Versuchs konnte seinen Eifer für die beleidigte Menschheit nicht unterdrücken. Er vertraute sein Leben noch einmal den

Wellen des atlantischen Oceans: er wandte sich auf's neue an Karln; er sprach mit dem Nachdruck, der von dem Bewußtseyn einer gerechten Sache, mit dem Feuer, das von der Fülle der Empfindung unzertrennlich ist; aber er konnte nichts weiter erlangen, als die Absendung eines neuen Bevollmächtigten, dem zwar Gelindigkeit gegen die Indier, aber nicht ihre Freilassung befohlen ward. Las Casas sah zum zweitenmal die Staatsklugheit über die Gerechtigkeit siegen. Jenes Zeitalter war noch zu roh, um den Gedanken an die allmählige Verfeinerung der Indier zu fassen, um von ihr eine größere Thätigkeit bei jenen ungebildeten Söhnen der Natur, um durch diese ein friedliches Band zwischen beiden Völkern und einen höheren Schwung der Betriebsamkeit für das Mutterland zu erwarten: die Gerechtigkeit hätte den eingeschränkten Blick des Eigennutzes erweitern können; aber man achtete sie nicht, und sie hat — ein warnendes, aber zu wenig fruchtendes Beispiel für die Staatskunst! — ihre Verachtung jetzt strenge genug durch die Verarmung, durch die Entvölkerung und durch die gesunkene Macht des spanischen Reiches geahndet. Las Casas mußte nun daran verzweifeln, ihre Herrschaft in denen Gegenden wieder herzustellen, wo sie einmal von der frechen Habsucht unterdrückt war. Er wollte die Verwüstung wenigstens von andern Gegenden abhalten, wo sie noch nicht einheimisch geworden war. Jahre lang mußte er um die Erlaubniß betteln, nach einem Entwurfe, welcher der Menschheit keine Thränen kosten sollte, eine neue Pflanzung anzulegen. Endlich erhielt er sie; aber nicht ohne das Versprechen, dem Throne in wenig Jahren ein hohes, und immer wachsendes Schutzgeld zu bezahlen, nicht ohne eng bestimmte Gränzen des Landstriches, wo er seinen menschenfreundlichen Versuch wagen sollte. Froh über

den Vergleich, den er der europäischen Fühllosigkeit durch unverdrossene Ausdauer abgedrungen hatte, reist er nun endlich mit zweihundert Landbauern nach der Küste von Kumana. Er hat alle seine Hoffnung zur Rettung Amerika's auf den glücklichen Erfolg dieses Versuchs gebauet: seine Einbildungskraft ist nur mit der Erfindung kluger und menschlicher Maßregeln beschäftigt, die ihm das Gelingen desselben verbürgen sollen, und labt ihn mit dem schönen Gemählde einer ruhigen Glückseligkeit, die er jetzt seinen gutmüthigen Schützlingen verschaffen wird: aber ach! — wer das Gefühl eines Vaters kennt, der die Bildung seines Sohnes zum ersten Geschäft seiner Sorge machte, der endlich mit unaussprechlicher Freude alle seine Hoffnungen in ihm erfüllt, alle seine Mühe überschwenglich belohnt findet, und der ihn nun durch einen plötzlichen Tod hingerafft, und die ganze Anstrengung seines Lebens, und alle seine Aussichten auf ein glückliches Alter, mit ihm begraben sieht — der kann sich das Schrecken des unglücklichen Las Casas denken, als er bei seiner Ankunft auf der ersehnten Küste spanische Schiffe findet, die schon das ganze Land verheert, alle Gräuel der Grausamkeit gegen die Ingebohrnen erschöpft, und den Namen der Europäer bei ihnen gebrandmarkt haben. Las Casas geräth in Verzweiflung. Er will endlich auch noch das Unmögliche wagen. Er sucht einen Platz zur Landung für seine Gefährten, er vertraut sie dem Schutze der Spanier an, und eilt nach Domingo, der Hauptniederlassung, um die Entfernung aller spanischen Krieger zu erflehen, die nicht zur Vertheidigung, zu der jetzt leider nothwendig gewordenen Vertheidigung seiner Pflanzung erforderlich sind. Neue Schwierigkeiten, neue Verzögerungen halten ihn auf: endlich kehrt er mit trüben Ahnungen von der Zukunft zurück, und findet leider seine traurigsten Erwartun-

gen übertroffen. Die Spanier waren schon unter dem Nachschwert der Eingebornen gefallen. Seine Pflanzer waren durch Hunger und durch die Feindseligkeit der Inwohner umgekommen: die letzte Aussicht zur Erfüllung seiner edeln Wünsche ist nun gänzlich zernichtet.

Dieser Schlag war ihm zu hart. Die gänzliche Erschöpfung aller seiner Mittel lähmt endlich seine rastlose Thätigkeit. Um ungerechten Vorwürfen, um grausamen Verfolgungen, um dem bittern Hohngelächter seiner Landsleute zu entgehn, begiebt er sich jetzt in ein Dominikanerkloster und entsagt auf ewig allen Angelegenheiten einer ungerechten und undankbaren Welt. Doch auch hier wird er seinem hohen Berufe nicht untreu. Alle seine Leiden, alle seine fehlgeschlagenen Erwartungen vermögen es nicht, seinen Eifer für die Sache der Menschheit in Gleichgültigkeit zu wandeln. Aus dem Getümmel der Welt entfernt, verwendet er noch die Muße seiner Einsamkeit zum Besten der Amerikaner. Hier schuf er jene Schriften, in denen das reinste Feuer der Menschenliebe aus einer alle Herzen erschütternden Beredsamkeit strahlt, worin er seine Schützlinge gegen europäische Verläumdungen vertheidigt, ihre Leiden mit glühender Wärme darstellt, und Vorschläge zur Linderung ihres Schicksals entwirft. Noch einmal erschallt ihm hier der Ruf zur Thätigkeit, und plötzlich vergißt er alle überstandenen, alle drohenden Gefahren, so bald eine neue Gelegenheit Gutes zu thun, in der Ferne ihm winkt. Die Entvölkerung Amerika's war endlich so in die Augen fallend geworden, daß sie allen spanischen Pflanzungen den Untergang drohte. Der Eigennutz erregt jetzt auf die Unglücklichen eine Aufmerksamkeit, welche von der Gerechtigkeit und Menschlichkeit umsonst aufgefordert ward. Man verlangt in Spanien Vorschläge über die Behandlung der Indianer. Las

Casas, obgleich schon ein siebzigjähriger Greis, scheuet auch jetzt nicht die Stürme des Meers, nicht die Drohungen seiner Feinde. Er eilt wieder nach Spanien, um einen neuen Versuch auf Karl's Menschlichkeit zu machen. Die Hoffnung, nützlich zu seyn, giebt ihm das Feuer seiner Jugend wieder: die Schrift, die er hier aufsetzte, ist auf ewig ein rühmliches Denkmahl seines glühenden Eifers für die Sache der Menschheit. — Auch jetzt wieder stand dieselbe Staatsklugheit, der er so oft hatte weichen müssen, der Erfüllung seiner Wünsche entgegen; doch ward ihm die süße Beruhigung, gelindere Gesetze für die künftige Behandlung seiner Pfleglinge ausgewirkt zu haben. So bald sein Geschäft vollendet war, verließ er wieder den Hof und Europa, um in Neuspanien als Bischof an der Verbreitung menschlicher Grundsätze zu arbeiten. Nur da seine Kraft ihn verließ, in einem Alter von vier und achtzig Jahren, kehrte er nach Europa zurück, um in Spanien begraben zu werden.

Ungern sieht der Menschenfreund diesen so glänzenden Lebenslauf des Las Casas durch Einen Flecken entstellt: ungern hört er, daß eben dieser Mann, hingerissen von seinem Eifer für die menschlichere Behandlung der Indier, den Vorschlag gethan hat, schwarze Sklaven von Afrika's Küsten, zur Arbeit in den Bergwerken und zur Bestellung der Felder, nach Amerika zu führen. Freilich möchte sich hier auch Las Casas desto weniger ganz rechtfertigen lassen, je mehr in seinen Schriften Achtung vor der Würde der Menschheit athmet. Doch muß man nicht vergessen, daß die Europäer in Afrika schon früher den Sklavenhandel trieben, daß schon vor diesem Rathe des Las Casas Schwarze nach Amerika verkauft waren, daß schon vorher Ferdinand diesen Handel gebilligt hatte. Man muß bedenken, daß Las Casas die Schwarzen wegen ihres stärkeren Körperbaues zur Arbeit geschickter fand: eben daher konnte er

glauben, es würde eine weit geringere Anzahl von ihnen, als von den Amerikanern, den Beschwerlichkeiten der Arbeit unterliegen; man würde sie, dieser größern Brauchbarkeit und auch des durch die Fracht erhöheten Preises wegen, mit mehr Gelindigkeit behandeln und ihr Leben durch gute Pflege zu erhalten suchen; und man würde endlich eine stärkere Menschenklasse eben so hart, wie die schwächern Indier, zu unterjochen nicht einmal versuchen wollen. Wenn die Unmenschlichkeit der Europäer alle diese Voraussetzungen widerlegt hat; so ist das nicht die Schuld des Las Casas. Und wenn man ihn dennoch tadeln muß, daß er in einem Welttheile billigte, was er im andern verwarf, daß er durch diese Billigung in einem so verderbten Jahrhundert dem Negerhandel gleichsam den Stempel der Rechtmäßigkeit aufdrückte; so sieht man an ihm ein warnendes Beispiel, daß ein Uebermaß an Eifer für die Tugend, der Tugend selbst gefährlich werden kann, wenn sie nicht durch sichere Grundsätze geleitet wird. Aber zu seiner Entschuldigung muß man nicht vergessen, daß ihn sein Stand von allen häuslichen Freuden trennte; daß sich sein Herz voll Liebe über die Menschheit ergoß, daß er das menschliche Geschlecht zu seiner Geliebten, daß er den hülfsbedürftigsten Theil desselben zu seinen Kindern annahm, und daß etwas Parteilichkeit für dieselben bei ihm dadurch verzeihlicher wird. Heil dem Manne, der guten Willen und Kraft genug hätte, um nur so weit über das achtzehnte Jahrhundert hervorzuragen, wie Casas über das sechzehnte! — Wohl schon dem, der seinen Platz in einem unläugbar besseren Zeitalter dadurch zu verdienen bemüht ist, daß er nach dem Maß seiner Einsichten und seiner Kräfte die Annäherung jener seligen Zukunft beschleunigt, wo jeder den Menschen im Menschen ehren, wo ein friedliches Band die ganze Erde umschlingen wird, und wo die Menschen, im edelsten Sinne des Worts, Menschen, und sämtlich Brüder seyn werden.

George Wilhelm Bartoldy.

V.

Briefwechsel des Serapion und der Amphiklea.

1.

Serapion an Amphiklea.

Zitternd las ich die Geschichte deiner neuen Verbindung mit dem Stoiker Hermin. Ich fürchte weniger für dein Herz, als für deinen Geist, der einst mit mir in Plotins begeisternden Hainen die Weihe der Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit empfangen hat, und jetzt in Gefahr schwebt, von diesen Huldgöttinnen verlassen, einem leeren Phantome zu huldigen. O Amphiklea, wie erschreckte mich die Leichtigkeit, mit welcher du deinem neuen Lehrer die Worte: nur der völlig unabhängige, und von allen Verbindungen mit irgend einem Sterblichen freie Mensch, kann zur Uebereinstimmung mit sich selbst gelangen, und das erhabenste Ziel des Weisen, jene allein beseligende Aehnlichkeit mit Gott erreichen, nachgeschrieben hast. Unmöglich konnten sie aus deiner Seele kommen, welche, durch Plotins erhabne Weisheit gebildet, mir heute noch als das reizende Ideal geistiger Schönheit vorschwebt. Und welche Zauberkraft müßte Hermin besitzen, hätte er das herrliche Bild des seligsten Lebensgenusses in den Armen der Freundschaft, so wie es uns der Weisheit Vertrauter

in der Fülle der Begeisterung aufgestellt hat, in deiner Seele verwischen können. Fordere deinen kalten, gefühllosen Lehrer im vollem Ernste eine Erklärung seiner so hoch gepriesenen Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst ab: macht ihn deine Forderung nicht stumm, und hängt er der Wahrheit noch mehr als den Lehrsätzen der neueren Stoa an, so muß er bekennen, daß keine andere Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst denkbar ist, als die, welche aus der Unterordnung der Forderungen der sinnlichen Natur unter die Gesetze der Vernunft erfolgt. Und diese Harmonie soll die Wirkung jener erzwungenen Kälte seyn, die den edelsten Trieb des menschlichen Herzens zur Liebe und Freundschaft erstickt? Wie, Amphiklea, du sollst einen wesentlichen Theil deiner Menschheit verläugnen oder vernichten, um mit dir selbst in Uebereinstimmung zu kommen? Du sollst nichts mehr wünschen, nichts mehr hoffen, sollst Freude und Mitleid aus deinem Herzen verbannen, sollst völlig aufhören zu achten und zu lieben, und bei dieser Erstarrung aller bessern Gefühle dennoch von allem, was dein Geist im Menschen Schönes, Großes, Erhabenes, Achtungs- und Liebenswürdiges entdeckt, lebhaft gerührt werden? Nimm deine Laute, Amphiklea, worauf du sonst deinen herzerhebenden Lobgesang auf die übersinnliche Schönheit und Liebe mit entzückendem Spiele begleitetest, schneide die Saiten ab, und halt das Instrument dem Nordwinde entgegen, denn dies ist das einzige Mittel die Harmonie der Sphären nachzuahmen. — Du spottest meiner Behauptung, und doch ist Hermins feindselige Lehre nicht weniger ungereimt. — Auch ich habe das erhabenste Ziel des Weisen, jene allein beseligende Aehnlichwerdung mit Gott kennen und achten gelernt; wie schön, wie lieblich, wie sicher und gewiß ist der Weg, den

Plotin den Vertrauten seines Geistes, zu demselben zeigte? Wie dornicht hingegen, düster und einsam der Pfad, der, nach der Meinung deines Stoikers dahin führen soll? Wo mag dein, nur unter Gräbern und Leichengefilden weise gewordener Hermin, die Züge hergenommen haben, aus welchen er sich das Schreckenbild seines Gottes zusammengesetzt hat; wenn man ihm nur durch Unterdrückung des edelsten Triebes zur Liebe und Freundschaft, nur durch Menschenscheu und Menschenflucht ähnlich werden kann? Gewiß ist es nicht das Ideal der reinsten Schönheit, der höchsten Sittlichkeit, der unbegränzten Seligkeit; als ein furchtbares, nur in zerstörenden Blitzen erscheinendes Urbild schreckt es den Sterblichen zurück, dessen besseres Selbst sich gegen das Gesetz, die Menschheit auszuziehen, empört.

Kehre zurück mit mir, Amphiklea, in Plotins anmuthige Gärten, und vergleiche die Orakel der menschenfreundlichen Weisheit, die wir dort von den Lippen unsers Meisters vernommen hatten, mit der finstern, unfruchtbaren Lehre des Mannes, dem du dich ergeben hast. Begeistert und entzückt saßen wir in dem Haine der Venus Urania, wenn er in unserer Mitte stand, und, wie von einem Gotte beseelt, ausrief: Liebe ist das ewige große Gesetz, welches die moralische Welt beherrscht. Liebe ist sittliches Leben, sie läutert und veredelt die sinnliche Natur des Sterblichen, und bringt diese mit seiner vernünftigen in Harmonie. Liebe vereinigt mich mit meinem Freunde zu einer moralischen Einheit, bindet mich durch ihn an die gesammte Menschheit, durch die Menschheit an Gott. Ueber die Gesetze der Natur und der Zeit erhaben, unvergänglich

gänglich und ewig ist der Bund der Liebe und Freundschaft. Wohl dem, der ihn geschlossen hat, er hat seine Unsterblichkeit angefangen.

Wie fruchtbar, wie erhaben, wie angemessen der Natur und der Würde des Menschen ist diese Lehre; wie schädlich hingegen und erniedrigend sind die Aussprüche deiner neuen Schule! Liebe, heißt es dort, bleibt, auch auf dem höchsten Grade ihrer Verfeinerung, die Tochter der Begierde, welche den Sterblichen an die sinnliche Welt fesselt. Freundschaft ist eine Tochter des Eigennutzes und der Selbstsucht, nur der menschliche Stolz erhob sie zur Tugend; aber mit Verachtung sieht der Weise von seiner Höhe auf das Götzenbild herab. Aehnlichwerdung mit Gott ist sein Ziel. Gott liebt nicht, denn er ist keiner Begierde fähig. Er hat keinen Freund, weil er, über Freude und Leid erhaben, weder das Bedürfniß fremder Theilnahme, noch die unter Sterblichen so hoch gepriesene Wonne der Mittheilung kennt. Zu dieser Unabhängigkeit von allem ausser sich soll der Weise unermüdet streben, wenn es ihm Ernst ist seine hohe Bestimmung zu erreichen.

Unmöglich ist es, Amphiklea, daß diese Lehre des feindseligsten Stolzes die Stimme deines Herzens lange unterdrücken kann. Ein widriger Zufall muß deine Gefühle erschüttert, und dieselbe dir annehmbar gemacht haben. Mit Zuversicht sehe ich dem nahen Augenblicke entgegen, in welchem du sie als den widersinnigsten Irrthum verwerfen wirst.

2.

Amphiklea an Serapion.

Kein widriger Zufall, sondern aufmerksame Blicke auf mein vergangenes Leben, zeigten mir in Hermins Lehre die lauterste und sicherste Quelle der Beruhigung meines Herzens und der Einigkeit mit mir selbst. Dieser Lehre getreu, werde ich die Menschen weder scheuen noch fliehen; nur meine Forderungen an sie will ich aufgeben. Sie sollen mir nie wieder mehr seyn als Mittel, meine Kräfte zu entwickeln oder zu üben, und meine sittliche Bildung zu befördern. Ich will ihnen nach meinen Kräften dienen, mit Rath und That beistehen, will mich sogar für sie aufopfern; aber an keinen mehr von ihnen mich anschließen. Ich will jeden Tugendhaften Freund nennen, aber nicht ihn sondern nur die Tugend in ihm lieben. Alle meine Gefühle will ich in das einzige allgemeine Wohlwollen und in die Liebe des Guten und Schönen zusammendrängen. Das lebhafte Bewußtseyn meiner Unabhängigkeit und der Gedanke, du bist keinem und dir ist kein Wesen unentbehrlich, soll alle Bedürfnisse meines Herzens unterdrücken oder befriedigen.

Lange genug hielt mich der Zauber eurer Platonischen Dichtungen über Liebe und Freundschaft in trügerische Träume eingewiegt. Jedes Erwachen war schrecklich für mich; immer fand ich mich in den Armen der quälendsten Unruhe. Meine Vernunft verkündigte mir das Gesetz der Loßreißung, und der Gewinn war eine unheilbare Wunde mehr an meinem Herzen. Mit Wehmuth denke ich an die ruhigen und glücklichen Tage zurück, in welchen ich noch unbekannt mit Plotin und seiner Lehre über Liebe und Freundschaft, den strengen Grundsätzen

meines Jugendlehrers des Stoikers Heliodor mit unerschütterlicher Treue ergeben war. Offen war damals mein Geist jedem Freunde der Wahrheit; aber für die Einwirkungen irgend eines persönlichen Interesses war mein Herz verschlossen, mein Gefühl erstorben. Ich suchte und liebte das Gute im Allgemeinen, und riß mich in dem Augenblicke loß, wenn der Sterbliche in dem ich es fand, mir anziehender schien als jeder andre Mensch. Kalter Gleichmuth begleitete jede meiner Handlungen, alle meine Gefühle erschöpften sich in dem Drange zur Vollkommenheit und zur Aehnlichwerdung mit Gott. Wie stark machte mich damals der Glaube, Glückseligkeit sey nicht Endzweck des Lebens, in der Kunst mich selbst zu beherrschen, mich selbst zu verläugnen? Ich suchte wenig außer mir, und entwischte mir eine Freude, nach der ich getrachtet hatte, so vergaß ich des flüchtigen Scheingutes unter dem Gedanken: vor den Hallen der Ewigkeit wirst du die erkannten Wahrheiten und guten Thaten, nicht die Genüsse berechnen.

In Plotins Schule hörte ich den Sirenengesang der feinsten Sinnlichkeit; mein Verstand ward dadurch eingeschläfert, mein Herz entschlüpfte den Banden der Stoischen Affektlosigkeit, meine Einbildungskraft ward entflammt, meine so lange glücklich unterdrückten Gefühle erwachten mit Ungestüm; von ihnen fortgerissen, machte ich aufgefaßte Meinungen zu Grundsätzen, und gerieth mit mir selbst in immerwährenden Widerspruch. Dahin war nun meine ruhige Unabhängigkeit; Leere des Herzens war mir unerträgliche Qual, vertraute Mittheilung und Theilnahme an den Leiden und Freuden eines mir ähnlichen Wesens ward mir dringendes Bedürfniß. Ich zitterte, wenn mir eine Aussicht auf freundschaftlichen Genuß verschwand. Das Bild des Todes, das sonst mein ganzes

Wesen aufheiterte, ward mir zum Schreckenbild, weil ich Verlust oder Trennung von allem, was meinem Herzen theuer war, hinzudenken mußte.

Es soll anders werden, Serapion; Leiden und Entbehren ist der einzige Weg zur moralischen Vollendung; dies war Heliodors Wahlspruch: er sey für alle Zukunft auch der meinige. Ich will entbehren, um nichts mehr zu verlieren. Nichts soll mich mehr zu einer persönlichen Verbindung mit irgend einem Sterblichen bewegen; ich will die Fesseln, welche die Sinnlichkeit schmiedet und die Selbstliebe vergoldet, fliehen, um mich frei und ungehindert zu dem Ewigen hinaufzuschwingen. Dieß ist der Standpunkt, auf dem ich ausharren will. Ist er vielleicht unsicher, irre ich, so wirst du mir den Spiegel der Selbstkenntniß vorhalten und mir Gründe geben, die ich zu den meinigen machen, und mich eines Bessern überzeugen kann.

3.

Serapion an Amphiklea.

Du bist krank Amphiklea; aber das deutliche Gefühl deines Zustandes bürgt mir für deine Genesung. Du hast aufgefaßte Meinungen zu Grundsätzen gemacht; dunkle Gefühle für vernünftige Urtheile gehalten, hast dich überzeugt geglaubt, wo du entweder nur gefühlt oder geschwärmt hattest: warum? weil dein Jugendlehrer Heliodor, statt die zu große Reizbarkeit deiner Gefühle zu mäßigen und sie mit den Einsichten deines Verstandes in einen lieblichen Einklang zu bringen, sie unterdrücken oder völlig ersticken wollte. Dein fruchtloses Streben, seinen widernatürlichen Zweck zu erreichen, mußte nothwendig deine geistigen Kräfte, wenn nicht erschöpfen, doch schwächen:

sie konnten sich nicht mehr zu dem nothwendigen Grade der Geistesgegenwart und des Selbstbewußtseyns erheben; und dies, Amphiklea, nicht Plotins Lehre, ist die Quelle, aus welcher die Widersprüche zwischen den Einsichten deines Geistes und den rechtmäßigen Forderungen deines Herzens fließen mußten.

Ein ganz besonderer Widerstreit zeigt sich in dem Menschen, daß er von einer Seite stets nach Wahrheit strebt, nur durch Wahrheit beruhigt werden kann; von der andern Seite aber sich selbst nie im Irrthume sehen will, und daher in der Fertigkeit sich selbst zu täuschen, auf eine ganz vorzügliche Art Meister ist. Eine Folge dieses Widerstreites ist, daß wir bei Vergleichung unsers gegenwärtigen Zustandes mit irgend einem vergangenen, aus diesem immer die angenehmsten und gefälligsten Züge, aus dem gegenwärtigen aber die unangenehmsten und widrigsten zu einem Bilde vereinigen, um unsere Wünsche für die Zukunft zu nähren, und unsere Unzufriedenheit mit der Gegenwart zu rechtfertigen. Gerade so verfährst du bei der Vergleichung deines Zustandes in Plotins Schule, mit deinem ehemaligen. Du klagst über das Verschwinden deiner ruhigen Unabhängigkeit, deines kalten Gleichmuths, der Stärke deines Glaubens, daß Glückseligkeit und Genuß nicht Endzweck des Lebens sey: aber dies alles waren nur die hervorstechenden Züge deines ehemaligen Zustandes, und das Beglückende, das du daran wahrzunehmen glaubtest, war lediglich das Resultat deiner Kunst, dich selbst zu täuschen. Sey wahrhaft gegen dich selbst, Amphiklea; war dein kalter Gleichmuth wirklich das, was er seyn sollte: bleibend heitere, frohe Gemüthsstimmung der Wesen, die nicht aus dem Gefühle getäuschter Erwartungen oder verlorner Seligkeiten, nicht aus einer Ab-

nützung der Seele, die unter vereitelten Wünschen dahinwelkt, sondern lediglich aus vernünftiger Erkenntniß der Vergänglichkeit und Nichtigkeit menschlicher Dinge erfolgen kann? War dein Gleichmuth ein solcher? Wie lange hatte er gedauert? Wie oft wurde er von stürmischen oder wehmüthigen Gefühlen unterbrochen? Wie oft regte sich in deiner Seele leise der Gedanke: Weib, du täuschest dich selbst, dein Gleichmuth ist nur eine Stille, die dem Sturme vorhergeht; und wie oft mußtest du deine ganze Kraft aufbieten, um deinen Blick von dieser Täuschung abzuwenden, und zugleich gegen dein besseres Bewußtseyn dich in derselben zu erhalten? Also hast du der vielen nächtlichen Stunden, welche du auf deiner eingebildeten stoischen Höhe durchweint oder durchseufzt hattest, schon vergessen? Noch vor acht Jahren, als du in Rom ankamst, um Plotins menschenfreundlichere Weisheit zu hören, würde ich dich zum Vorbilde gewählt haben, wenn ich ein meisterhaftes Gemählde, nicht des kalten Gleichmuthes, sondern des rührenden Grams hätte aufstellen wollen. Deine ruhige Unabhängigkeit, was war sie anders, Amphiklea, als versteckte Selbstsucht und verfeinerter Stolz? Denn nach allem, was ich von dir weiß, sollst du die Kunst unabhängig zu seyn, nicht zu scheinen, jetzt erst lernen; und da dürftest du wohl noch erfahren, daß sie etwas weit schwereres ist, als jene scheinbare Unabhängigkeit, welche durch das Entbehren aus Trotz und Verdruß gewonnen wird. Du hast vielleicht an den Menschen, an welche du dich angeschlossen hattest, in der Folge wenig Realität, wenig Wahrhaftigkeit, wenig bleibendes Vergnügen gefunden; aber warum folgtest du im Suchen immer nur deinen zu reizbaren Gefühlen? warum übertrugest du so schnell die Eigenschaften deiner überspannten Ideale auf die Menschen,

die dein Gefühl auf einige Augenblicke zu interessiren wußten? Warum suchtest du immer nur dort, wo bei schärferer Aufmerksamkeit dein Verstand gewiß gesagt hätte: hier ist nichts zu finden?

Leiden und Entbehren ist der einzige Weg zur moralischen Vollendung; dies war deines Heliodors Wahlspruch. Es geht mit diesem an sich unfehlbaren, aber allgemeinen Satze, wie mit allen allgemeinen Sittensprüchen; jeder trägt die, seiner bereits erlangten Moralität angemessene, engere oder weitere Bedeutung hinein. Die Sklaven der Römer leiden und entbehren; und wie weit sind sie von dem Wege der moralischen Vollendung? Nicht auf das Was, sondern auf das Wie, kommt es in der sittlichen Ordnung an. Es giebt ein gewisses Leiden und Entbehren, dessen majestätische Form die Folge ist, eines viele Jahre fortgesetzten Arbeitens an sich selbst, des Eindringens bis in die geheimsten Falten seines Herzens, eines langwierigen Kampfes mit seinen Meinungen, Vorurtheilen, Neigungen und Begierden, einer Zurückgezogenheit aus Grundsatz, nicht aus Ekel oder Stolz, von allem, was selbst der gebildete Mensch seiner Bestrebungen würdig findet. Nur wer so leidet und entbehrt, ist auf dem Wege zur moralischen Vollendung.

Du sollst entbehren, was du zu genießen wünschest, wenn die Vernunft deinen Wunsch verdammt. Du sollst entbehren, was du genießen könntest, wenn dein innerer Gesetzgeber dir den Genuß verbietet. Du sollst entbehren, was dir sonst zu genießen erlaubt ist, wenn du durch die Entbehrung die Vollkommenheit deines Bruders befördern kannst. Du sollst entbehren, wenn dir der Genuß lediglich Mittel zu einem angenehmen Seyn, deine Entbehrung aber deinem Bruder

nothwendiges Mittel zu seiner äußern Selbsterhaltung ist. So lautet das Gesetz der Vernunft; und so wie alle vernünftige sinnliche Wesen, um die Würde ihrer vernünftigen Natur zu behaupten, in den bestimmten Fällen entbehren sollen, eben so dürfen sie außer denselben genießen, um ihrer sinnlichen Natur zu geben, was sie zu fordern befugt ist.

Du darfst nach jedem Genusse trachten, welcher dir von dem Verstande als wünschenswerth dargestellt, und von der gesetzgebenden Vernunft erlaubt wird. Erlangst du ihn auch nicht, so bist du doch nicht leer ausgegangen; dein Gefühl für das sittlich-wünschenswerthe ist durch dein Trachten erweitert, und deine Thätigkeit ist geübt worden. Hat dich das Nichterlangen unruhig und mit deiner vernünftigen Natur uneinig gemacht, so liegt der Grund in der überwiegenden Macht deiner Sinnlichkeit, und du weißt, von welcher Seite du deinem innern Feinde mit verdoppelter Kraft begegnen sollst.

Du hast das Recht, alles zu genießen, was du genießen kannst und das Gesetz der Vernunft dir erlaubt, weil du im Gegentheil die rechtmäßigen Forderungen deiner sinnlichen Natur zurückweisen, und sie selbst unterdrücken müßtest; und dies verbietet dir die Vernunft. Deine sinnliche Natur soll der vernünftigen untergeordnet, nicht unterdrückt, und gleichsam getödtet werden. Genieße unter dem Gehorsam gegen das Gesetz, denn jeder Genuß entwickelt, reinigt, verfeinert oder erhöht deine Gefühle, jeder Genuß stärkt deine moralischen Kräfte zum nothwendigen Entbehren.

Folge mir, Amphiklea, in der Entwickelung der Gründe, auf welchen, nach der Lehre unsers geliebten Plotin, welche du, wie es scheint, nur zu sehr mißverstanden hast, das aufgestellte Gesetz des Entbehrens, und das Befugniß zu genießen, beruhet.

Das Wahre Gute und Schöne begreift alles in sich, was irgend für den Menschen vernünftiges Interesse werden kann. Erkennen, Wollen und Genießen enthält alles, worin die geistigen Kräfte des Menschen ihre Wirksamkeit in sich üben und äußern können. Dem Wahren und dem Schönen entspricht in dem Geiste des Menschen das Erkennen und das Genießen; aber nicht in gleichem Verhältnisse. Das Wahre ist der eigenthümliche Gegenstand des Erkenntnißvermögens, das Schöne der eigenthümliche Gegenstand des Genußvermögens, obgleich bei beiden Genuß und Erkenntniß Statt haben können. Du erkennest das Wahre, das Bewußtseyn der erkannten Wahrheit wirkt angenehm auf deine Gefühlskraft zurück; das angenehme Gefühl deiner erhöhten vernünftigen Natur ist Genuß: er ist hier Folge, nicht Zweck; begleitende Wirkung der Kraftäußerung, nicht ihr Gegenstand. Auch das Schöne muß erkannt werden: aber es wird nicht als Schönes an sich selbst, sondern als Eigenschaft, nicht als eigenthümlicher Gegenstand des Erkenntnißvermögens für die Vernunft, sondern als Object des Genußvermögens erkannt. Die Erkenntniß ist also hier nicht Zweck, sondern nur Vorbereitung, nur Bedingung zum Zwecke. Der Zweck des Schönen ist, daß es genossen werde; das erkannte Schöne weckt also, nicht mittelbar durch das Erkenntniß, sondern unmittelbar durch sich selbst das Genußvermögen. Die erwachenden angenehmen Gefühle in der Anschauung des Schönen sind der Genuß selbst. Wo also mit Achtung gegen das moralische Gesetz genossen werden darf, dort ist ein Gut vorhanden, das genossen werden soll; und das Gesetz einer durchgängigen Entbehrung und Entsagung aufstellen, würde nichts anders heißen, als den Zweck des Schönen verrücken wollen.

Du wirst dich noch erinnern, Amphiklea, wie scharfsinnig Plotin die Gränzen der vernünftigen und sinnlichen Natur im Menschen angegeben, und wie nachdrücklich er uns die hohe Bestimmung, sowohl unserer vernünftigen als unserer sinnlichen Natur, zu einer fortschreitenden moralischen Ausbildung an das Herz gelegt hat. Jede Ausbildung ist nur unter gewissen Bedingungen möglich; diese folgen aus dem eigenthümlichen Zweck, der einer auszubildenden Kraft vorgesetzt ist. Was ist der Zweck der sinnlichen Menschennatur? Glückseligkeit. Woraus fließt diese? Aus dem Erkennen? Mit der sinnlichen Natur, als Inbegriff aller Gefühle, Triebe, Begehrungen und Neigungen wird nicht erkannt; also aus dem Genießen, denn nur Genußvermögen kommt der sinnlichen Natur, als solcher, zu. Das höchste Gut soll in dem moralischen Reiche realisirt, das ist, die Tugend soll mit der Glückseligkeit in Harmonie gebracht werden, die sinnliche Natur des Menschen soll mit seiner vernünftigen, durch Unterordnung, in Uebereinstimmung kommen. Die sinnliche Natur ausbilden, heißt also, die Kunst zu genießen lernen und üben: und das Gesetz einer durchgängigen Entbehrung und Entsagung aufstellen, würde nichts anders heißen, als den moralischen Zweck des Menschen verkennen, seine sittliche Ausbildung hemmen, seine vernünftig-sinnliche Natur in eine reinvernünftige, das ist, göttliche, umschaffen wollen.

Deine eigenen Erfahrungen, Amphiklea, werden dich überzeugen, daß in der gegenwärtigen Einrichtung der menschlichen Dinge Entbehrung Bedingung des Genusses ist. Wer nie entbehrt hat, hat nie genossen; wer nicht entbehren gelernt hat, ist auch in der Kunst zu genießen, das ist, auf dem Wege der Ausbildung seiner sinnlichen Natur, noch weit zurück. Ge-

legenheiten zur Entbehrung ergeben sich von selbst, häufig sind sie in die äußeren Verhältnisse und innere Beschaffenheit des Menschen verflochten; Gelegenheiten zum genießen dürfen gesucht, und müssen oft errungen werden, weil, nach den Absichten der Natur, dem Menschen auch nicht der kleinste Theil wahrer Glückseligkeit werden soll, den er nicht durch die Wirksamkeit seiner geistigen Kräfte erlangt hat. Das Entbehren ist entweder Forderung der äußern Nothwendigkeit oder Wirkung eines freien Entschlusses; in beiden Fällen soll der Mensch ruhig und heiter, das ist, seiner würdig, bleiben. Das Genießen ist freie Uebung seiner moralischen Thätigkeit in Benutzung der gefundenen oder errungenen Gelegenheit; hier kann und darf er nehmen und geben. Dort übt er seine Kraft im Leiden, hier in Thätigkeit. Ein beständig leidender Zustand ist dem Menschen eben so unnatürlich, als eine beständige Thätigkeit. Immerwährendes Entbehren würde seine Gefühlskraft eben so sehr abstumpfen, als immerwährendes Genießen. Er entbehre also, wo ihm die Nothwendigkeit den Genuß versagt, oder das moralische Gesetz denselben verbietet; er genieße, wo es ihm sein innerer Gesetzgeber erlaubt. Er stärke sich durch den frei erworbenen Genuß zum Entbehren, er erhöhe durch Entbehrung seine Genußkraft. Das Gesetz einer durchgängigen Entbehrung und Entsagung aufstellen, würde nichts anders heißen, als den Zweck alles Entbehrens und Genießens aufheben, und die Natur des Menschen vernichten wollen.

Das Befugniß zu genießen steht hiermit im Allgemeinen fest; nur in jedem besondern Falle muß das Gesetz der Vernunft, und zwar dies allein, nicht die Furcht vor dem Verluste und den daraus erfolgenden unangenehmen Empfindungen, bestimmen, ob entbehrt, oder genossen werden soll.

Und nun, Amphiklea, fordere ich dich zur Achtung gegen das freieste edelste und erhabenste Entsagen auf, welches die Reinigkeit und Heiligkeit der Freundschaft zum Gesetz macht. Deine Klagen über Plotins Lehre von der Freundschaft zeigen klar, wie sehr du dieselbe mißverstanden hast. Nicht die Sinnlichkeit knüpfet das Band der Freundschaft, nicht die Selbstliebe vergoldet dasselbe; schärfe deine Aufmerksamkeit auf folgende Wahrheiten, und du wirst einen ganz andern Ursprung der Freundschaft kennen lernen, als welchen dir bis jetzt die Reizbarkeit deiner Gefühle vorgegaukelt hat.

Der eigenthümliche Zweck des vernünftig-sinnlichen Menschen ist Uebereinstimmung seines Willens mit den Gesetzen der Vernunft. Die Annäherung zu diesem Zwecke geschieht durch vernünftige Erkenntniß und kräftiges Wollen des Wahren und Guten.

Das Bewußtseyn dieser Annäherung wirkt auf das Gefühlsvermögen zurück, und bringt in dem Menschen die angenehmen Gefühle der Selbstachtung und der Ruhe hervor.

Diese Gefühle wecken in ihm den Haupttrieb des menschlichen Herzens, den Trieb zur Erweiterung seines Selbst durch Vereinigung mit einem Wesen außer sich, welches angenehm auf ihn wirkt, und der Achtung und Liebe würdig, fähig und empfänglich erkannt wird.

Bleibt der durch das Gefühl der Selbstachtung erweckte Erweiterungstrieb den Gesetzen der Vernunft untergeordnet, folglich von der Naturnothwendigkeit unabhängig, und frei von den Forderungen der Sinnlichkeit, so ist er ein moralisch veredelter Trieb, und die durch ihn bewirkte Achtung, Liebe, Vereinigung ist moralisch, von allen Anforderungen der Sinnlichkeit frei, und von Zeitbedingungen unabhängig: folglich soll

auch das Wesen zur Vereinigung, nur nach den Gesetzen der Vernunft und der Freiheit, gewählt werden.

Freundeswahl und Hingebung zum Freunde ist also eine eigenthümliche Handlung eines moralischen Willens, rein von allem Interesse der Sinnlichkeit als Zweck. Nun hat aber die Vernunft, indem sie den menschlichen Handlungen die Form giebt, keinen andern Zweck, als Uebereinstimmung des Willens mit dem moralischen Gesetze; es kann also auch kein anderes Wesen nach den Gesetzen der Vernunft und der Freiheit zur Vereinigung gewählt werden, als in welchem die Vernunft die Realisirung ihres eigenthümlichen Zweckes möglich erkennt.

Freundschaft ist also eine moralische Vereinigung, durch gegenseitige Achtung und Liebe, zur Realisirung des eigenthümlichen Zweckes der Vernunft, das ist, der höchst möglichen Uebereinstimmung des Willens zweier oder mehrerer vernünftig sinnlicher Wesen mit dem moralischen Gesetz.

Ich überlasse dich bei der Prüfung dieser Wahrheiten dir selbst. Siehe zu, ob du die mehrsten sogenannten Freundschaften der Sterblichen für etwas mehr, als für Bekanntschaft, Vertraulichkeit, unterhaltenden Umgang, Spiel der Sinnlichkeit oder Gefühlshandel halten könnest. Das aufrichtige Geständniß, daß dir selbst die Würde der Freundschaft, in dem aufgestellten Sinne, etwas noch ganz Unbekanntes war, wird mir hinlängliche Aufforderung seyn, dich in den erhabnen Mysterien der Venus Urania weiter zu führen.

Feßler.

VI.

Sinngedichte,

von

Herrn Karl Rechlin.

---

1. Unter eine Gruppe.

Seht, die schweigende Nacht umschließt zwei liebliche Knaben,
Ihre Kinder; sie ruhn schlafend der Mutter im Schooß.
Der, mit lächelnder Wang', im holden Traume, heißt Schlummer;
Jener, das Haupt gesenkt tief in den hüllenden Schooß,
Heißet Tod: sein Angesicht siehst du einmal, nur einmal.
„Ob es trauret, ob lacht?" — Frage dein kundiges Herz!

2. Tanatos.

Knabe, wie ziemt dir in Händen ein Kranz von Blumen? Sieh selber,
Neigen nicht alle das Haupt welkend zur Erde hinab?
„Wohl geziemt mir ein Kranz: denn wisse, Blumen sind Blüthen!
Erst wenn die Blüthe verwelkt, reifet die goldene Frucht."

3. Resignation.

Meine Blüthe fällt ab, ich sink' im Lenze des Lebens.
Fliehe nur, eilender Lenz, daß mir ein ewiger blüh!

4. An Lethe's Ufer.

Wohl, hier steh' ich am Quell! — O flute, Nächtlicher, alle,
Alle Freuden hinweg aus dem umdämmerten Geist:
Nur die Leiden, sie nicht! Tief sind die Leiden der Liebe;
Dennoch mißt' ich um sie willig Elysiums Hain.

VII.

An mein Vaterland.

Als Prinz Friedrich Ludwig Carl von Preußen, Sohn des Landesvaters, Hoffnung des Vaterlandes, in's zweite Leben gegangen war, den 28. December 1796.

„Die Redaktoren des Archivs ergreifen willig die Gelegenheit, das so eben eingelaufene Klagelied eines geliebten Sängers, dem fast abgedruckten Monatsstücke ihrer Zeitschrift hinzuzufügen.“

Klag' Ihn, o Vaterland! Der Landesvater weint;
Der Landesmutter Herz zerschmilzt in heißen Thränen;
Den Bruder sticht ein Dolch, Er klagt um seinen Freund,
Des Trostes darf kein Wort, die Lieb' um Ihn, erwähnen;
Der Gattin Leben hängt an ihres Leidens: Ach!
Sie sieht die Kinder, sieht! die Kinder! kaum geboren,
Erbarmer! Mentor klagt um seinen Telemach!

Klag' Ihn, o Vaterland, auch du hast Ihn verlohren!

Er war dein Schutz, Er ging die Heldenbahn, Er stritt,
Ein junger Löwe noch, in jenem harten Streite
Der Frechheit mit der Macht, und, wenn die Menschheit litt,
(Er war ihr Adjutant) litt' Er an ihrer Seite.

Sein Herz so menschlich gut, wie je ein Menschenherz,
Klagt, wer um Hülfe bat in Armuths Kummertagen,
Sogar der reiche fühlt des armen Mannes Schmerz.

Klag' Ihn, o Vaterland, und stimm' in ihre Klagen!

Und setz' ein Denkmal Ihm: „Hier ruht ein Patriot,
„Wehklage stand verstummt an seinem Sterbebette,
„Die Hände ringen sah ein Genius, der Tod."
Ach! daß doch Gott, der Herr, Ihn uns gelassen hätte!

Gleim.

Berlinisches
Archiv der Zeit
und
ihres Geschmacks.

März 1797.

I.

Uebersicht der neuesten politischen Begebenheiten. Am Anfange des Februars 1797.

Die Kriegsbegebenheiten sind in diesem Monate glücklicher Weise von minderer Erheblichkeit gewesen, als gewöhnlich.

Am Oberrhein ward die Belagerung der beiden am rechten Rheinufer von den Franzosen besetzten Punkte, bei Kehl und Hüningen, von den Kaiserlichen fortgesetzt.

Die Oestreicher griffen a) das von den Franzosen im Dorfe Kehl besetzte Posthaus an, und bestürmten das dortige französische Lager. Nach einem blutigen Kampfe von mehreren Stunden gelang es ihnen, sich des Posthauses zu bemächtigen; zugleich geriethen vier Kanonen, nebst hundert und achtzig Gefangenen, in ihre Gewalt. Bald darauf b) eroberten sie vier Fleschen vor dem verschanzten Lager der Franzosen, erstürmten sogar die Vorwerke desselben, vernagelten daselbst vier und zwanzig Kanonen, nahmen zehn

a) Am 19ten December.

b) Am 1. und 2ten Januar.

Stücke mit sich, und würden es ganz erobert haben, wenn nicht ein starker Ausfall von mehr als zwölftausend Feinden sie zum Rückzuge genöthigt hätte; denn Moreau, der von ihrem Vorhaben, ihn mit dem Anbruche des neuen Jahres anzugreifen, benachrichtigt war, hatte die Kehler Besatzung mit sechstausend Mann verstärkt. Die Franzosen verließen hierauf ihr verschanztes Lager freiwillig a). Die Kaiserlichen nahmen ihnen bald darauf b) noch die Kirchhofsschanze und mehrere andre wichtige Vertheidigungswerke ab, wobei sie zehn Kanonen eroberten, und errichteten nun in der Gegend der Kirchhofsschanze eine Batterie, von wo sie die Rheinbrücke, welche Kehl mit Straßburg verbindet, beschießen konnten. Sobald sie ihr Feuer von hier aus spielen ließen, erschien c) ein französischer Trompeter, worauf der General-Feldzeugmeister Latour mit dem französischen General Desaix die Bedingungen der Uebergabe von Kehl vestsetzte d), vermöge deren die östreichische Mannschaft am folgenden Tage Nachmittags in die Vestung einziehn, und dieselbe, nebst allem, was die Franzosen alsdann darin zurückgelassen haben würden, in Besitz nehmen sollte.

Sogleich nach der Uebergabe von Kehl ging alles schwere Geschütz der Oestreicher nach Hüningen ab, und die Reiterei bezog die Winterquartiere, hauptsächlich im Würtembergischen und bis in die Gegend von Heilbronn.

Bei Hüningen hatten die Belagerer indessen schon neunzehn Schanzen aufgeworfen, führten immer mehr schweres Geschütz auf, und setzten die Arbeiten fort, um die Lauf-

a) Am 6ten Januar.

b) Vom 6. bis zum 8. Jan.

c) Am 8ten Januar früh.

d) Am 9ten Januar.

gräben der Brückenschanze immer näher zu bringen: eine Menge Bauern wurden zu diesen Arbeiten aufgeboten, um dieselben zu beschleunigen. Die Franzosen setzten indessen den Bemühungen der Deutschen eine gleiche Tapferkeit und Beharrlichkeit entgegen.

Am Niederrhein ist bisher alles ruhig geblieben. Zwar soll der Erzherzog die dort getroffene Verabredung gemißbilligt haben; doch sind noch von keiner Seite her Feindseligkeiten angefangen. Beide Theile machen zwar kriegerische Bewegungen mit ihrer Mannschaft; doch scheinen sie mehr auf Vertheidigung, oder auf die Verstärkung ihrer Nebenheere, als auf einen Angriff gegen einander abzuzielen.

In Italien bleibt Mantua noch immer der vorzügliche Richtungspunkt der beiden feindlichen Mächte; denn die Bewaffnung der päpstlichen Mannschaft, die bis auf sieben und dreißigtausend Mann gebracht werden soll, so wie einzelne Aufstände gegen die Franzosen, worunter der modenesische der erheblichste ist, sind bis jetzt ohne merkwürdige Folgen geblieben. Die Franzosen brachten aus dem Piemontesischen einen sehr großen Vorrath von grobem Geschütz zu der belagerten Veste, um sie dadurch zur Uebergabe zu zwingen, da der Mangel an Lebensmitteln dieselbe nicht [illegible] genug für ihre Wünsche erwarten läßt. Wurmser that auf's neue einen glücklichen Ausfall, wobei er zweihundert und achtzig Stück Vieh erbeutet haben soll. Die Besatzung soll noch aus ein und zwanzigtausend Mann bestehn, worunter aber fünftausend Kranke sind; und Arzneimittel sollen dort dasjenige seyn, woran man den Mangel am empfind-

a) Am 14ten December.

lichsten spürt. Da die Einwohner der Venetianischen Provinz Bergamasco eine besondere Vorliebe für die Kaiserlichen zeigten; so ließ Buonaparte das Schloß von Bergamo a) besetzen, um die Anhänger der Oestreicher von der Erschwerung seiner Verbindung zwischen der Adda und Etsch abzuhalten.

Die Kaiserlichen hatten unterdessen neue Verstärkungen erhalten, und glaubten sich nun im Stande, auf's neue den Entsatz von Mantua zu versuchen. Ihre ersten Fortschritte sind ihnen nicht schwer geworden. Sie sind in Dolce eingerückt b), und haben den Posten Madonna della Corona wieder eingenommen. In einem Gefechte bei Misserbe sollen sie den Franzosen dreihundert Gefangene abgenommen haben. Während General Alvinzy, der mit dreißigtausend Mann zu dem Davidovichschen Corps gestoßen ist, über Ala und Chiusa, vom Norden her, gegen Mantua andrängt, soll der General Provera mit funfzehntausend Mann versuchen, vom Süden her bei Legnano über die Etsch zu gehn, und bis zu der belagerten Vestung vorzudringen. Schon soll er an zwei auf einander folgenden Tagen c) eine französische Schaar unweit Legnano angegriffen und glücklich vertrieben haben. Zugleich rückt der General Laudon, von Nordwesten her, gegen Brescia vor, um dem Feinde in den Rücken zu kommen. Da das Hauptheer der Oestreicher schon glücklich das Gebürge Montebaldo an der deutsch-italiänischen Gränze überstiegen hat, und schon bis Campara, zwischen Peschiera und Verona, vorgerückt seyn soll; so sieht man nun hier auf's

a) Am 25sten December.

b) Am 11ten Januar.

c) Am 11. und 12. Januar.

neue sehr wichtigen Auftritten entgegen, die dann wohl über das Schicksal von Mantua endlich entscheiden möchten. Der französische Oberfeldherr Buonaparte hat während eines Jahres so große und fast unglaubliche Thaten vollbracht, daß man, schon bloß wegen der Wandelbarkeit des Kriegsglücks, einen Unfall mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet. Wenn ihn, in diesem letzten Kampfe der Entscheidung, sein gewöhnliches Glück verließe, welches selbst den Cäsar'n und den Friedrichen nicht immer treu blieb; so würde ihm ein Verlust keine Schande machen: wenn sein Glück und sein großes Genie (denn man müßte erstaunlich verblendet seyn, um ihm nicht beides zuzugestehn) in dieser neuen Probe bestehn; so ist er der Unsterblichkeit seines Namens mehr als gewiß.

Auf dem Meere ist der Blick des ganzen Europa auf die Absichten und auf den Ausgang der Brester Ausrüstung gerichtet gewesen, die aber ihren Zweck gänzlich verfehlt hat. Nachdem das Geschwader des Admirals Richery von Rochefort glücklich zu Brest angekommen war a); so lief die ganze Flotte, siebzehn Linienschiffe stark, nebst zwölf Fregatten, sechs Corvetten, sechs Flütschiffen, und zwei Cuttern, worauf sich eine Menge von Landungsmannschaft befand, die man auf fünf und zwanzigtausend angiebt, aus dem Brester Hafen mit günstigem Winde b). Ueber vier und zwanzig Stunden nachher erschienen sechzehn englische Kriegsschiffe vor diesem Hafen; allein bei einem so merklichen Vorsprunge konnten sie um so weniger die französische Flotte erreichen, da diese nicht, wie man vermuthet hatte, durch die Passage de l'Iroise, sondern durch die gefährlichere

a) Am 11ten December.

b) Am 15ten December.

Raz gegangen war, wo aber das Linienschiff Seduisant von 74 Kanonen an einem Felsen scheiterte, von dessen zwölfhundert Mann starker Besatzung indessen zwei Drittheile gerettet wurden. Die erste Nachricht, welche man von der ganzen Flotte in Frankreich erhielt, ward durch die Abtheilung des Contreadmiral Bouvet, welche aus sechs Linienschiffen, einer Fregatte und zwei kleinen Kriegsschiffen bestand, bei deren Zurückkunft nach Brest a) bekannt. Man erfuhr, daß die drei Abtheilungen der ganzen Flotte auf dem hohen Meere bald von einander getrennt worden wären; daß die Fregatte Fraternité, worauf sich der General Hoche und der Vice-Admiral Morard de Galles befanden, und welche zur Ertheilung der Signale bestimmt war, der Abtheilung Bouvet's ganz aus dem Gesichte gekommen sei; daß alle drei Abtheilungen, aber in weiter Entfernung von einander, die irländischen Küsten erreicht hätten; daß die beiden, von den Contreadmiralen Richery und Nielly angeführten, wegen starker Stürme auf's hohe Meer hätten zurückkehren müssen; daß Bouvet's Abtheilung, in der Bay von Bantry im südlichen Irland angelangt, über die Thunlichkeit einer Landung berathschlagt hätte, indem der Admiral dagegen, und der Befehlshaber der fünftausend Mann Landungstruppen dafür stimmte; daß aber ein heftiger Sturm die Schiffe wieder in's Meer getrieben habe, wo sie dann, von ihren Genossen getrennt, und vor einer überlegenen feindlichen Seemacht in Sorge, die Rückkehr nach Brest am rathsamsten gefunden hätten. Der Contreadmiral Bouvet ward, weil sein Betragen nicht ganz tadellos schien, vorläufig seines Dienstes ent-

a) Am 2ten Januar.

setzt, und sein Betragen sollte von einem Kriegsgericht untersucht werden.

Einige Tage darauf kamen auf der Brester Rhede ebenfalls die Linienschiffe Pegasus und Pluto, nebst der Fregatte la Resolue, an a). Auf der letzten befand sich der Anführer der dritten Abtheilung, Contreadmiral Nielly; sie war bald nach ihrer Abfahrt aller Masten beraubt worden b), der Befehlshaber hatte mehrere Tage an den feindlichen Küsten von heftigen Stürmen gelitten, hatte alles versucht, die Flotte wieder zu vereinigen, endlich aber sich zur Rückkehr nach Frankreich genöthigt gesehn.

Zwei Tage nachher c) langte auch die Fregatte la Fraternité, auf welcher sich der General Hoche und der Admiral Morard de Galles befanden, in Begleitung des Linienschiffes la Revolution, im Hafen zu Rochefort an. Noch an eben diesem Tage trafen auch die vier Linienschiffe le Nestor, le Fougueux, le Tourville, sammt den vier Fregatten la Romaine, la Sirene, la Cocarde und la Fidele, die vor acht Tagen aus der Bantry-Bay in Irland wieder abgeseegelt waren d), wieder zu Brest ein.

So waren also zwölf Linienschiffe und neun Fregatten glücklich wieder nach Frankreich zurückgekehrt, und nur über das Schicksal von vier Linienschiffen (denn die Scheiterung des Seduisant war bekannt) und drei Fregatten war man noch ungewiß. Nach englischen Berichten, die aber noch nicht ganz zuverläßig zu seyn scheinen, da sie, wenigstens in Ansehung der Fregatte Fidele, den französischen widersprechen,

a) Am 11ten Januar.

b) Am 22sten December.

c) Am 13ten Januar.

d) Am 5ten Januar.

waren, außer dem Seduisant, noch zwei andere Linienschiffe gescheitert, eins in Grund geschossen, und eins auf den Strand gejagt; ferner waren, nach diesen Berichten, die Fregatten Fidele, la Surveillante, und l'Impatiente, nebst dem ostindischen Transportschiffe, la Juste, gescheitert, und die Fregatte la Tortue, nebst den Flütschiffen Ville de l'Orient und Ville de Paris, und der Athalanta von sechzehn Kanonen, den Engländern in die Hände gerathen; so daß die Franzosen, nach der englischen Angabe, nebst diesen Schiffen über zehntausend Mann verlohren haben.

Merkwürdig ist es immer, daß auch nur so viele französische Schiffe haben nach Irland und wieder zurücksegeln können, ohne von den Engländern beunruhigt zu werden, deren Seemacht der französischen so weit überlegen ist; da sie aus fünfhundert und drei Fahrzeugen besteht, wovon hundert vier und zwanzig Linienschiffe, siebzehn von funfzig Kanonen, sieben und achtzig große und vier und achtzig kleine Fregatten, die übrigen hundert und sechs und neunzig aber kleinere Kriegsschiffe sind. Ein so großes Glück der Franzosen wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht der Admiral Colpoys, welcher in der Gegend von Brest kreuzte, wegen des schlechten Zustandes seiner Schiffe und wegen des Mangels an Wasser und andern Bedürfnissen, gerade um diese Zeit hätte nach England zurückkehren müssen, und wenn nicht der Admiral Bridport mit seiner Flotte, die aus ein und zwanzig Linienschiffen und vierzehn Fregatten bestand, zu spät a) nach Irland abgegangen wäre, um die französischen Schiffe noch an den irländischen Küsten zu treffen, und wenn

a) Am 26sten December.

er nicht die Bantry-Bay zu spät verlassen hätte a), um dem Feinde noch den Rückweg abschneiden zu können.

Es ist nun zu erwarten, ob die Franzosen, nach diesem fehlgeschlagenen Versuche, dessen Mißlingen bloß dem Widerstande der Elemente, aber keinesweges der Wachsamkeit oder Uebermacht der Feinde beizumessen ist, gänzlich von einer Landung an den feindlichen Küsten abstehn, oder ob sie das Wagestück noch einmahl wiederholen werden. Wenigstens sind in dem Hafen zu Brest, während der Abwesenheit der grossen Flotte, die Rüstungen ununterbrochen fortgesetzt worden; auch sind fünf Linienschiffe, nebst einer Fregatte, unter dem Contreadmiral Villeneuve, aus Toulon vor l'Orient b) und hernach zu Brest c) während dieser Zeit angekommen, und zu Dünkirchen werden die Anstalten zur Ausrüstung einer Landung auf's neue mit großer Thätigkeit betrieben.

Die englische Flotte im mittelländischen Meere unter dem Admiral Jervis ist, dreizehn Linienschiffe, fünf Fregatten und zwanzig Transportschiffe stark, nach Gibraltar gegangen, hat daselbst zwei Regimenter von den aus Korsika mitgebrachten Truppen ausgeschifft, und ist hernach nach Lissabon geseegelt, wo sie den übrigen Theil dieser Mannschaft an's Land gesetzt hat. Indessen hielten die Engländer im Anfange dieses Jahres noch immer Porto Ferrajo besetzt, und brachten daselbst einen großen Vorrath von Lebensmitteln zusammen; doch hinderten sie nicht mehr das Einlaufen neutraler Schiffe in die italischen Häfen.

Aus entfernten Weltgegenden hat man noch keine Nachricht von wichtigen Ereignissen. Auf St. Domingo herrscht

a) Am 11. Jan. b) Am 23. Dec. c) Am 29. Dec.

unter den Negern und Mulatten noch fortdauernd viele Unruhe und Widersetzlichkeit gegen die Franzosen. In Mexiko soll die Empörung noch immer Fortschritte machen, und mit bedeutenden Folgen drohn. Dagegen haben sich auch auf den Besitzungen der Engländer in Kanada und in Ostindien Unruhen gezeigt, die noch nicht ganz unterdrückt sind.

Im Innern von Frankreich hat sich nichts von vorzüglicher Erheblichkeit zugetragen. Außer einigen, wie es aber scheint nicht sehr bedeutenden, Unruhen in Brabant wegen der neuen Einrichtungen mit den geistlichen Gütern — außer einigen Spuren von Unruhen in Paris und andern Städten, welche vorzüglich durch die nahe bevorstehenden Wahlen eines neuen Drittheils für die Volksrepräsentation entstehn, wozu natürlich jede Partei ihre Mitglieder erwählt zu sehn wünscht, — außer der wiederholten Feier der Hinrichtung Ludwig's XVI. a) — außer der gänzlichen Verweigerung, womit die zu Paris versammelten Kaufleute jeden Vorschlag zur Errichtung einer Bank vor dem Frieden beantwortet haben b) — und außer den für den Kriegsminister auf die nächsten vier Monate bewilligten hundert und zwanzig Millionen — scheinen vorzüglich die auswärtigen Verhältnisse Frankreich's jetzt Aufmerksamkeit zu verdienen; da durch die Lage derselben leider die Fortsetzung des Kriegs gewiß geworden ist. Die Mißhelligkeiten zwischen Frankreich und Preussen, die man, aus einigen Bekanntmachungen beider Mächte in den jenseits des Rheins gelegenen preußischen Provinzen von sehr entgegengesetztem Inhalte, schließen möchte, scheinen bloß zwischen den beiderseitigen Beamten Statt zu finden,

a) Am 21sten Januar. b) Am 7ten Januar.

und werden gewiß nicht von Folgen seyn. Ein gleiches kann man von den Mißhelligkeiten mit Nordamerika vermuthen, wo jetzt Washington seine Präsidentenstelle völlig niedergelegt hat [a]); da das wahre Interesse beider Völker so sehr mit einander übereinstimmt. Desto gewisser aber ist es, daß die Friedensunterhandlungen Frankreich's mit dem englichen und kaiserlichen Hofe gänzlich abgebrochen sind.

Der Lord Malmesbury überreichte dem Minister Lacroix die von demselben geforderten Friedensvorschläge seines Hofes [b]). Diesen gemäß, sollte Frankreich Alles, was es in den Niederlanden, in Deutschland und in Italien während dieses Krieges erobert, und zum Theil, wie die Niederlande, Savoyen und Nizza, schon sich selbst einverleibt hatte, ganz wieder herausgeben: dagegen wollte England alle von Frankreich gemachten Eroberungen in Ost- und Westindien wieder abtreten; doch behielt es sich in der letzten Gegend die Forderung einer Entschädigung vor, wenn Frankreich den ihm von Spanien abgetretenen Theil der Insel St. Domingo behalten wollte: bei allen diesen Zurückgaben und Abtretungen sollte es den Inwohnern freistehn, binnen Jahresfrist mit ihrem Vermögen auszuwandern, und der Beschlag auf alle Güter von Privatpersonen sollte aufgehoben werden: zuglei sollte Portugall in diesen Frieden eingeschlossen seyn, und dem russischen Hofe sollte es freistehn, daran Theil zu nehmen. Um den Frieden mit Spanien zu schließen, dürfte nur alles so bleiben, wie es jetzt und vor dem Frieden gewesen wäre, wenn nicht wegen St. Domingo etwa Verabredungen zu treffen seyn möchten. An Holland erbot sich

a) Am 7ten December. b) Am 12ten December.

der König von England, einen großen Theil seiner von diesem Staate gemachten Eroberungen wieder herauszugeben, wenn dasselbe wieder den Statthalter, nebst seiner ganzen vorigen Verfassung annähme. Da Malmesbury diese Vorschläge nicht unterschrieben hatte; so forderte das Directorium a) seine Unterschrift, und innerhalb vier und zwanzig Stunden seine letzten Bedingungen. Der Lord unterzeichnete sogleich seine Vorschläge, forderte aber nun die Gegenvorschläge der französischen Regierung, und erbot sich zu ferneren Unterhandlungen b). Das Directorium kündigte ihm hierauf an, daß seine Gegenwart in Paris unschicklich und unnütz sei, da seine Vorschläge der Verfassung, den Gesetzen und den Tractaten zuwider wären, und er bloß die Anweisungen seines Hofes abgebe: er solle daher Paris innerhalb acht und vierzig Stunden verlassen; man sei aber erbötig, die Unterhandlungen auf die vorgeschlagenen Grundsätze durch Schriftwechsel fortzusetzen c). Malmesbury meldete d), daß er dieser Vorschrift Folge leisten werde, und reisete mit seinem ganzen Gefolge von Paris ab e). Sobald die Nachricht von diesen Beschlüssen in Wien ankam f), erhielt auch der dortige französische Staatsbothe Befehl, innerhalb drei Stunden sich von Wien zu entfernen, wo er sich seit dem zehnten October aufgehalten hatte: auch ist er wirklich über Basel nach Paris gereist. So sind also die Unterhandlungen völlig abgebrochen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie sobald wieder anfangen möchten.

a) Am 18ten December.
b) Am 19ten December.
c) Am 19ten December.
d) Am 20sten December.
e) Am 21sten Dec. Mittags.
f) Am 14ten Januar.

In Holland ist man jetzt mit der Beschließung der neuen verbesserten Verfassungsurkunde beschäftigt. Der Convent hat schon a) beschlossen, daß das batavische Volk eins und untheilbar ist, daß die höchste Gewalt bei dem ganzen batavischen Volke beruht, und daß sich das Volk, zur Ausübung derselben, Stellvertreter wählt. In Leiden sind Mißhelligkeiten zwischen der Municipalität und der Provinzial-Verwaltung von Holland ausgebrochen, die aber durch die vom Convent dazu ernannte Commission hoffentlich bald beigelegt seyn werden.

Deutschland genießt in seinem nördlichen Theil durch das daselbst befindliche Neutralitätsheer während des Kriegs die vollkommenste Ruhe, und wegen der Verpflegung dieses Heeres soll bald wieder eine neue Zusammenkunft zu Hildesheim eröffnet werden b). Der Kurfürst von Sachsen ist, nebst allen übrigen sächsischen Fürsten, der Neutralitäts-Convention zwischen Frankreich und Preußen beigetreten c).

Berlin, am 3ten Februar 1797.

Y. —

a) Seit dem 11. Januar.

b) Am 20sten Februar.

c) Seit dem 22. November.

II.

Der Adel des Schriftstellers.

. . . „All umsonst! ich will und muß schreiben. Was wären wir ohne ein Publikum? (sich vor die Stirn schlagend) — Hier! hier! — Ein Chaos von Ideen! Es tobt und braust wie junger Most, und will hinaus.“

Lassen Sie's wenigstens erst ausgähren. Oft ist Gährung nichts mehr und weniger als Fäulniß.

„Dafür haben die Verleger eine Nase.“

Eine feinere noch die Rezensenten.

„O ein Probefläschgen mit Reverenz überreicht, thut Wunder. Sie bezechen sich oft, daß es ein Spaß ist.“

Aber die nüchternen Kenner, die Tropfen vor Tropfen auf der Zunge wägen? —

„Was thut's, daß ein Paar Menschen schreien: Um Gottes willen lieben Leute, trinkt nicht! wir haben Kolik darnach bekommen!“

Wenn sie aber mit Recht warnen: wie dann mit der Unsterblichkeit des Schriftstellers?

„Damit ist's nun ein eignes Ding in sensu stricto. Ich denke mir immer einen Schriftsteller als einen Schneider. Er führt seine Scheere wie's die Mode will, behilft sich auch wohl bei schweren Zeiten mit Flicken; ist er ein Genie, dann kommt dies und jenes aus seiner Werkstatt an's Helle, was Mode wird: und vor solch einem Manne zieht man den Hut tiefer, und knickert nicht mit ihm um einen Groschen; aber all sein Treiben und Wesen hält gegen den Strom der

Zeit nicht Stich, und seine Schöpfungen müssen zuletzt in Trödelbuden figuriren."

(Pause von dreißig Sekunden.) . . . Und Ihr Plan? Sind Sie schon damit aufs Reine?

„Dafür bin ich nun so eigentlich nicht. Schriftstellerplane sind ein Gängelwagen, und lähmen den Flug des Genies. Es bleibt dabei, der Geschmack des großen Publikums ist der Brennpunkt aller Spekulation." *)

Den Sie vermuthlich recht glücklich gefaßt haben?

„Da liegt eben der Hase im Pfeffer. Hören Sie nur die Geschichte von neulich. Ich hatte eine Sammlung von Kriminalanekdoten, und suchte sie aus meinem Pulte zusammen, weil's eben Ebbe in meinen Finanzen war. Fehlt doch nur die Würze der Psychologie und Pädagogik, dacht' ich, und die Buchhändler müssen sich darum reißen! Ja, ja! Am Ende war das Manuskript, wie ein Ball, aus einer Hand in die andre gegangen, und der Letzte antwortete für alle: das Publikum hätte des Dinges schon soviel, daß man's nicht mehr möchte!"

Sehr schlimm! Aber diese Leute mußten Ihnen wenigstens etwas sagen, vielleicht um das nicht sagen zu dürfen, was sie eigentlich sagen wollten.

„Nun hören Sie was ein Ohngefähr kann. — Das Ding wurmte mich entsetzlich. Ich will mir Luft machen, greife nach dem ersten besten Buche, und siehe da! Gellerts Brief vom grünröckigen Mann mit der ledernen Weste! . . . Ein herrlicher Fund! Können Sie rathen?"

*) Schon *Shaftsbury* sagte von seinen Zeiten: In our days the audience makes the poet, and the bookseller the author. — *Characteristics* V. 1. 268.

So wenig *als wenn* Sie mir sagten, daß Sie eine Fibel *ergriffen hätten.*

„O der Mensch schließt ein Universum in sich, und bedarf *nur eines* Stoßes, um zu seyn was er will! Wie wär's, dacht' ich, wenn du des Mannes Beredsamkeit nachahmtest? Sie haben nicht alle ein Ohr, wie Gellert. Aber keine lederne Weste! Du mußt als Elegant auftreten. Und die nächste Idee war ein Almanach."

Wie erfinderisch! In der That, Sie verdienen Bewunderung.

„Mit Psychologie und Pädagogik will's nun hier freilich nicht viel verfangen: aber wenn's dem Töpfer nicht an Thon gebricht, — was hindert ihn, ein Stück liegen zu lassen, das sich nicht handhaben läßt, und ein andres dafür auf die Scheibe zu werfen?"

Natürlich in Ihrem Falle Torturen und Exekuzionen?

„Freilich die Angel, um die ich mich drehe: aber Sie wissen, ein Almanach ist ein Ragout, und da will manches drüber und dran, wenn's pikant werden soll, und ist ein eigner Casus für die Kochkunst. — Ueber den Equuleus und den römischen Carnifex, über das Ende berüchtigter Inquisiten, über neuere Folterinstrumente (diesmal die pommersche Mütze), Etymologie des Wortes Galgen, Naturgeschichte des menschlichen Halses, Hexenlied mit Musik, und eine Schlußode auf die Guillotine. . . . Sehn Sie, das ist's, was ich gebe. Jeder Monatstag erhält den Namen eines Gauners. Originalköpfe von Katilina, Cartouche, Haman, und Lips Tullian, aus der Hand eines berühmten Künstlers, und ein geschmackvoller Band, werden das Uebrige vollenden."

Und

Und Sie haben sich schon gedeckt?

„Ich denke, man soll wenigstens auf's Kleid sehn.“ *)

Verzeiht, Leser von Gefühl, daß ich mit diesem Geschöpfe in euren Zirkel trete. . . . . Ein Schriftsteller! . . . . Ihr habt's aus seinem Munde, und ich bekräftige es euch. Seyd ruhig! und sollte euer Auge sich ärgern, habt ihr nicht irgendwo einen Winkel? das Ding ist zahm, führt's euch aus dem Wege. Vielleicht, daß sich noch hie und da ein Blick nach dieser chinesischen Figur hinstiehlt, um dann, mit größerer Fülle des Genusses, auf besseren Formen zu verweilen.

Wie karg war die Natur, um wieder zu verschwenden! Myriaden Gestalten, die ihre Härte anklagen, gegen ein Meisterstück der plastischen Kraft! Der, dessen Geist neue Weltensysteme erspäht, unter vielen, die weiter nichts zu denken vermögen, als daß sie da sind! Wie nennt ihr, was eigentlich nicht zu nennen ist, innres, lebendiges, schöpferisches Feuer, Lichtstral jeder Gedanke, jedes Gefühl Ebenmaß und Einklang, üppiger Wuchs für jede Saat, und Erndte ohne den Schweiß des Pflanzers? Nennt's Genie, nennt's wie ihr wollt. O ihr, denen dies ward, habt ihr euch je in der dankbaren Empfindung verloren, daß sie in den süßesten Stunden ihres Kreisens euch gebar, und das Zeichen auf eure Stirn drückte: Ich adle dich für deine Brüder!

Es ist ein hohes herrliches Gefühl, seinem Volke, der Menschheit angehören. Angehören? wie armselig dies Wort!

*) Wir getrösten uns doch zu unserm Genius eines Besseren. Ueberhaupt wird der Vernünftige in diesem ganzen Scherze nichts finden wollen, als Karikatur.

Schriftsteller! ihr alle, die ihr jenes ächten Geburtsadels würdig seyd, ihr seyd die Seelen der Nationen, von euch fordern sie ihre geistigen Bedürfnisse; Könige lehrt ihr herrschen, und ihre Beherrschten gehorchen. Dies Gefühl ist der treue Stab, an dem ihr vom Aufgang zum Niedergang, durch die gebildete Menschheit, wandeln könnt. Fürchtet nichts, ihr seyd unverletzlich wie die Tribunen des alten Roms; jedes Dach wird euch aufnehmen, jedes Lager euch Schlummer bieten. Wo ist der, der den Fluch wagte, daß ihr den Staub von euren Füßen schütteln müßtet?

Und doch, was wäre dies in einer trüben Stunde? was, wenn ihr, wie Young, bei euren Wachen, durch den mitternächtlichen Glockenschlag erinnert werdet, daß man euch morgen vielleicht zu Grabe läutet? Seyd getrost! „In seiner Finsterniß," sagt ein Dichter, „leuchten Verdienste weit heller, als wenn sie das Licht des Lebens verdunkelt; eure Lampe brennt für die Ewigkeit! Geht hinauf in den Tempel des Ruhms; noch knien die Völker vor Platon und Homer, während ein keuchender Antiquar von Alexanders Büste den Staub bläst."

Jeder Schriftsteller soll nach Unsterblichkeit ringen: aber wer ist kühn genug, unter diesen Athleten den Kampf zu richten? Abbt versucht' es einst, nach dem Maßstabe des Nützlichen, ihr Verdienst zu bestimmen, und hatte Recht; nur muß in Werken des Geschmacks das einzige Gesetz der Schönheit entscheiden! *) — Stifter von Systemen, die ihr, stolz wie Eroberer, nach jenem Tempel hinzieht, daß man euch räuchre, habt ihr nie

*) Man vergesse nicht, daß die moralische hierunter begriffen ist.

gefragt, ob irgend ein Beßrer sey, den die Räder eures Wagens in den Staub drückten? nie gefragt, ob nicht vielleicht die Nachwelt euren Triumph als eine Posse wiederholen werde?

Und ihr, Wohlthäter der Welt, die ihr irgend ein Gebrechen der leidenden Menschheit heiltet, o es ist noch ein heiligerer Ort, wo eure Namen angeschrieben stehn! Luther und Spee **), welcher Deutsche wird fragen, ob ihr auch das Kreuz, oder nur den Gekreuzigten verehrtet? Die fromme Phantasie der Maler gab den heiligen Geschichtschreibern Embleme: dich, Unerschrockner, würd' ich bilden, wie du schriebst, und ein Löwe dir zur Seite mit deiner Linken spielte; und dir, sanfter Spee, müßt' ein Engel die Schale reichen, die Scheiterhaufen deines unglücklichen Vaterlandes auszulöschen.

Wohin aber mit den Schaaren, die sich unberufen in die Schranken drängen; denen, wie irgendwo ein Kunstrichter sagt, zum Schriftsteller weiter nichts fehlt, als daß sie nicht schreiben können? Entrüstet euch nicht, ihr Edlen! Jener Flecken müsse euren Glanz heben; und wenn sie gefragt werden, wer sie sind, gönnt ihnen, daß sie mit jenem Stadtdiener antworten: „Meine Herren, ich gehöre zum Rathe."

Aber die Wenigen, welche das Zeichen an ihrer Stirn tragen, — o es ist das Werk eines Augenblicks, sich sehn, sich kennen, Brust an Brust rufen: Anch' io son pittore!

Bertrand.

*) Friedrich Spee, von der Gesellschaft Jesu, geb. zu Kaiserswerth 1591. gest. 1635., schrieb die bekannte *Cautio Criminalis*, um der Wuth der Hexenrichter Einhalt zu thun, die überall Myriaden Schlachtopfer des Aberglaubens in die Flammen warfen.

III.

Briefwechsel des Serapion und der Amphiklea.

4.

Amphiklea an Serapion.

Du hast deinen Zweck nicht erreicht, Serapion; dein Schreiben hat mich kalt gelassen. Freundschaft, wie du sie entstehen läßest, ist mehr Sache des Geistes als des Gefühls, und scheint mir deshalb nicht so eingeschränkt, und bloß auf einzelne Verbindungen, sondern auf das gesammte Gute in der Menschheit, anwendbar. Bestimmen die Gesetze der Vernunft und der Freiheit die Wahl des Freundes; ist die Befriedigung des veredelten Erweiterungstriebes nur durch Vereinigung mit Wesen möglich, die sich, durch vernünftige Erkenntniß und kräftiges Wollen des Wahren und Guten, dem eigenthümlichen Zwecke des vernünftig-sinnlichen Menschen, das ist, der Uebereinstimmung ihres Willens mit dem moralischen Gesetz nähern; so ist jeder Mensch mein Freund, oder es gehört noch ein mir unerklärbares, aber doch mit Sinnlichkeit verflochtenes Etwas dazu, was mich bey der Freundschaft mehr für diesen als jenen Gegenstand bestimmt. Du selbst hast mir den Marcellus Orontius als einen Mann geschildert, der sich, in diesen Zeiten des allgemeinen Verderbens, wo niemand mehr ungestraft, oder wenigstens nicht

unverspottet, tugendhaft seyn darf, durch große Aufopferungen dem Dienste der Wahrheit und Tugend geweiht hat. Du lebst oft auf seiner Villa, warum fordert ihn dein Erweiterungstrieb nicht zum Freunde?

Ich kann mir die Zahl der Menschen, die sich, durch vernünftiges Erkenntniß und kräftiges Wollen des Wahren und Guten, ihrem eigenthümlichen Zwecke nähern, nicht so klein denken. Ich will annehmen, daß es dem hundertsten Theile der Menschheit Ernst ist, an der Uebereinstimmung ihres freien Willens mit dem Gesetze der Vernunft zu arbeiten; sind alle diese der Freundschaft fähig? Wenn Anerkennung und Anbetung der Wahrheit, wenn Achtung und Gehorsam gegen das ewige Vernunftgesetz, zu Ansprüchen auf Freundschaft berechtigt, so hat vielleicht der hundertste Theil des Menschengeschlechtes auf meine, und der tausendste auf deine Freundschaft ein entschiedenes Recht; und du darfst nicht mehr ausschließend sagen: mein Amelius, mein Aristo, mein Porphyrius.

Deine Entstehungsart der Freundschaft führte mir so manche Lehre des Plotinus, über diesen Gegenstand, in das Gedächtniß zurück. Einst sagte er: „Die Gleichheit des Strebens, nicht die Gleichheit des Erreichens, die gleichunbegränzte Hingebung, nicht das Wieviel des Hingegebenen, befriediget die Forderungen des Freundes.“ Ich konnte mit dieser Gleichheit nie fertig werden. Wie kann der Mann, der auf der zehnten Stuffe der moralischen Ausbildung steht, dem als Freund die Hand drücken, der erst die dritte erreicht hat? Meines Erachtens ist ein ungleicher Grad der Kultur eine sehr unsichere Grundlage der Freundschaft. Der würdigste Mann, dessen Gesellschaft mich in lange Weile ver-

setzt, ist ein Gegenstand meiner Werthschätzung; aber nicht meiner Zuneigung. Ich sehe ihn weggehen mit dem Wunsche, daß er noch viel Gutes verbreiten, aber nie wiederkommen möge.

Noch stehe ich auf meiuem Standpunkte. Mein Gefühl soll nie wieder, aus den Gränzen des Wohlwollens gegen das ganze Menschengeschlecht, heraustreten. Erkenntniß der Wahrheit, ohne persönliche Anhänglichkeit an ihre Vertrauten, bleibe das einzige und höchste Interesse meines Lebens. Nur unter dieser Bedingung ist Ruhe des Herzens für mich denkbar. Ich weiß nicht, ob ich ausharren werde; aber mit Vorsatz würde ich mich nur dann wieder an ein sterbliches Wesen anschließen, wenn ich mit Gewißheit voraussetzen könnte, daß es für die ganze Dauer meines Daseyns ausschließend mein bliebe.

5.

Serapion an Amphiklea.

Dieses Schreiben überbringt dir mein Freund Amelius. Du wirst ihn deiner Achtung und deines Zutrauens würdig finden. Verschönere ihm seinen Aufenthalt in Athen, der Reichthum seines Geistes wird dich nicht unbelohnt lassen. Der Ernst und die Ruhe, die in seinem ganzen Wesen herrschen, verrathen die Schule, in welcher er sich zum Manne gebildet hat; er hat viel gelitten, und den Kampf mit dem Glücke mit Würde ausgehalten. Er scheint kalt und gefühllos; aber warm schlägt sein Herz dem Menschen entgegen. Er wird dich nicht unterhalten, denn er hat in seinem ganzen Leben nichts anders gelernt, als die Kunst alles zu seyn, was er soll, nichts zu scheinen; aber einnehmen, erbauen

und rühren wird er dich gewiß, wenn du ihm mit offner Seele auf seinem Wege entgegenkommst. Darum laß dich durch seine sichtbare Zerstreuung nicht irre machen, er scheint nur dort ganz seelenlos, wo eitle Träume für wichtige Wirklichkeiten gehalten werden. Der Blick seines Geistes ist unverrückt auf den Spiegel seines Selbstes geheftet; nur was mit den Vorstellungen desselben in Beziehung steht, kann ihn zur Theilnahme stimmen. Du kannst ihn sicher fragen, was er vor neun, vor sieben, vor drei Jahren, an diesem oder jenem Tage, zu dieser oder jener Stunde gefühlt, gedacht, gethan hat, er wird dir den jedesmaligen Zustand seines Innern auf das vollständigste darstellen. Sprich mit ihm über alles, was des Menschen, als freien Bürgers im Reiche der Natur würdig ist, und du wirst ihn nie anders entlassen, als mit dem Wunsche, daß er nie weggehen möchte.

Du hast recht, Amphiklea, das Entstehen der Freundschaft ist, in meinem Sinne, mehr Sache des Geistes als des Gefühls: so muß es aber auch seyn, wenn Freundschaft als moralische Verbindung unter Menschen überhaupt möglich ist. Du darfst nur das Geschäft der Vernunft von der Thätigkeit des Gefühls in der Freundschaft unterscheiden, und den Unterschied festhalten, so wirst du einsehen, daß meine aufgestellte Entstehungsart derselben, einerseits freilich, auf Einschränkung und Verminderung einzelner Herzensverbindungen zielt, von der andern Seite aber, diejenigen Verbindungen befestiget und veredelt, welche allein den heiligen Namen Freundschaft mit Recht führen. Fragst du mich, was ist dir Amelius? so antwortet dir mein Gefühl der Achtung und Liebe, mein Freund. Auf deine Frage, wie ist er dir's geworden? antwortet meine Vernunft: in der

Anerkennung seiner Würdigkeit, Empfänglichkeit und Fähigkeit für gegenseitige Achtung und Liebe. Das Gefühl giebt also der Freundschaft den Gegenstand; die Vernunft die Form. Das Gefühl erweckt nach seinen eignen Gesetzen den Trieb zum Vergnügen; der, durch das Gefühl der Selbstachtung, zugleich erweckte Trieb zur Erweiterung meines veredelten Selbstes ordnet sich jenem unter; die Vernunft giebt das Gesetz, nach welchem beide Triebe befriedigt werden sollen. Das Gefühl zieht nach seinen, in meiner sinnlichen Natur gegründeten Gesetzen, meine Aufmerksamkeit und Neigung auf dieses oder jenes bestimmte Wesen außer mir; die Vernunft erlaubt, leitet und bestätigt meine Wahl. Das Gefühl ist als veranlassende, die Vernunft als hervorbringende Ursache dabei thätig. Das erstere giebt das Bestimmbare, die letztere die Bestimmung. Dem zufolge kann zwar jeder, dessen Leben der Wahrheit und Tugend geneigt ist, mein Freund werden, aber unter Hunderten wird es nur derjenige werden, bei dessen Begegnung der Trieb zur Erweiterung meines veredelten Selbstes in mir geweckt, und mein Wille zur Vereinigung mit ihm hingezogen wird.

Die von Plotin ausgemessene Gleichheit in der Freundschaft ist ganz richtig, sie befriedigt die Forderungen des Freundes, weil zu der gleich-unbegränzten Hingebung sein Gefühl der Liebe alles hinzusetzt, was dem Wieviel des Hingegebenen etwa noch mangeln könnte, weil bei dem gleichen Streben sein Verstand die Wahrscheinlichkeit einsieht, durch seine Thätigkeit das Erreichen des Freundes zu befördern, und immer mehr auszugleichen. Die Rückwirkung davon auf das Gefühl der gegenseitigen Achtung und Liebe ist eine neue Quelle freundschaftlicher Genüße für beide.

Das Gesetz der Vernunft ruft dich von dem Standpunkte ab, Amphiklea, den du von Selbstsucht getrieben, gewählt hast. Warum willst du dich an kein sterbliches Wesen mehr anschließen? weil du Gefahr läufst, dasselbe wieder zu verlieren, oder dich von demselben losreißen zu müssen. Dieser Beweggrund ist der treuen Schülerin der Weisheit unwürdig. Du bedarfst auf dem Wege zur Wahrheit und Tugend eines Vorläufers, eines Wegweisers. Fürchterliche Felsenmassen stehen zwischen dir und dem Ziele aufgethürmt. Der Vorläufer muß dir die verborgenen Pfade zeigen, auf welchen du in seine Fußstapfen treten, und ohne Gefahr darüber wegkommen könnest. Sinnlichkeit, Eigenliebe, Unwissenheit und Irrthum zaubern zuweilen dicke Wolken vor die Augen der Wandrerin; der Wegweiser muß dir seine Hand reichen, und durch das düstere Gewölke dich durchführen. Du bedarfst eines Vorbildes, welches dir das Streben eines menschlichen Willens nach Uebereinstimmung mit dem moralischen Gesetze vorstellt und anschaulich macht. Du bedarfst eines Zeugen, eines Erforschers und Prüfers deiner Handlungsgründe, eines dir ähnlichen, mit dir gleichgestimmten Wesens, welches du dir stets gegenwärtig denkest, dem du dich aus eigener Bestimmung zur Rechenschaft verpflichtest, dem du alles giebst, was in dir ist, und dafür alles nimmst, was in ihm ist: du bedarfst eines Freundes. Was gebietet hier die Vernunft? „Strebe nach der Vereinigung mit einem Freunde, durch dessen Leitung, Mittheilung, Hingebung du mit ihm deiner letzten, höchsten Bestimmung dich schneller, reiner, sicherer und gewisser nähern könnest.“

6.

Amphiklea an Serapion.

Ich fühle mich auf meinem Standpunkte erschüttert: wodurch? ob durch die Einwirkung der Würde und Größe deines Freundes Amelius auf mein Gefühl; oder durch den Schluß deines Briefes, der mir ein Gesetz verkündiget, welches mir bis jetzt unbekannt war, weiß ich nicht. Bei allem möglichen Widerstande ist mir dennoch die Gesellschaft deines Freundes zum Bedürfnisse geworden. Noch in keinem Menschen entdeckte ich diese hohe Feinheit des Gefühls und diese strenge Wahrheit in dem Charakter, welche ich bald in den ersten Tagen mit innigstem Wohlgefallen in Amelius anerkennen mußte. Die Stunden unsers Beisammenlebens sind der Erforschung der Weisheit und der Erweckung tugendhafter Gesinnungen in uns geheiligt. Was soll ich thun, daß sie ihr geheiligt bleiben? Da du mein empfindsames, gefühlvolles Herz kennest, so wirst du auch meine Frage in ihrem ganzen Umfange verstehen. Bei der Würde der Freundschaft, welche dir das heiligste ist, beschwöre ich dich, Serapion, beantworte sie mir so bestimmt, als ich es von deinem Geiste erwarten kann. Du hast Recht, ich fühle das Bedürfniß eines Vorläufers und Wegweisers auf dem Wege zur Wahrheit und Tugend; eines Vorbildes, eines Zeugen und Richters meiner Handlungsweise, nur zu tief; ich finde in Amelius alles, was dieses Bedürfniß befriedigen, was ihm meine ganze Seele aufschließen und mein innigstes unbegränztestes Zutrauen erwerben kann. Mit Wonne denke ich mein edleres Selbst mit dem seinigen in Vereinigung. Bis zu einer gewissen Entfernung ist die Aussicht in die Zukunft schön, lieb-

lich, herrlich, entzückend; aber weiter hinaus wird mein Blick durch fürchterliche Bilder zurückgeschreckt. Die ernsthaften drohenden Gestalten einer pflichtmäßigen Loßreißung und eines zufälligen Verlustes wechseln im Hintergrunde. Ist Freundschaft das, was du sagst, und was ich wünsche, daß sie seyn könnte; ist sie überhaupt unter Menschen möglich: so lehre mich ihrer Gottheit so zu huldigen, ihre Wonne so zu genießen, daß mir freiwillige Losreißung nie Pflicht, zufälliger Verlust des Freundes nie Quelle eines unendlichen Schmerzens werde. Noch einmal: Was ist Freundschaft? Was soll sie dem Schüler der Weisheit? Unter welchen Bedingungen ist sie unter Menschen möglich? Wodurch wird sie in ihrer Reinigkeit erhalten? Wo stehen die Gränzen ihrer Dauer? Mit einer befriedigenden Antwort auf diese Fragen zerreißest du die Fesseln meiner Selbstsucht, und der Furcht vor der Empfindsamkeit meines Herzens; und ich verdanke dir ein neues Leben.

7.

Serapion an Amphiklea.

Heil dir, Amphiklea! Dein besseres Selbst ist wieder erwacht; folge mir nun in den Tempel der Göttin. Resignation bewacht das Heiligthum desselben; nur sie kann die Fesseln der Selbstsucht und der eigennützigen Furcht lösen, nur sie das Heiligthum der Gottheit dir öffnen. Vereinigung ist dort das große Gesetz, Vereinigung durch fortschreitende Achtung und Liebe, Vereinigung zu einem rastlosen Streben nach dem erhabensten Ziele des Menschen. Kennest du dies Ziel? Schwinge dich über alles Sinnliche empor, und du wirst es

fassen, Worte bezeichnen es nur schwach. Vollkommne Harmonie des Willens zweier oder mehrerer vereinigter Seelen mit den ewigen Gesetzen der Vernunft, hat es Plotin genannt. Wo soll dies Ziel erreicht werden? In den unermeßlichen Räumen der Ewigkeit. Wodurch? Durch rastloses Streben. Was giebt diesem die ausdauernde Kraft? Vereinigung: das Band derselben ist Achtung und Liebe. Hüte dich, Amphiklea, auch nur das geringste von dem Sinne, welchen der gemeine Sterbliche mit diesen zwei Worten verbindet, in deine Vorstellung aufzunehmen. Merke auf das Gefühl, welches sich deines Herzens bemächtigt, wenn du in Athen lustwandelst, vor dem bescheidenen Hause des Phocion verweilest, und das Bild dieses großen Mannes in deiner Seele zurückrufest; wenn er dasteht vor deinem Geist, in der ganzen Größe und Würde, zu der ihn Weisheit und Tugend erhoben hatten: was du da fühlst, ist gewiß sehr verschieden von dem, was in dir vorgeht, wenn du nicht weit von hier den Tempel der Diana Aristobulos erblickest, und dich dabei der glänzenden Thaten seines ehrgeizigen Erbauers Themistokles erinnerst. Hier siehst du mit Verwunderung einen Menschen, der unbekannt mit der Würde der Tugend, und daher in beständiger Disharmonie mit sich selbst, dennoch in der Kunst, seinen über alles emporstrebenden Ehrgeiz mit der Wohlfahrt des Vaterlandes zu verbinden, Wunder that: dort beugst du dich mit Ehrfurcht vor einem Manne, dessen ganzes Leben nichts anders war, als eine ununterbrochene Uebung der Kunst, trotz dem heftigsten Widerstande seiner Neigungen und Verhältnisse, seine Gesinnungen und Handlungsgründe mit dem Gesetze der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen. Hier

wirst du nur einzeln ausgebildete Kräfte gewahr, die sich in entschiedener Nutzbarkeit äußerten; dort bemerkest du ein gleichförmiges und beständiges Hinstreben zu dem höchsten Vernunftzwecke, zu dem Guten an sich, welches nur die Ausbildung und Anstrengung aller Kräfte bewirken konnte. Hier erkennest du einen Werth; dort eine Würde. Die Anerkennung des ersten heißt Schätzung; die Anerkennung der Würde hingegen, dieses billigende Wohlgefallen an der Uebereinstimmung der Gesinnungen und der Handlungsgründe eines Menschen mit dem Gesetze der Vernunft, heißt Achtung, und ist in den Mysterien der Freundschaft das erste Band der Vereinigung. Uebertrügst du dies Gefühl der Achtung mit verstärktem Wohlgefallen auf das Wesen, welches deinem Ideal von moralischer Schönheit entspricht; fühlst du den reinsten, heißesten Wunsch dabei, dich mit ihm, oder dasselbe mit dir zu gleicher Würde zu erheben, und in eine moralische Einheit mit ihm verwandelt zu werden; so ist die Vereinigung durch das zweite Band, durch die Liebe vollendet.

Was soll diese Vereinigung dem Schüler der Weisheit? O unendlich viel, Amphiklea; durch sie soll, und nur durch sie kann er seine endliche Bestimmung erreichen. Freundschaft in ewiger Fortdauer ist die einzige und nothwendigste äußere Bedingung seiner moralischen Ausbildung.

Immer höher steigende Bildung zur sittlichen Güte und sittlichen Schönheit ist deine höchste Bestimmung. Jede harmonische Unterordnung deiner Sinnlichkeit unter das Gesetz

der Vernunft ist Annäherung dazu. Alle moralische Bildung zielt demnach auf Harmonie und Zweckmäßigkeit zwischen den Handlungen des Denkens, Wollens und Fühlens in dem Menschen, welche durch die vollständigste Entwickelung der Erkenntnißkraft, durch die sorgfältigste Reinigung des Willens, und durch die höchste mögliche Verfeinerung, Veredlung und Erhöhung der Gefühle hervorgebracht und begründet wird.

Alle moralische Bildung fordert ein Gesetz, nach welchem das Geschäft derselben verrichtet, und ein Ideal, mit welchem der Erfolg verglichen werden soll.

Weil das Ziel aller moralischen Bildung, sittliche Güte und sittliche Schönheit, nur durch harmonische Unterordnung der sinnlichen Natur des Menschen unter seine vernünftige erreicht werden kann; so wird diese Unterordnung der ersten, nach eben dem Gesetze bewirkt, nach welchem die Bildung der letzten geschieht: das moralische Gesetz erstreckt sich über alle Aeußerungen der vernünftigen und sinnlichen Natur; nicht nur der Wille des Menschen, sondern auch seine Gefühle, Triebe und Neigungen sollen demselben untergeordnet werden.

Das Ideal zur Ausbildung der vernünftigen Natur, oder der Bildung zur sittlichen Güte, ist die Vorstellung eines Wesens, in welchem vollständige und nothwendige Uebereinstimmung eines vernünftigen Willens mit dem Gesetze, Erhabenheit über alle gesetzliche Einschränkung, über innere und äußere Hindernisse, über Verbindlichkeit, Pflicht und Gehorsam, und doch reine Sittlichkeit, nicht aus Achtung für das Gesetz, sondern aus Liebe gegen dasselbe wirklich gedacht wird. Weil aber dieses Ideal nur in der Gottheit, durch den Vernunftglauben, für den Menschen als vernünftiges Wesen betrachtet, Wirklichkeit hat; so kann dies erhabne Ideal seiner Vernunft

nicht zugleich zur Bildung seiner sinnlichen Natur vorgestellt werden.

Das Ideal zur Ausbildung der sinnlichen Natur, oder der Bildung zur sittlichen Schönheit, ist die Vorstellung eines Wesens, in dessen Gesinnungen, Entschließungen und Handlungen die vollkommenste Harmonie mit dem Vernunftgesetze, ruhige Resignation, feste Entschlossenheit zu jeder Aufopferung für die Pflicht wirklich gedacht, und als Erscheinung betrachtet wird.

Soll dieses Ideal auf die Bildung zur sittlichen Schönheit wirksamen Einfluß haben, so muß es auf ein Wesen in der Sinnenwelt übertragen, und mit Wohlgefallen gleichsam angeschaut werden können.

Dieses Wohlgefallen steigt auf das höchste, wenn du dein Ideal der sittlichen Schönheit auf ein vernünftig-sinnliches Wesen überträgst, welches den Erweiterungstrieb deines Selbstes in Beziehung auf sich geweckt, in welchem deine Vernunft ihr eigenthümliches Interesse erkannt, dein Verstand wirkliche oder mögliche Uebereinstimmung deines Willens, deiner Gefühle, Triebe und Neigungen mit den seinigen gedacht hat.

Alle diese Bedingungen haben nur bei einem dir ähnlichen Wesen Statt, mit welchem dich das Band der Achtung und Liebe zur Freundschaft vereiniget; es mag übrigens mit dir noch im Zustande des Daseyns wandern, oder in die Wirklichkeit übergegangen seyn. Der Freund ist also der einzige Gegenstand, auf welchen du dein Ideal der Bildung zur sittlichen Schönheit übertragen, in welchem du es, zum Theile realisirt, mit Wohlgefallen anschauen, und durch welchen du demselben die mächtigste Wirksamkeit geben kannst.

Du sollst unaufhörlich nach der Uebereinstimmung deiner Handlungsgründe mit dem Sittengesetze streben, und dadurch einem durchaus reinen vernunftmäßigen Willen dich nähern: dieß ist, sowohl in dem Zustande des Daseyns, als in dem Zustande der Wirklichkeit, das bleibende Ziel deines Fortschreitens: die Freundschaft ist der einzige Weg, der dich sicher dahin führt. Indem sie eine ganz reine, in zweien oder mehreren vernünftig-sinnlichen Wesen übereinstimmende, moralische Gesinnung begründet; indem sie macht, daß alle moralischen Kräfte und Fertigkeiten der vereinigten Freunde, alle ihre Urtheile über Pflicht und sittliche Vollkommenheit, alle ihre von der Vernunft gebotenen Absichten und Bestrebungen, zu einem einzigen unbedingten Zwecke zusammenlaufen, stellt sie ihnen das begeisternde Bild eines reinen, mit dem Gesetze durchaus übereinstimmenden Willens, in der Wirklichkeit auf. Die Vernunft sagt ihnen was sie sollen; die Freundschaft zeigt ihnen was sie können. Ihre gegenseitige, mit Selbstverläugnung verbundene Achtung, ihre gegenseitige uneigennützige Liebe läßt sie fühlen, daß man die Tugend um ihrer selbst willen achten und lieben kann.

Widerspruch in Grundsätzen ist unter Freunden nicht denkbar; wohl aber Widerspruch in der Anwendung derselben auf einen bestimmten Fall, in welchem sich der Eine oder der Andere befindet. Aber wie bald hebt ihn die über alles siegende Macht der Freundschaft dort auf, wo zwei Seelen, mit Wahrheit in dem Gefühle und in der Gesinnung, ihrer Herrschaft gehuldigt haben. Sie hält dir die Pflicht vor, im streitigen Falle zu untersuchen, ob deine Sinnlichkeit irgend auf eine Art, nicht begleitend, sondern thätig dabei interessirt ist, und fordert deinen Freund auf, deine Aufmerksamkeit auf den heimlich

schlei-

schleichenden Feind durch die seinige zu verstärken. Nirgends erscheint die Würde des Freundes in einer herrlichern Gestalt, als hier, wo deine moralische Freiheit von den Ränken und Feinheiten der Sinnlichkeit angegriffen wird. In dem Augenblicke steht er vor dir, als Sachwalter deines Gewissens, als Ausleger der gesetzgebenden Vernunft; er verkündigt dir ihr Gesetz, er zeigt dir diejenige Anwendung desselben auf deinen Fall, die du selbst machen würdest, wenn, in dem Kampfe gegen die Sinnlichkeit, der Grad deiner moralischen Besonnenheit und Freiheit dem Grade der seinigen gleich wäre. Er weckt dadurch das moralische Mißtrauen gegen dich selbst; je lebhafter dasselbe in dir wird, desto schneller wirst du die Anwendung deines Freundes auf deinen Fall zu der deinigen machen. Diese Verwandlung ist nichts auf Auctorität geschehenes, sondern reines Erzeugniß deiner moralischen Freiheit, die mit dem augenblicklichen Erwachen deines moralischen Mißtrauens auflebte. Ihr gebührt demnach auch die Ehre des Sieges über deine Sinnlichkeit; der Sachwalter deines Gewissens, der Ausleger der gesetzgebenden Vernunft gab dir nur das Zeichen zum Kampfe.

Du siehst nun, Amphiklea, was Freundschaft dem Schüler der Weisheit seyn soll; betrachte sie nach allen möglichen Beziehungen auf dein edleres Selbst, überall erscheint sie dir, als die einzige und nothwendigste äußere Bedingung deiner moralischen Ausbildung. Aber auch nur der redliche thätige Schüler der Weisheit ist ihrer fähig und empfänglich.

Nur er kann achten. Er kennt den mühsamen Kampf zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Neigung und

Pflicht. In seinem Innern hat er den Maßstab, nach welchem er den Werth der Anstrengung würdigt, durch die allein der Sieg der Tugend erfochten werden kann. Das Gesetz lebt unaufhörlich in seinem Bewußtseyn; schnell wird er den Einfluß desselben auf die Handlungen anderer gewahr. Wo nur Harmonie der Gesinnungen und Handlungsgründe mit dem ewigen Gesetze der Vernunft, auch in den feinsten Zügen sich äußert, dort entdeckt er sie gewiß.

Nur er kann lieben. Sein innerer Sinn ist scharf genug, um alles sittlich Schöne im Menschen wahrzunehmen; sein Gefühl fein genug, um durch die Wahrnehmung desselben auf das lebhafteste gerührt zu werden; sein Trieb zur Erweiterung seines veredelten Selbstes stark und rein genug, um die innigste Vereinigung mit dem erkannten und geachteten Wesen zu erstreben. Sein Verstand erkennt das Sittengesetz, sein Wille huldigt demselben; dem Zwecke nach, ist es ein Gesetz der Einigung, die moralische Welt soll durch sein mit allen vernünftigen Wesen übereinstimmendes Wollen immer mehr Eins werden. Vereinigung, und nichts als Vereinigung will auch die reine, uneigennützige Liebe. Er vollzieht das Gesetz durch Freiheit, ohne von dem Triebe nach Glückseligkeit bestimmt zu werden; er strebt nach Vereinigung mit einem Wesen, in dessen Gesinnungen und Handlungsgründen er lieblichen Einklang mit dem Gesetze entdeckt, ohne den Genuß als Zweck zu begehren. Aufopferung und Hingebung, nicht Glück und Erwerbung ist das Wesen seines Bestrebens.

Nur er ist der Achtung würdig. Unaufhörlich ist das Fortschreiten seiner Vernunft, zur Einheit und Harmonie in seinen Vorstellungen und Erkenntnissen; zu dem deutlichsten

und bestimmtesten Bewußtseyn des allgemeinen Gesetzes und Zweckes. Rastlos das Streben seines Willens, zur Einheit und Harmonie, in der Anerkennung des Gesetzes für den Grund und die Form seiner Handlungen. Ununterbrochen das Fortschreiten seiner Einbildungskraft, zur Fertigkeit, das Ideal der reinsten sittlichen Güte, Gesetzmäßigkeit und Schönheit sich immer gegenwärtig zu erhalten, und sich in beständiger Beziehung auf dasselbe zu denken. Unermüdet seine Anstrengung, den Trieb nach Gesetzmäßigkeit, ihrer selbst wegen, in seiner Seele herrschend zu machen, und ihm den Trieb nach Vergnügen unterzuordnen. Unabläßig das Bestreben, seine Gefühle zu reinigen, zu verfeinern, zu veredeln, zu erhöhen.

Nur er ist der Liebe würdig. Alles was ihn der Achtung würdig macht, führt ihn auch dem Ideal moralischer Schönheit, Größe und Erhabenheit näher. Welche Einigkeit, Ruhe und Harmonie herrscht in seinem Innern? Mit welcher Gleichgültigkeit sieht er, froh und heiter in dem Bewußtseyn seiner Tugend, auf alles Zufällige herab; und doch mit welcher Anmuth, Wärme, Herzensgüte und Leutseligkeit erscheint er, wenn ihn diese zufälligen Dinge auffordern zu handeln. Jede Aeußerung seiner Wirksamkeit verkündigt die Ruhe und Erhabenheit eines sicher gestellten Geistes, und die thätigste Theilnahme einer gefühlvollen Seele; den festen unerschütterlichen Sinn des Mannes, und die anschmiegende Herzlichkeit des Kindes.

Ohne meine Hinweisung wirst du nun schließen, Amphiklea, daß Fähigkeit zu achten, zu lieben, und Würdigkeit der Achtung und Liebe, die einzigen Be-

dingungen sind, unter welchen Freundschaft, im erhabnern Sinne des Wortes, unter Menschen möglich ist.

Die Frage, wodurch sie in ihrer Reinigkeit erhalten werde, ist, in Beziehung auf dein Geschlecht, von besonderer Wichtigkeit. Freundschaft, im wahren Sinne des Wortes, unter zwei weiblichen Wesen, gränzt beinahe an Unmöglichkeit; wenigstens schwingt sie sich bei ihnen nie zu dem Grade von Vollkommenheit und moralischer Wirksamkeit empor, welchen der Zweck der Freundschaft fordert. Freundschaft zwischen einem weiblichen und männlichen Wesen ist mit unzähligen Gefahren umgeben, und unter hundert solchen Verbindungen arten gewöhnlich neunzig, in ein mehr oder weniger feines sinnliches Verhältniß aus. Nur tiefe Selbstkenntniß und immer zunehmende Stärke der moralischen Besonnenheit kann sie dagegen sicher stellen. Wer darin noch zurück ist, der wäge den Flug nicht. Der gefährlichste Feind des Menschen ist seine Sinnlichkeit; darum lerne sie kennen. Sie ist schlau, sie nimmt alle mögliche Gestalten an, um ihren Reizungen Eingang zu verschaffen, und ihr Interesse selbst in dem Gebiete der Vernunft zu begründen. Sind ihr nur die ersten leisen, verborgenen Schritte gelungen, dann fällt es ihr nicht mehr schwer, sich des Selbstbewußtseyns des Menschen zu bemächtigen. Durch ihr Glück nur thätig, nicht vermessen gemacht, unterwirft sie kühn Verstand und Willen ihren Forderungen. Sie ist es nun, die in dem Menschen nur solche Vorstellungen klar werden läßt, die ihr Interesse entweder billigen oder befördern. Sie ist es, die seinen Gefühlen den Gehalt und Inhalt giebt; die täuschende Form derselben muß auf ihr Geheiß der Verstand hergeben, damit der betrogene Mensch glaube, daß er sich nur verständigen Gefühlen überlasse. Sie ist es, die Wünsche her-

vorbringt, aber, als eine kluge Mutter, sie gleich bei ihrer Geburt in die gefällige Hülle der Vernünftigkeit einwickelt. Sie ist es, die nun den Willen durch lauter sinnliche, aber mit der Form der Vernünftigkeit vermummte Motive bestimmt; und der seiner Besonnenheit beraubte, und selbst dieses Raubes sich nicht bewußte Mensch, glaubt fest, er handle vernünftig und sittlich. Die aus dem sinnlichen Begehren und Handeln beinahe immer erfolgende Unruhe, Zweifelhaftigkeit und Unzufriedenheit könnte ihm seine Betrügerin verrathen; aber der ihrer Herrschaft unterjochte Verstand muß sich nun anstrengen, um die Entstehungsgründe dieser Unruhe und Unzufriedenheit, in den Nebenumständen und äußern Bedingungen der Handlung aufzusuchen, oder aus ihnen herauszukünsteln, damit in dem Menschen der Gedanke, er könnte wohl aus unerlaubten Motiven gehandelt haben, nicht wach und wirksam werde. Geschieht es auch, daß die listige Herrscherin von außen, etwa durch die Wachsamkeit und den moralischen Scharfsinn eines Freundes, verrathen und angegriffen wird, so steht sie dennoch in unzähligen Fällen fest und sicher. So lange der Angriff von außen dauert, tritt sie zurück, und schränkt alle ihre Forderungen auf einmal ein. Sie selbst versagt den Kampf, aber um so tapferer streiten die, auf ihr Geheiß, von dem Verstande modificirten Gefühle, und der Stolz des Menschen, der nicht gefehlt haben, nicht betrogen worden seyn will. Ihr plötzliches Zurücktreten bringt in dem Gemüthe des Menschen eine scheinbare Ruhe und Heiterkeit hervor, und, mit Hinweisung auf diese, werden alle Angriffe von außen auf das Interesse der Herrscherin zurückgeschlagen; ihr Glück ist entschieden.

Nach dieser Darstellung der Sinnlichkeit, halte deine Aufmerksamkeit stets auf dich selbst gespannt, und die Stunden,

welche du mit Amelius verlebst, werden der Erforschung der Wahrheit, und der Erweckung tugendhafter Gesinnungen in euch geheiligt bleiben. Schleicht sich auch unvermerkt ein sinnliches Interesse in dein Verhältniß zu ihm ein, so wird doch die warnende Stimme deines Gewissens nicht so schnell verhallen. Du wirst zurücktreten, und dich nicht gegen die dringenden Ermahnungen eines Freundes, der über dich wacht, mit thörichter Zuversicht, auf deine augenblickliche Gemüthsruhe und Heiterkeit berufen, um dich selbst in dem Traume von der Reinigkeit und Sittlichkeit deiner Verbindung zu erhalten.

Fein ist die Gränzlinie, die zwischen der Liebe, durch welche die Vereinigung zur Freundschaft vollendet wird, und dem sinnlichen Verlangen nach dem veredelten Genusse liegt. Wende dein Auge davon ab. So hoch die erste das ganze Wesen des Menschen emporschwingt, so tief zieht ihn das letzte unter seine Bestimmung herab. Deine weibliche Natur vergrößert die Gefahr, durch die Reizbarkeit und Heftigkeit deiner Gefühle. Darum wandle mit immer lebhaftem Mißtrauen in dich selbst. Immer schwebe das Gesetz als Richtschnur deiner Gesinnungen und Handlungen vor deinen Augen. Uebe dich ohne Unterlaß, alles was in dir vorgeht und außer dir erscheint, nur in Beziehung auf dasselbe zu betrachten. Je schneller du, selbst die feinern und entferntern Verhältnisse aller Dinge in und außer dir zu einer moralischen Welt, durchschauest, desto stärker wird deine moralische Besonnenheit, die allein dem Drange deiner Gefühle widerstehen, und ihre Macht in den gehörigen Gränzen erhalten kann. Diese Besonnenheit ist die wesentliche Bedingung, unter welcher die Freundschaft unter zweierlei Geschlechtern in der moralischen Ordnung werden und

bleiben kann, was sie seyn soll; ohne dieselbe artet sie bald in ein bloß sinnliches Verhältniß aus. Schwärmerei, mit allen Uebeln, die sie für Verstand und Herz nach sich zieht, anfänglich unmerkliche, und in der Folge vorsätzliche Verwechselung des Interesse der Vernunft mit dem Interesse der Sinnlichkeit, sind die Folgen.

Stillstand ist in der moralischen Ordnung eben so wenig als in der physischen möglich. Die in ein sinnliches Verlangen nach veredeltem Genusse unvermerkt übergegangene idealische Liebe der Freundschaft, wird allmählig zum Affekt, der Affekt zur Leidenschaft, und wo ist dann der Sterbliche, der ohne Verwegenheit sagen darf, ihn könne die Leidenschaft nur bis zu diesem oder jenem Puncte fortreißen. Freundschaft ist keine Herzensverbindung; Vereinigung und Hingebung ist ihr Wesen, aber nicht Vereinigung der Herzen in dem Sinne, wie sie selbst die Edlergesinnten deines Geschlechts gewöhnlich suchen; nicht Hingebung eines Theiles von mir oder meines Ganzen, in sofern ich ein sinnliches Wesen bin, an den Freund: sondern Vereinigung zur Realisirung einer moralischen Einheit; Hingebung, strenge Hingebung beider unter das Gesetz der Sittlichkeit, Resignation auf alles was die Sinnlichkeit zum Nachtheile einer höhern moralischen Würde fordern kann. O Amphiklea, heiß deine Gefühle schweigen, und fasse, was ich sage, mit deinem Verstande. Ich weiß, daß die Gefahren der Sinnlichkeit, bei deiner überwiegenden Anhänglichkeit an die Tugend, nicht so bedenklich sind; allein dies darf mich nicht hindern, dich überall zur moralischen Bescheidenheit, zu dem zwischen Kleinmuth und Vermessenheit in der Mitte liegenden weisen Mißtrauen, hinzuweisen. Wahrlich, die Dichtung des Plato von dem Sündenfalle der Dämonen, die einst

an Reinigkeit und Heiligkeit dem Urgeiste näher standen, als der weiseste Sterbliche, ist nicht so ungereimt und sinnlos, als mancher Anhänger der neuern Stoa oder Academie glauben mag!

Traue dem Entschlusse, dich bei der ersten Wahrnehmung eines sinnlichen Interesse in der Freundschaft sogleich loszureißen, nicht zu viel. Ich glaube, daß du dich jetzt desselben deutlich bewußt bist; ich glaube auch, daß er jetzt unbeweglich in deiner Seele steht: aber in dem Falle, wo er vollzogen werden sollte, würde es anders seyn. Hat deine Sinnlichkeit deine moralische Besonnenheit erst übervortheilt, so wirst du von selbst ihrer Einmischungen nicht mehr gewahr. Hast du noch einen andern Freund, einen noch unparteilichen Sachwalter deines Gewissens, so wird er dich auf die vergoldeten Fesseln, die du trägst, aufmerksam machen; du wirst sie aber für die schönsten Bande geistiger Vereinigung halten, und als solche vertheidigen. Du wirst ihn gar nicht mehr verstehen; was ihm Gaukelei der Einbildungskraft, und Spiel der Sinnlichkeit mit dem Gesetze und der Pflicht heißt, wirst du Aeußerung deines moralisch-veredelten Schönheitssinnes nennen; wo er nichts als moralische Unmündigkeit entdeckt, wirst du hohe Humanität sehen; was ihm Behauptung der moralischen Freiheit gegen die Forderungen oder Reizungen des selbstsüchtigen Triebes ist, wirst du für moralische Sklaverei erklären. Er wird dir die Pflicht, die Gefahr zu fliehen, vorhalten; aber du wirst sie unter dem Vorwande, dich keiner Feigheit schuldig zu machen, verachten. Er wird dir das Gesetz der Losreißung verkündigen; aber du wirst läugnen, daß in deinem Falle das Gesetz statt haben könne: du wirst vergessen, daß du bei dem streitigen Falle sinnlich interessirt

bist, und daß die Gesetze der Vernunft, in der Anwendung, nur von moralisch-freien, nicht von sinnlich-interessirten Wesen, anerkannt und geachtet werden können. Du wirst dich auf deine eigene Vernunft berufen, welche dir die Anwendung des Gesetzes auf deinen Fall nicht gebietet, und wirst nicht bemerken, daß sie es nicht kann, so lange dein Verstand gezwungen ist, deinem sinnlichen, sympathetischen, meinetwegen auch noch so feinen Interesse zu dienen, und für dasselbe an einem künstlichen Schleier der Vernünftigkeit und sittlichen Zuläßigkeit deiner Verbindung zu weben. Deine Einbildungskraft mag demnach noch so viel Schönes, Gutes, Erhabnes hineindichten; Verzierungen ändern die Beschaffenheit der Dinge nicht, und tragen nichts zu ihrer Dauerhaftigkeit bei. Deine, durch die Einmischung der Sinnlichkeit herabgewürdigte Verbindung, wird den Naturgesetzen, welchen alles Sinnliche unterworfen ist, folgen, sie wird in leidenschaftlicher Form zu- und abnehmen, und endlich früh oder spät, entweder aufhören, oder aus dem Heiligthume der Venus Urania verwiesen, die letzte erlaubte Zuflucht in Hymens Tempel suchen. Dort wird dir die Zauberbinde der Täuschung von den Augen fallen; deine lang unterdrückte Vernunft wird in ihre Rechte wieder eintreten, sie wird dich über die verlorne Zeit, über die Verschwendung deiner Kräfte, über dein Zurückbleiben vom Ziele, zur Rechenschaft fordern; sie wird nachdrücklich sprechen; aber ihre Aussprüche werden nicht mehr Gesetze, sondern eben so demüthigende als gerechte Vorwürfe seyn.

Nichts kann dich, Amphiklea, dagegen sichern, als unabläßiges Erforschen deines Innern, stete Wachsamkeit über den

Drang deiner Gefühle, weises Mißtrauen in dich selbst, und zunehmende Stärke und Klarheit deiner moralischen Besonnenheit.

Erhältst du dich fest und unwandelbar hinter dieser einzigen Schutzwehr der Freundschaft, so stehen die Gränzen ihrer Dauer in der Ewigkeit; oder bestimmter, ihre Natur und ihr Zweck fordern ewige Fortdauer.

Wer, mit der zahlreichesten unserer philosophischen Schulen, die Gränzen der Sinnenwelt für die Gränzen alles denkbaren annimmt; wer überhaupt die rein vernünftige Vorstellung von einem moralischen Reiche für einen Traum der Einbildungskraft, und den Vernunftglauben an ihre Wirklichkeit für Wahn erklärt; wer nur Freudengenuß für den letzten Zweck der Welt erkennt, den Willen für die nothwendige Aeußerung sinnlicher Triebe, und Willensfreiheit für Selbstbetrug hält, dem kann ich die Vernunftmäßigkeit des Glaubens an die unendliche Fortdauer der Freundschaft nicht beweisen. Wer aber nur mit der Vernunft, nicht mit den Sinnen philosophirt, wer das moralische Gesetz im Bewußtseyn seiner Freiheit mit mir anerkennt, eine vernünftig denkbare moralische Welt nicht mit den Sinnen ausmessen will, sondern an sie glaubt, der muß auch mit mir als Gegenstand des Vernunftglaubens annehmen, was das Bewußtseyn des Gesetzes als Bedingung seiner Realisirung fordert, und zur Vollständigkeit der rein vernünftigen Vorstellung von einer moralischen Welt gehört. Eine Welt, in welcher eine moralische Vereinigung getrennt, Harmonie im Wollen vereinigter Seelen, als Anfang und Annäherung zur Harmonie im Wollen aller vernünftiger Wesen, aufhören könnte, widerspricht geradezu der

reinvernünftigen Vorstellung einer moralischen Welt, deren letzter Zweck nur bleibende Harmonie im Wollen aller seyn kann. Ich muß also entweder die Idee einer moralischen Welt völlig aufgeben, und das erlaubt mir mein Bewußtseyn des Gesetzes nicht, welches mich in seinem Zwecke auf eine bessere Welt hinweist, und die Vorstellung davon mir aufdringt; oder ich muß annehmen, daß Freundschaft in der Unendlichkeit fortdauert.

Kein vernünftiger Wille kann sie trennen; Einigung ist das ewige Ziel, Streben darnach ist die einzig mögliche ewige Aeußerung alles vernünftigen Wollens. Einigung ist die Natur der Freundschaft; wie sollte sie dort aufhören, wo ihre Wirkung, das geistige Einigungsgefühl, erst ganz beseligen kann, weil es durch das Gefühl der Körperlichkeit nicht mehr gehemmt wird?

Aber der Tod! Was ist dieser mehr als Uebergang vom Daseyn zur Wirklichkeit? Nur was von den Bedingungen der Sinnlichkeit abhängt, was durch die Formen des Raums und der Zeit erscheint, wird durch diesen Uebergang abgebrochen. Freundschaft ist ihrer Natur nach eben so wenig von den Bedingungen der Sinnlichkeit abhängig, als Tugend. Wie das Streben des Menschen, durch sein vernunftmäßiges Wollen eine bleibende Harmonie im Wollen Aller wirklich zu machen, in der Unendlichkeit nicht aufhören soll, so soll auch das Fortschreiten durch Freundschaft verbundener Seelen zur vollkommnen geistigen Einigung in der Unendlichkeit fortdauern.

Fortschreiten ist unsere Bestimmung; Uebereinstimmung unsers Willens mit dem moralischen Gesetze, und Annäher-

ung zu einem durchaus reinen, vernunftmäßigen Willen ist sowohl hier als in der Unendlichkeit unser bleibendes Ziel. Diese Annäherung durch Harmonie im Wollen vereinigter Seelen immerfort zu bewirken und zu befördern, ist der Zweck der Freundschaft, und dieser kann eben so wenig bloß auf den Zustand des Daseyns beschränkt seyn, als er in demselben erreicht werden kann. Er ist also über die Grenzen des sinnlichen Lebens in die Unendlichkeit hinausgesetzt, wo allein unser Verstand seine Erreichung denken kann, und unsere Vernunft an sie glauben soll.

Ich habe dir oben die Freundschaft als wesentlich nothwendiges Mittel zur moralischen Ausbildung dargestellt; was als Mittel in so genauem Verhältnisse zum Zwecke steht, daß es zur Erreichung desselben wesentlich nothwendig wird, kann nur dann aufhören, wenn der Zweck erreicht wird. Bleibende Vervollkommnung im Unendlichen ist der Zweck, Freundschaft das Mittel dazu; nur Annäherung, nicht Erreichung ist hier möglich; sie muß daher auch als Mittel zum Zwecke mit ihm in der Unendlichkeit fortdauern.

Ich werde also auch dort meinen Freund finden oder erwarten; ich werde also auch dort, in dem Bewußtseyn meiner Freiheit, erkennen was ich soll, in meinem Freunde sehen, was ich kann. Bleibendes Bewußtseyn meiner Selbstheit ist absolute Bedingung meiner Fortdauer. Kein Gefühl kann verloren gehen, das einmal in meinem Bewußtseyn mein und Eins mit mir geworden ist. Mein Freund ist, durch unsere hier begründete und erhöhte Vereinigung und Annäherung zur Einheit, ein wesentlicher Theil meiner moralischen Selbstheit geworden, er kann nicht mehr von ihr getrennt

werden. Meine und seine erlangte sittliche Würde ist das Resultat unsers vereinigten Bestrebens, und macht ein innigst in einander verwebtes Ganze aus. Ich werde in meiner eigenen zugleich seine sittliche Würde überschauen, meine Persönlichkeit ist durch Achtung und Liebe an die seinige geheftet, ich werde dort, in meinem reinen Ich, zugleich das seinige anschauen und lieben. Wie ich ihn hier öfters zu reinerer Tugend hinleitete, so werde ich ihn auch dort zum Ziele vorwärts führen, wenn und wo er zurückgeblieben ist. Wie er mir hier im Kampfe für Tugend und Pflicht liebreich beistand, und mich nicht unterliegen ließ, so wird er mich auch dort mit sich fortziehen, wenn er, der Vollendung näher als ich, die sterbliche Hülle abgelegt hat.

Selbst für die übrige Zeit meines Daseyns ist unsere Verbindung nicht abgebrochen; das höchste Gesetz, welches ich im Bewußtseyn meiner Freiheit anerkenne, bindet mich an die moralische Welt, in die er übergegangen ist. Ich bleibe für ihn ein Gegenstand seines Erkennens, seines Wollens, seines Handelns. In das Unendliche fortschreitende Ausgleichung und Einigung ist das Wirken der moralischen Welt; nach dem Grade meiner geistigen Empfänglichkeit wirkt er aus derselben auf mich herüber. Das Gefühl meiner Körperlichkeit läßt mir seine Einwirkungen auf meinen Geist nicht in das Bewußtseyn kommen; aber er muß auf dasjenige wirken wollen und können, was er mit seinem Wesen gleichartig erkennt, mit seinem Willen übereinstimmt, und seiner Einwirkungen empfänglich ist; oder all mein Fortschreiten im Erkennen und Wollen des Guten, all mein Streben zu unserm gemeinschaftlichen und ewigen Zwecke, müßte in ihm nur Gegenstand eines müßigen Anschauens und eines fruchtlosen Wohlgefallens bleiben, und dieß verträgt

sich wieder nicht mit der Vorstellung von einer moralischen Welt, in welcher durch ewiges Handeln und Wirken das höchste Gut realisirt werden soll.

Dieß, Amphiklea, ist der Inhalt meines Glaubens an die unendliche Fortdauer der Freundschaft. Vergleiche ihn mit den Forderungen deiner Vernunft an eine moralische Welt, und du wirst ihn derselben angemessen finden. Kannst du ihn zu dem deinigen machen, so bist du in das Heiligthum eingegangen.

Feßler.

IV.

Bologna vor dem Jahre 1513.

Von

Hrn. Professor Seidel.

Die Fortschritte der französischen Waffen in Italien haben eine Menge politischer Vermuthungen veranlaßt, von denen einige schon durch den Erfolg widerlegt sind, andere noch als Probleme bestehen. So lange die Franzosen in Oberitalien nur eroberten, konnten die Gemäßigten mit Recht erwarten, die Absicht des Direktoriums gehe allein dahin, das Haus Oestreich zu einem baldigen Frieden zu bewegen. Freilich erblickten schon manche, in ihrer erhitzten Phantasie, die siegreichen Waffen der Republik an dem äußersten Ende von Kalabrien; denn sie bedachten nicht die Schwierigkeiten, die ein von Gebirgen durchschnittnes, lang ausgedehntes Land, einer erobernden Armee entgegenstellt; sie bedachten nicht, welch eine ungeheure Armee erfordert würde, Italien von einem Ende zum andern zu behaupten; und endlich brachten sie den Geist der Einwohner gar nicht in Anschlag. Aber auch die Vermuthungen der Gemäßigten wurden widerlegt. Buonaparte that einen Schritt über den Rubikon! Mochte nun die Abneigung des Wiener Hofes gegen den Frieden, und seine engere Verbindung mit dem brittischen Ministerium, oder das große Glück

der französischen Armeen in Deutschland und in Italien, den Plan des Direktoriums erweitern; kurz die Republik erlaubte nicht nur, sondern befahl und beförderte, eine Revolution in Oberitalien.

Die Wiederherstellung der Republik Bologna war das erste deutliche Signal, einer mittelbaren Eroberung der Franken in Italien. Denn betrachten wir die Folgen solcher Revolutionen, so ergiebt sich das Resultat, daß sie eine indirekte Eroberung für die französische Republik bewürken müssen. Es würde doch eine treulose Grausamkeit seyn, wenn die Republik jene kleineren Staaten, die sich jetzt unter ihrem Schutze zu Freistaaten umbilden, künftig der Rache ihrer ehemaligen Machthaber Preis geben wollte, um nur ihren eignen Vortheil zu erkaufen. Was sie nach einem gänzlichen Umsturze ihres Waffenglückes thun müßte, davon kann jetzt nicht die Rede seyn. Aber so lange die französische Republik nicht so tief gebeugt ist, daß sie jede Bedingung, die ihre Feinde vorschreiben möchten, eingehen muß, so lange ist sie durch Ehre und Pflicht verbunden, die Republiken, die sie selbst geschaffen hat, zu schützen. Wenn sie also in Italien Revolutionen erlaubte und beförderte, so muß sie eine höhere Absicht haben, als nur dem Feinde eine Diversion machen zu wollen; und wahrlich die Zeiten sind nicht mehr, wo rasende Demagogen planlose Weltreformen predigten.

Wenn also die französische Republik jetzt mehrere kleine Republiken in Italien wiederherstellt, und sie unter ihren Schutz nimmt, so ist es einleuchtend, daß diese Bundesgenossen in steter Abhängigkeit von ihrer Wohlthäterin bleiben müssen. Wie könnten sie, theils von neidischen Aristokratien, theils von beleidigten monarchischen Staaten umgeben, ohne

Frank-

Frankreichs Schutz bestehen? Und wie würde die Beschützerin das beschwerliche ja selbst gefährliche Patronat übernehmen, wodurch sie jetzt sich in neue Verwickelungen stürzt, und dem Frieden, der ihr so wünschenswerth seyn müßte, neue Schwierigkeiten entgegenstellt, wenn sie nicht eines entscheidenden Einflusses auf ihre Klienten gewiß wäre?

Aber die Wiederbelebung des Geistes der unterdrückten Kommunen in Oberitalien, vereinigt nicht nur mit der großen französischen Republik abhängige kleine Freistaaten; es ist auch möglich, daß sie den Weg zur künftigen Unterwerfung gehorsamer Provinzen bahnt. Man braucht dem Direktorium gar nicht eine römische Politik bei seinem Verfahren in Italien unterzuiegen. Freilich wird man, durch die Freisprechung von Bologna, und durch die Bestätigung einer lombardischen Republik diesseits des Po, an die Proklamation eines Quintus Flaminius erinnert; aber wir überlassen solche Vergleichungen gern den neueren Plutarchen. Es kommt hier alles darauf an, was für eine Verfassung die neuen lombardischen Republiken sich geben werden, oder sich geben dürfen. Denn, wenn sie nicht nach solchen Grundsätzen organisirt werden, daß ihre Form selbst den Geist der Parteien, der schon ehedem die Blüte der Freiheit der alten italienischen Kommunen zerstörte, gänzlich vertilgt, und sie vor den Stürmen der, ehemals zu wenig im Gleichgewichte gehaltenen, aristokratischen und demokratischen Macht schützet; so möchte dieser neue Versuch zur Freiheit empor zu streben keinen glücklichern Erfolg haben, als jener frühere im Mittelalter. Und welch einer andern Macht würden sich dann die zerrütteten lombardischen Republiken in die Arme werfen können; oder vielmehr, welche Macht würde dann die politische Auflösung dieser kleinern Staaten zu ihrem

Vortheile besser benutzen, als die mächtige Republik, der sie ihre Wiedergeburt zur Freiheit verdankten?

Die erste Proklamation des General Buonaparte an die Stadt Bologna, nach welcher sie ihre ehemalige republikanische Verfassung wieder herstellen sollte, wie sie, vor ihrer Unterwerfung unter die Hoheit des römischen Bischofes, vor dem Jahre 1513, organisirt war, diese Proklamation kann entweder nur eine vorsichtige Einleitung zu einer beabsichteten Revolution seyn, oder wir müssen sie als eine Vorschrift betrachten, nach welcher die, von der französischen Republik erlaubte und beförderte, Revolution von Bologna weiter gesponnen werden soll. Sollten die zu einer lombardischen Republik vereinigten Städte nur ihre alte Verfassung wieder herstellen, und ein Föderal-System unter Frankreichs Schutze bilden, so könnte die Geschichte uns am besten belehren, was sich von dieser Revolution erwarten ließe. Noch liegt alles im Dunkeln; vielleicht wird der nach Modena ausgeschriebene Generalkongreß der Städte Reggio, Modena, Bologna und Ferrara, bald mehr Licht über die neue lombardische Republik verbreiten. Indessen werden wir doch, durch die gegenwärtigen Auftritte in Italien, an die ehemals so berühmten Kommunen dieses Landes erinnert; und ein Rückblick auf die Verfassung und die Schicksale von Bologna, einer der berühmtesten und ältesten Republiken, die sich aus dem Feudalsysteme des Mittelalters emporhoben, kann vielleicht denjenigen, die an den merkwürdigen Begebenheiten unserer Zeiten Antheil nehmen, Stoff zur Unterhaltung und Belehrung darbieten.

Bologna liegt in einem fruchtbaren Thale, das sich an den Ufern der Savena und des Rheno nördlich zum Po ausdehnet, gegen Süden aber von sanft abhangenden Hügeln

umgeben wird, die sich an die hohen Felsenwände der Apenninen anlehnen. Hier, wo die Natur die schönsten Früchte freigebig ausspendete, und wo die Gipfel der Apenninen, und das nahe Gestade des Meeres, dem heitern Thale erfrischende Lüfte zusenden, wurde in der frühern Vorzeit, von den kunstfleißigen Etruriern, die Stadt Felsina angelegt. Auf ihren Trümmern erhob sich unter der Herrschaft der Römer Bononia; aber sein Name ward Jahrhunderte lang von benachbarten größern Städten verdunkelt.

Als Konstantin den Hof der Cäsaren nach Byzanz verlegt hatte, entzog sich Bologna, nebst mehrern Städten Italiens, nach und nach der unmittelbaren Herrschaft der schwachen Kaiser, und gab sich, nach dem Muster der ehemaligen Hauptstadt des Erdkreises, eine republikanische Verfassung. Der Geist der Republik erlosch seit dem nie; selbst nicht unter den Leiden, die Italien während der Eroberungen der germanischen Völker erlitt. Die Gothen, und nach ihnen die Longobarden und Franken, strebten nur nach dem Besitze der fruchtbaren Fluren Italiens, und verachteten die in den Mauern der Städte eingeschlossenen Nachkommen der entarteten Römer. Diejenigen Städte, die das Glück hatten, im ersten Sturme der Eroberung verschont zu bleiben, erkauften sich ihre Sicherheit durch einen mäßigen Tribut. Als aber, nach der Theilung der großen Karolingischen Monarchie, Italien durch die wildeste Anarchie zerrüttet ward, indem mehrere der mächtigsten Vasallen um die Oberherrschaft stritten, da wurden auch die alten republikanisch gesinnten Städte zur Nothwehr gezwungen, und es scheint, daß einige mit erhöhtem Gefühle ihrer Kraft aus dem Kampfe hervortraten. Denn, als Otto der erste das Lombarden-Reich und Rom der Oberherrschaft der

deutschen Könige unterwarf, mußte er den republikanischen Geist der italienischen Städte schonen, und ihnen, für einen geringen Tribut, Freibriefe und große Freiheiten ertheilen.

Italien, das einst durch seine Waffen die Welt beherrschte, und alle Früchte der Humanität und des Fleißes der gebildeten Nationen der Vorzeit in seinen Schooß verschlang, dann aber, durch Sittenlosigkeit und Despotie, entnervt in die Sklavenketten der rohesten Barbaren sank, erhob sich jetzt wieder einigermaßen aus seinem niedrigen Zustande, und bahnte sich den Weg, durch seine Religion, durch die Macht der Kunst und Wissenschaft, und durch die Vortheile der Kultur, über die rohen Gemüther seiner ehemaligen Sieger zu herrschen. Wenn wir uns vergebens, in den durch die Feudal-Anarchie aufgelösten Staaten von Europa, nach bürgerlicher Ruhe und Glückseligkeit umsehen, wenn wir nur Könige im Kampfe mit ihren üppigen Vasallen, und unter ihnen einen sklavischen Troß erblicken, der unabläßig über rauchende Fluren der Kriegestrompete folgt, dann findet unser ermüdeter Geist, an dem Gestade des hadriatischen oder toskanischen Meeres, oder am Fuße der Apenninen, Erholung und Entschädigung. Hier war es, wo zuerst, im Getümmel des Mittelalters, bürgerliche und politische Freiheit wieder aufkeimte, und bald die wohlthätigsten Früchte trug; wo zuerst die unterdrückte Menschheit ihre geheiligten Rechte wieder behauptete. Der Ursprung der italienischen Kommunen macht eine wichtige Epoche, in der sittlichen und politischen Kultur des neueren Europa. Nachdem die Lombardei das erste Beispiel der Kommunen aufgestellt hatte, entstanden freilich später, auch in Frankreich und in den übrigen europäischen Staaten, die unter dem Feudalsystem erlagen, ähnliche Korporationen, wenn gleich unter größeren

Einschränkungen, und bildeten einen dritten Stand, ohne dessen Daseyn nie Kunstfleiß, Handel und Gewerbe, die Beförderungsmittel der geistigen Kultur, aufblühen, noch die Verfassung der Staaten selbst zu einem Gleichgewicht, oder zur dauerhaften Festigkeit gelangen konnte.

Aber die italienischen Kommunen erhielten, vor denen der übrigen europäischen Staaten, große Vorrechte. Indem die letzten nur langsam an der ständischen Verfassung der Reiche einigen Antheil bekamen, strebten die italienischen, bei der weiten Entfernung, und der immer mehr abnehmenden Macht ihrer deutschen Oberherren, nach einer gänzlichen Unabhängigkeit, und bildeten sich in freie Republiken um. Bischöfe und Landadel waren zu schwach, der Macht der Kommunen sich entgegen zu stellen; und sie sahen sich genöthigt, zur Partei der Bürger zu treten, um nicht alles zu verlieren. So entstanden, im Mittelalter, über hundert unabhängige Republiken in Italien, die alle den Genuß einer freien Verfassung zu erhalten suchten, aber alle, bei dem Mangel an innerer Festigkeit und einem künstlichen Gleichgewicht, häufigen Revolutionen und gewaltsamen Veränderungen in ihrer Verfassung unterworfen wurden, bis sie endlich, drei aristokratische Staaten abgerechnet, der monarchischen Alleinherrschaft erlagen.

Aber, ungeachtet der Stürme, die durch den Kampf innerer Parteien in jenen Freistaaten häufig veranlaßt wurden, gediehen dennoch Gewerbe, Handel, Künste und Wissenschaften, zu einer Zeit, wo die Feudalreiche noch in träger Barbarei versunken lagen. Wenn gleich heftige Leidenschaften, in den zu wenig gezügelten und zu wenig im Gleichgewichte gehaltenen Staatskörpern, die Ruhe unterbrachen, so zeigte doch selbst die unvollkommne Freiheit, was der Mensch bei

einer größern Selbstständigkeit und einem erhöhten Selbstgefühle vermag: und nicht selten traten die kämpfenden Parteien von dem Kampfplatz ab, und boten sich die Hand, zur Ausführung einer gemeinnützigen Unternehmung. Wenn das Forum die Bürger entzweite, so knüpfte sie wieder der Vortheil des Handels und der Gewerbe, oder Eifersucht über benachbarte Nebenbuhler, enger zusammen.

Unter den lombardischen Kommunen war Bologna eine der ersten, die eine bestimmtere republikanische Verfassung erhielt, zu Macht und Ansehen empor wuchs, durch geistige Kultur sich auszeichnete, und zur unabhängigen Freiheit gelangte. Sie gründete die Bestätigung ihrer ältesten Verfassung, die, von der Mitte des zehnten bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, der Form nach wenig verändert wurde, auf einen Freibrief von Otto dem Großen, dem sie dafür einen geringen Tribut bewilligte. Die Konstitution von Bologna war ein Schatten der ehemaligen Staatsverfassung der römischen Republik, vor der Periode der Gracchen, mit ihren Mängeln, ohne ihr Gutes; eine Mischung von Aristokratie und Demokratie, ohne Gleichgewicht, die den Saamen der Zwietracht beider Parteien in sich enthielt, so bald die Sitten, durch Anhäufung des Reichthumes auf der einen Seite, und durch Vermehrung der Armuth auf der andern, verderbt wurden, und den Bestechungen Eingang verstatteten. Der scheinbare Antheil an der Wahl des gesetzgebenden und ausübenden Körpers, war das einzige Vorrecht, welches die demokratische Partei mit der aristokratischen zu theilen glaubte. Die Legislatur und alle ordentlichen Aemter der ausübenden Gewalt, wurden jährlich durch eine freie Wahl angeordnet, und das Volk war, ohne Unter-

schied des Vermögens, in vier Tribus vertheilt. Die Verfassung gründete sich auf altes Herkommen, und auf Privilegien der Kaiser; und sie wurde durch Dekrete der Legislatur, oder durch Gesetze, die von einer, zur Verbesserung der Verfassung besonders ernannten, Kommission der Statutieri in Vorschlag gebracht, und von der Legislatur bestätigt waren, erweitert oder berichtigt.

Die höchste Gewalt ruhete in drei Versammlungen, in der Kredenza, dem besondern, und dem allgemeinen Rathe. Der besondere Rath bestand aus 600 Repräsentanten der reicheren und vornehmeren Bürger, die kein geringfügiges Handwerk trieben, und über achtzehn Jahr alt seyn mußten; der allgemeine Rath bestand aus den Repräsentanten der übrigen Bürger, aber ihre Zahl scheint nicht bestimmt gewesen zu seyn. Beide Räthe bildeten die gesetzgebende Gewalt; aber sie handelten entweder zusammen als einer, oder der allgemeine Rath hatte gar keine Stimme. Nur bei der jährlichen Wahl ihrer Nachfolger in der Legislatur, und der ausübenden ordentlichen Magisträte, wirkten beide gemeinschaftlich; in allen übrigen Fällen wurde die allgemeine Versammlung nur berufen, um die Verfügungen des besondern Rathes öffentlich zu vernehmen, oder bei den Beeidigungen der Magisträte Zeuge zu seyn. Der demokratische Theil der Verfassung hatte also gar keinen wirklichen Antheil, an der gesetzgebenden Gewalt; er war nur, in Rücksicht der Theilnahme an der Wahlgerechtigkeit, eine Kopie der ehemaligen Komitien der römischen Bürger, aber, bei allen übrigen Angelegenheiten, ein leerer Schatten, eine armselige Täuschung. Auch war die Ergänzung seiner Mitglieder nicht einmal von Censoren-Listen, sondern von einer gemischten

Wahl abhängig, an der die Repräsentanten der Aristokratie gleichen Antheil nahmen. Jährlich im December wurden beide Räthe, von den höchsten ausübenden Beamten, zur Wahl der neuen Legislatur zusammen berufen. Beide theilten sich, nach den vier Tribus, in vier Ordnungen. Aus jeder wurden am ersten Tage zehn Wahlherren durch das Loos ausgewählt. Diese vierzig Wähler ernannten aus jedem Tribus 150 Mitglieder des besondern Rathes. Nach drei Tagen wurden, auf dieselbige Art, durch vierzig neue Wähler, die Mitglieder der Kredenza, und endlich, wieder nach drei Tagen, eben so die Mitglieder des allgemeinen Raths gewählt.

Die Kredenza bestand aus den höchsten ausübenden und richtenden Magisträten, den Konsuln oder dem Prätor, dem Schatzmeister, und den Oberrichtern. Anfänglich war die höchste ausübende Gewalt unter mehrere Konsuln vertheilt: als aber mit der Zeit der Geist der Kabale überhand nahm, und selbst unter den ausübenden Beamten Faktionen entstanden, so daß die Staatsmaschine in Stocken gerieth, da sahen sich die Bologneser genöthigt, die höchste Gewalt zu vereinfachen, und sie einem anzuvertrauen, der sie nachdrücklicher ausüben könnte. Sie erlaubten auch, daß er aus einer andern Stadt gebürtig seyn konnte; nur mußte er kein Verwandter irgend eines der Wähler seyn, aber liegende Gründe im Gebiete von Bologna besitzen, nicht weniger als sechs und dreißig Jahr alt seyn, und den Ruf eines tugendhaften, weisen und edeln Mannes für sich haben. Ein hoher Hut, ein langes Schwert, und ein Zepter, waren die Abzeichen seiner Macht, und er erhielt den Namen P o d e s t a, das heißt Machthaber. Es scheint, daß auch zuweilen, ne-

ben dem Prätor oder Podesta, noch Konsuln gewählt wurden. Die Konsuln, oder der Prätor, hatten das Recht, die Legislatur zu berufen und Vorschläge zu thun, sie mußten aber vorher, in der Kredenza, die Absicht der Zusammenberufung erklärt, und in ein Protokoll niedergeschrieben haben; sie wachten über die Ausübung der Gesetze; sie hatten den Oberbefehl über die Miliz, und die Pflicht den Staat zu beschützen; sie betrieben die auswärtigen Angelegenheiten, und ernannten die außerordentlichen Beamten, die zu Gesandtschaften oder zu Polizeiangelegenheiten gebraucht wurden. Alle Magisträte erhielten eine Besoldung aus der Schatzkammer.

So war also nur eine von den drei Versammlungen die alles beherrschende Macht, die durch kein Gleichgewicht im Zügel gehalten wurde. Denn entweder handelte der Rath der Sechshundert mit dem allgemeinen Rathe als ein Körper, oder er gebot allein; und die ausübenden und richterlichen Beamten waren nichts mehr als seine Deputirte, da weder die Konsuln, noch der Podesta, eine verneinende Stimme gegen ihn besaßen. Es ist also leicht vorherzusehen, daß eine so fehlerhafte Verfassung in eine tyrannisirende Aristokratie ausarten; daß das Volk, welches doch einen Schein von politischer Existenz für sich hatte, durch gewaltsame Faktionen dieser Tyrannei entgegen arbeiten; und daß der klügste Dämagoge, mit Hülfe des Volks, über alles siegen würde. Dies ist das kurze Thema der Geschichte von Bologna.

Zur Vertheidigung des Staats waren alle Bürger, vom achtzehnten bis zum siebenzigsten Jahr, verpflichtet. Das siebenzigste Jahr schloß von jeder Theilnahme an öffentlichen Geschäften aus. Ein später Termin! Man sollte glauben,

daß die Mortalität damals nach andern Grundsätzen berechnet ward, als jetzt. Jeder Dienstfähige war, nach den vier Tribus, in die Liste der Miliz eingeschrieben, und diente, nach dem Aufrufe des Prätors, entweder zu Fuß, oder zu Pferde. Zum Ritterdienst konnten sich nur die Reichen anheischig machen, weil sie Pferd und Rüstung selbst stellen mußten. Für jeden Tribus wurde ein Anführer der Infanterie, und einer für die Kavallerie, von der Fahne (Gonfalone), die sie führten, Gonfalonieri genannt, auf die oben beschriebene Art, in der Versammlung des Raths gewählt; und bald mußten die Reiter des einen Tribus, und die Infanterie des andern, bald mehrere Tribus zugleich sich stellen; der Triumphwagen des Prätors war das Signal einer allgemeinen Bewaffnung.

Auch in Bologna entstanden, wie überhaupt in den meisten europäischen Staaten, Gilden und Innungen, die sich ihre eignen Vorsteher wählten, und sich zur Vervollkommnung und Aufrechterhaltung ihrer Kunst, oder ihrer Gewerbe, verbanden. Die Innungen der Kaufleute, der Goldschmiede und der Künstler zeichneten sich vorzüglich aus. Auch entstanden, bei der zunehmenden Bevölkerung, Schützengilden, unter verschiedenen Namen, als die der Lombarden, der Branka, und der Griffone, die sich die Sorge für die Waffen der Republik zur Pflicht machten, und daher manche Privilegien erlangten. So erhielten Ausländer, die in einer dieser Schützengilden aufgenommen wurden, das Bürgerrecht, und, wenn sie zehn Jahre lang in der Stadt ansäßig gewesen waren, so konnten sie zum Rathe oder zu öffentlichen Aemtern erwählt werden. Auch die Doktoren des Rechts bildeten endlich eine Gesellschaft, die so große Vorrechte er-

hielt, daß sie, vermöge ihrer Würde, den Zutritt zu dem Rathe der Sechshundert oder zu der Kredenza erlangten.

Die Bürger von Bologna mußten, ohne Ausnahme, zur Erhaltung des Staats Abgaben entrichten. Kontributionen und Zölle, Abgaben auf Häuser, Laden, Aecker, Hausvieh, waren die gewöhnlichen; wenn sie nicht zureichten, so schrieb der Rath der Sechshundert noch außerordentliche Vermögenssteuern aus.

Bologna beherrschte auch ein ansehnliches Gebiet, dessen Bewohner aus Landedelleuten und deren Sklaven bestanden. Aber alle Burgen wurden beschützt, und mußten gewöhnlich noch stärkere Abgaben entrichten, als die Bürger der Stadt selbst. Nur einige Besitzer der Burgen wurden, für ausgezeichnete patriotische Dienste, mit Immunitäten belohnt. Die Burgen des platten Landes wählten sich auch ihre Konsuln, und stellten sich, wenn sie zum Kriegsdienste aufgeboten wurden, unter verschiedene Fahnen. Auch war es ihnen zur Pflicht gemacht, daß sie Schmiede halten, und Eisen in Bereitschaft haben mußten, damit die Pferde der Bürgerkavallerie, wenn sie im Dienste auszog, ohne Verzug beschlagen werden konnten.

Der Zustaud der Sklaven auf dem platten Lande verbesserte sich hier, schneller und früher, als in irgend einem der europäischen Feudalstaaten. Denn wenn sie von ihren Gutsherren gemißhandelt wurden, so war ihnen die Flucht nach der Stadt der Freiheit sehr leicht. Die Herren mußten also von ihrer Strenge nachlassen, um Arbeiter zu behalten. Aber ein unsterbliches Denkmal der Humanität stiftete sich Bologna, mitten unter den Stürmen innerer Faktionen. Allen Sklaven wurde die Freiheit geschenkt, und

ihren Herren eine Entschädigung, von Seiten des Staates, bewilligt. Den Vorschlag zu dieser edlen Handlung hatten die Statutieri gemacht, und am dritten Junius 1257 bestätigte ihn der Rath, in voller Versammlung. Das Gesetz ist so merkwürdig, so charakteristisch, daß es hier einen Platz verdient. Es ward in das Protokoll der Gesetze unter der Aufschrift: Das Paradies der Freuden, mit folgenden Worten eingetragen.

„Im Anfange schuf Gott der Allmächtige ein Paradies „der Freuden, wohin er den Menschen versetzte, den er mit „einem weißen Kleide der Unschuld geschaffen und bekleidet, „und dem er eine vollkommene und ewige Freiheit geschenkt „hatte. Aber der Elende, uneingedenk seiner eignen Würde „und der göttlichen Großmuth, kostete von dem Apfel, den „ihm ein Befehl des Höchsten verboten hatte, und stürzte „dadurch, sich und alle seine Nachkommen, herab in dieses „Thal des Elendes, vergiftete das Menschengeschlecht, und „fesselte es, unglücklicher Weise, in die Ketten einer satani„schen Knechtschaft. Und so ward das Unverderbte verderbt, „das Unsterbliche sterblich, und dem steten Wechsel des Ge„schicks, und einer drückenden Sklaverei unterworfen. Als „Gott aber sah, daß die ganze Welt verlohren sey, da be„mitleidete er das Menschengeschlecht, und sandte seinen „eigenen Sohn, geboren von der Jungfrau Maria, der, „in Einwirkung mit der Gnade des heiligen Geistes, zur „Ehre seiner eignen Würde, die Fesseln brach, mit denen „wir gebunden waren, und uns unsere ursprüngliche Frei„heit wieder gab. Daher entsteht mit Recht die Frage, ob „Menschen, welche die Natur vom Anfange an „frei erschuf, und die, nur durch Gesetze der Völ-

„ker, unter das Joch der Sklaverei gebeugt wur„den, nicht wieder zu dem Glücke der Freilas„sung gelangen sollen? Menschen, die der Sache „der Freiheit ein ewiger Vorwurf sind! Dies er„wägend, hat die edle Stadt Bologna, die immer für die „Freiheit stritt und focht, indem sie in die Vergangenheit „zurückblickte, und für die Zukunft sorgte, zur Ehre Jesus „Christus unsers Herrn und Erlösers, alle diejenigen für „eine Entschädigung in Gelde losgekauft, die sich, in der „Stadt Bologna und in ihrem Bisthum, in Knechtschaft „gefesselt befanden, und hat beschlossen, daß sie frei seyn „sollen, und daß, nach einer sorgsamen Nachforschung, kei„ner, in irgend einer Art von Sklaverei, weder in der Stadt, „noch in dem Bisthume gehalten werden soll, noch je„mand es wagen soll in Sklaverei zu bleiben, oder einen „andern in derselben zu behalten. Damit nun nicht eine so „große Masse der natürlichen, durch einen Preis erkauften „Freiheit, durch irgend eine übriggebliebene Mischung von „Sklaverei verderbt werde, gleichwie durch eine theilweise „Fäulniß bald die ganze Masse verderbt wird; und damit „nicht die Gesellschaft eines Schlechten Viele, die gut sind, „anstecke: so ist, zur Zeit des edeln Mannes und Podesta, „Doktor Akkursius von Sorixana, dessen Ruf, gleich einem „Sterne, weit glänzet, und unter der Aufsicht des Doktor „Jakob Grataceli, seines Richters und Beisitzers, der we„gen seiner Geschicklichkeit, Weisheit, Standhaftigkeit und „Mäßigung, von allen Menschen geschätzt wird, gegenwär„tiges Dokument, welches mit Recht ein Paradies genannt „zu werden verdient, aufgesetzt, und sind demselben die Na„men aller Herren und Sklaven beiderlei Geschlechts beige-

„fügt, damit es bekannt werde, welchen Knechten und Mäg„den die Freiheit gegeben und erkauft worden ist, nämlich „mit vierzig Skudi für jeden, der über vierzehn Jahr alt „ist, männlichen oder weiblichen Geschlechts, und mit zwei „und dreißig Skudi für jeden, der unter vierzehn Jahr alt „ist. Dies Dokument ward von mir, Konrad Sklariti, „dem zum Behuf der Knechte und Mägde deputirten No„tarius, aufgesetzt; und möge es der Nachwelt ein Denk„mal dieser Verhandlungen bleiben."

Brave Bologneser, ihr hättet einen längeren Genuß der Freiheit, die ihr so hoch zu schätzen wußtet, verdient; aber nur zu früh stürzte euch der Geist der Zwietracht, in unwürdige Fesseln!

(wird fortgesetzt.)

V.

Ueber Liefland.

Bruchstück eines Briefes von H.

Per me si và tra la perduta gente.

Dante.

Ihre Aufforderung, mein Freund, mit dem Wunsche mehrerer Männer vereinigt, hat in mir, den schon vorher gefaßten Vorsatz, etwas über den russischen Staat, in welchem ich mich ohngefähr zehn Jahr aufgehalten, dem Publikum mitzutheilen, zur Reife gebracht. Ehe ich aber den Anfang mache, muß ich mir Nachsicht ausbedingen. Die Natur versagte mir jenen tiefen Forschungsgeist, der in das Innerste alles dessen, was für den aufmerksamen Beobachter Interesse hat, eindringt. Die Art meiner Erziehung, und die mir selbst überlassene Bildung, in der flüchtigsten Epoche meines Lebens, war nichts weniger als richtig gewählt, um Kenntnisse zu erwerben, die zum Aufsammlen, Vergleichen und Ordnen, eine unentbehrliche Vorbereitung sind. Wenn nun der Grund nicht mit der gehörigen Sorgfalt, sondern im Gegentheile sorglos und leicht gelegt worden, so läßt sich kein festes, beständiges, bewohnbares Gebäude aufführen, höchstens ein Sommerhaus zur Veränderung. Ich bitte Sie daher, die

Nachrichten, die ich Ihnen zu liefern Willens bin, dafür anzunehmen, was sie in der That sind, nämlich für flüchtige, ohne systematische Ordnung gefaßte Bemerkungen. Um Ihre Erwartung, die, wie ich nicht ohne Grund fürchte, sehr oft getäuscht werden dürfte, nicht länger aufzuhalten, will ich mit meinen, in Lievland gemachten Beobachtungen, den Anfang machen.

Daß ganz Rußland in Statthalterschaften eingetheilt ist, mithin Liev- und Ehstland in dieselbe Form geschmolzen worden, wird Ihnen nicht unbekannt seyn. Die Länge und Breite, unter denen diese Provinzen liegen, Ihnen anzugeben, halte ich für überflüßig, indem Sie solche auf jeder Charte finden können. Riga ist die Gouvernementsstadt der rigischen, und Reval der revalschen Statthalterschaft. Beide Statthalterschaften stehen unter einem Statthalter, oder General Gouverneur; jede derselben hat einen Gouverneur oder Verweser, und einen Vicegouverneur. Gegenwärtig ist der Fürst Repnin Statthalter der rigischen und revalschen Statthalterschaft. Das Amt eines Statthalters ist eines der ehrenvollesten, und der Würde der Menschheit angemessensten, die ich kenne. Den Unterdrückten zu schützen, der Chikane, die so verheerende Verwüstungen anrichtet, zu wehren, sind Hauptpflichten dieses Amtes.

Zur rigischen Statthalterschaft gehört der ganze Strich Landes, der von Letten, Lieven und Ehsten bewohnt wird. Diese Statthalterschaft wird, wie alle übrigen Rußland, in Kreise eingetheilt. Diese Eintheilung ist vortrefflich. Die Verwaltung der Justiz wird dadurch erleichtert, indem jeder Kreis seine Jurisdiktion hat, welche den oberen Gerichten in der Gouvernementsstadt untergeordnet ist. In der reval-

revalschen Statthalterschaft wohnen nur Ehsten. Die übrigen Einwohner von Liev- und Ehstland sind Fremdlinge, die ihre Heimat verlassen haben, um anderswo ihr Fortkommen zu suchen. Vielleicht ist es Ihnen auffallend, wenn ich die, seit Jahrhunderten daselbst wohnenden Ausländer, Fremdlinge nenne: doch sind sie das wirklich, und schreckliche Fremdlinge, wenigstens derjenige Theil derselben, welcher Adel heißt. Ein unbekanntes Volk, welches, nach der Aehnlichkeit anderer Völkerwanderungen zu schließen, von seinen Mitbrüdern aus den alten Wohnsitzen vertrieben war, setzte sich an den Küsten des baltischen Meeres, denn weiter konnte es nicht. Hier, und eine nicht unansehnliche Weite davon, baute es ruhig das Land, betete den unbekannten Herrscher des Weltalls, nach einer Art, die man heidnisch nennt, an, und erwartete die Auflösung, deren Wie und Warum, allen Weisen aller Zeiten und Völker, ein undurchdringliches Geheimniß gewesen, und deren heiliges Dunkel zu lösen keinem Erdensohne je gelingen dürfte. Rohe Begriffe, das Loos der Menschheit im Kindesalter aller Zonen, waren auch das ihrige. Sinnlichkeit ist das Vermögen, das zuerst entwickelt wird, und zuerst entwickelt werden muß, wenn der Gang der ewigen Natur nicht ein neues Gesetzbuch erhalten soll. Nur dann, wenn diese unabänderlichen, mit höchster Weisheit entworfenen Plane, mit kindlicher Unterwürfigkeit befolgt werden, gelingt es, mit ruhigen Schritten die Hallen des Tempels, von der Vorsicht für Menschen gebaut, zu betreten, und eben so ruhig dem nie zu erreichenden Allerheiligsten sich zu nähern.

Welche herzerhöhende Gefühle müssen nicht in dem Busen jedes redlich Gesinnten sich ergießen, vor diesem Bilde

des Unnachahmlichen! Der Wunsch, daß dieser Plan nicht entheiligt werde, muß jedem Tugendhaften der sehnlichste seyn; und hingekehrt zu jenen Höhen träumt sich der Rechtschaffene, im Gefühl der hohen Würde, das Ideal schon realisirt: aber ach! dieser selige Traum verschwindet. Nur einen Blick herunter, und die Kluft ist unabsehlich, die ihn von diesem Heiligthume trennt: kaum bleibt die leiseste Ahndung übrig, daß der Tempel der Vernunft für alle Menschen erbauet worden. Mit trotziger Stirne, im ehernen Busen kein Gefühl für Recht der Brüder, läuft der Mensch, uneingedenk seiner hohen Bestimmung, nur um sich zu sättigen; wagt nicht sein Auge emporzuheben, zum Sonnenlichte der ewigen Wahrheit, wo mit feurigen Zügen geschrieben stehet: *Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes*; zertritt den Ohnmächtigen, und baut sich einen Weg über die Gefallenen, denen es an Kraft gebrach, die Unterdrükker auf der Bahn des Verderbens aufzuhalten. O mein Freund! welche Trostlosigkeit müßte sich unsrer bemächtigen, wenn die heitere Aussicht, in eine bessere Zukunft, uns nicht aufrichtete. Die Morgenröthe dieses seit Jahrtausenden geahndeten, gewünschten, erwarteten Tages fängt an dämmern; wir werden uns nicht in den erquickenden Stralen dieses herrlichen Gestirns sonnen, aber es sey! Lassen Sie die entzückende Aussicht einer frohen Zukunft uns genügen. *Es wird besser werden, und es muß besser werden!* tönt es von Osten und Westen, und Süden und Norden. Auch euch wird besser werden, die ihr unter dem schändlichen Joche einer entehrenden Sklaverei seufzet. Wenn das Licht der Aufklärung zu euren eisernen Beherrschern gedrungen seyn wird, werden sie sich

schämen, euch an Ketten zu fesseln; werden eure Banden zerbrechen, euch brüderlich die Hand reichen, und den fürchterlichen Unterschied, den seelenmordender Wahn zeichnete, vernichten! In dieser Hoffnung allein wag' ich es, Ihnen das traurige Bild vorzuhalten, das ich, nach allen Kräften, auszuzeichnen mich bemühen will. Aber noch einmal, die Hoffnung, es wird besser werden, muß Sie stärken, sonst werfen Sie voll Unmuth das Gemälde fort: denn es ist schrecklich.

In jenen Zeiten, wo Rohheit für Tugend, Gewalt für Recht galt, eroberten Menschengestalten, unter dem Namen Ritter, zur Ehre Jesus Christus, das Land von dem ich reden will; die Einwohner wurden ihres Eigenthumes, ihrer heiligsten Rechte beraubt, und ihnen dafür Christus Religion gegeben. Doch was sage ich? Nein, nicht diese sanfte, der Unterdrückung der Menschheit so laut widersprechende Religion, wurde ihnen, zum Ersatz für den unendlichen Verlust an Seele und Körper, dargereicht; sondern Menschensatzungen, voll Unwahrheit und Vernunft tödtenden Wahn. Unholde, falsch gestempelt mit dem Namen Diener der heiligen Religion, gebrauchten alle Mittel, die niedrigste aller niedrigen Absichten, Menschen zu Sklaven zu machen, zu befördern. Schreiend war die Ungerechtigkeit, freie Menschen an Ketten zu schmieden, ihnen Blut und Mark auszusaugen. Der Gedanke ist empörend, Brüder als wilde Thiere, ärger als wilde Thiere behandelt zu sehn: denn diese tödtet man schnell, aber jene quälte man sinnreich zu Tode. Gern wendet der Menschenfreund sein Gesicht von diesem Bilde: er wünscht, es sey ein Traum, eine Täuschung, die schnell entsteht und schnell

vergeht. Wenn die Gräuelthaten, welche die Geschichte uns aufstellt, ihre Existenz im trüben Blute der Geschichtschreiber zu haben scheinen; oder es zu Tage liegt, daß üble Laune, Unzufriedenheit mit sich selbst oder den Menschen, die Feder geführt haben: so tröstet dieser Gedanke, und das Laster verbirgt sich hinter dem Dunkel der Vergangenheit. Aber wenn in unsern Tagen, am hellen Mittage, Menschen so handeln, wie die Geschichte uns lehrt, daß die Vorväter in jenen dunkeln Zeiten, wo die Vernunft im tiefsten Schlummer lag, gehandelt haben, so bebt die Menschheit zurück, und die Frage: ist Sittlichkeit die Bestimmung des Menschen? wird, in dem überraschenden Augenblicke, kühn verneinet. Wenn der Grundsatz, „handle nach Grundsätzen, von welchen du wollen kannst, daß sie als allgemeines Gesetz gelten sollen," seine Richtigkeit hat, woran doch niemand zweifeln darf, der die herrliche Gabe der Vernunft nicht im Schweißtuche begräbt, so behaupte ich dreist, daß die wenigsten lievländischen Gutsbesitzer gut sind, oder einen guten Willen haben: indem sonst die Maxime, Menschen zu verschenken, zu vertauschen, zu verkaufen, durchaus nicht als allgemeines Gesetz bestehen könnte. Sie werden mir, wahrscheinlicher Weise, den Einwurf machen, daß doch nicht alle Gutsbesitzer so verfahren. Ich antworte darauf: der Besitz eines solchen Rechts kann, nach allgemein gültigen Grundsätzen, nicht bestehen, ist folglich unrechtmäßig, und nur dann, wenn auf Unrechtmäßigkeit Verzicht gethan wird, fängt Sittlichkeit an ihr Recht zu behaupten; so lange aber dieses nicht geschieht, herrscht Unsittlichkeit mit allen ihren Gefährten.

Es giebt unter dem lievländischen Adel Männer, die nicht blos für ihren Körper sorgen, sondern auch ihren Ver-

stand kultiviren; und ich sage keine Unwahrheit, wenn ich behaupte, daß dies der Fall bei dem größten Theil des Adels sey: aber ihre Handlungen stehen mit dieser Bildung so sehr in Widerspruch, daß man, bei anhaltender Beobachtung, auf lauter Kontraste stößt. Eben der Mann, der vor einigen Augenblicken, mit ungeheuchelter Theilnahme, von Menschenrecht und Menschenglückseligkeit sprach, verkauft ganz kaltblütig, ohne roth zu werden, nicht nur einzelne, sondern Schaaren von Menschen, an den Meistbietenden. Hier labt er sich an den herzerhöhenden Ideen der Persönlichkeit; jauchzt den lautesten Beifall dem Weisen zu, der mit unerschütterlichem Muthe lehrt, „der Mensch ist Zweck;" freut sich seines Daseyns in einem Zeitalter, wo Menschen anfangen Menschen zu seyn, wo Vernunft das Orakel wird, dessen Rathschlüsse die Sterblichen frei sich unterwerfen, und wo die dunkeln Begriffe der hohen Würde aus ihren Keimen entwickelt werden. Dort verdammt er seine Mitbrüder, die, im Bewußtseyn dieser Würde, Menschen und nicht Thiere seyn wollen, zu Peitschen und zu Ruthenhieben. So handeln die Besseren! Es ist nichts Uebertriebenes in der Schilderung. Tägliche Auftritte dieser Art zeugen für das Gesagte. Nun können Sie sich ohngefähr eine Vorstellung von dem Schicksale der Letten und Ehsten machen, welche unter der Herrschaft der Schlechteren seufzen. Gänzlich der Willkühr ihrer Gebieter unterworfen, müssen sie alle Arbeiten, selbst die drückendsten, ohne Murren verrichten; die geringste Widersetzlichkeit oder Nachläßigkeit wird auf's strengste bestraft. Ich kannte einen Edelmann, der einst einen seiner Unterthanen so peitschen ließ, daß er fast unsinnig wurde: wie ein Rasender lief er aus einem Hause in's andre, um

Linderung seiner Schmerzen zu suchen. Glauben Sie wohl, daß dies den Edelmann rührte? So pflanzt der Vater auf den Sohn die Gefühllosigkeit fort, wovon ich ihnen einen redenden Beweis anführen will. Der Sohn dieses Edelmanns, ein Knabe von ohngefähr sechs Jahren, saß einst neben mir zu Tische. Ich bemerkte, daß er große Stücken Butter verschluckte. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, ihm zu sagen: „Iß nicht so viel Butter, du wirst böse werden." Der Knabe antwortete: „Es ist schon gut, wenn ich böse werde; dann kann ich die Bauern recht prügeln lassen!" Also schon mit der Muttermilch, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, saugt der Liefländer den Grundsatz ein: du darfst unumschränkter Gebieter deiner Unterthanen seyn!

Das Instrument, womit diese Menschen gepeinigt werden, heißt eine Karbatsche. Es ist eine Peitsche, die aus etwa einen Zoll breiten, vielfach über einander genähten Riemen, am Ende mit einem Knoten versehen, besteht. Bei der Exekution wird der Mensch auf die Erde niedergestreckt, um bequemer, und mit mehr Nachdruck, die Streiche vollführen zu können. Ein kalter Schauder überfällt mich, wenn ich mich an solche, die Menschheit entehrenden, Auftritte zurück erinnern. Gern würde ich mir diese traurige Erinnerung, und Ihnen den Unwillen, den Sie nothwendigerweise dabei empfinden müssen, ersparen: wird das Uebel aber verbessert, wenn man es verschweigt? Im Gegentheil, glaube ich, ist es unerläßliche Pflicht, jede, der Sittlichkeit zuwider laufende, Handlung aufzudecken. Wenn gleich die Feder der zitternden Hand entfällt, muß dennoch der Muth nicht sinken. Kühn und kalt müssen die Züge des Frevels ausgemalt werden, damit jeder, er sey Unterdrücker oder Unterdrückter,

sie deutlich lese: jener, um in sich zu gehn, und vor seinen Schandthaten zurück zu beben; dieser, um seine Feigheit zu erblicken, sich vor sich selbst zu schämen, und sich die Frage zu beantworten: Bin ich nicht auch Mensch? Ist meine Bestimmung bloß als Thier behandelt zu werden?

Der lievländische Edelmann hat eigentlich nicht das Recht, von seinen Unterthanen mehr zu fordern, als in den sogenannten Wackenbüchern verschrieben steht; er darf denselben, wenn er sich der mehr auferlegten Arbeit widersetzt, nicht mit Gewalt dazu zwingen: aber er hat doch Mittel und Wege übrig, den Sklaven für seine Widersetzlichkeit zu züchtigen. Eine wirkliche oder angedichtete Nachläßigkeit ist ein hinreichender Grund zum Strafen; und alsdann wird die etwanige Widersetzlichkeit mit in Rechnung gebracht. Der Bauer, der diese niedrigen Kunstgriffe kennt, unterwirft sich lieber blindlings der Willkühr seines Herrn, als daß er die Rachsucht desselben rege machen sollte. Darum seufzen die Letten und Ehsten, und diese noch mehr als jene, in tiefster Sklaverei. Daher sind diese auch weit tückischer, fauler, diebischer, und allen Lastern, den nothwendigen Begleitern der Sklaverei, mehr ergeben, als jene.

Daß die Geistesgaben dieser Völker im Todesschlummer liegen, werden Sie wahrscheinlicher Weise nicht im geringsten bezweifeln: denn woher sollte ihnen das Licht der Vernunft kommen? Etwa von den Kanzeln? Diese einzigen Lehrstühle der Wahrheit, werden, leider nur zu sehr, durch menschenfeindliche Lehren verunreiniget. Der Prediger wird vom Adel gewählt und ernährt: erfordert es also nicht schon die Klugheit, solche Lehren vorzutragen, die dem Interesse des Adels, und folglich auch dem seinigen, nicht zuwider sind?

Die Stimme der Selbsterhaltung überschreit die laute Sprache der Vernunft, und dieses unaussprechlich kostbare Geschenk des Himmels, wird endlich zur feilen Dirne, die für jeden Werth sich Preis giebt.

Der Mensch ist sich freilich die Pflicht der Selbsterhaltung schuldig: dieses Gebot giebt ihm seine Vernunft. Aber eben sie gebeut ihm auch, seine Maschine nie auf Kosten der Sittlichkeit erhalten zu wollen. Würden Sie denjenigen wohl für sittlich halten, der, um sein Kleid nicht zu verunreinigen, den Hülfsbedürftigen, der in der Grube um Hülfe ruft, nicht herauszöge? Was ist aber der Körper, den ich mein nenne, mehr als eine Hülle, die ich doch, über kurz oder lang, wegwerfen muß? Was sind also diese Menschen, die, um des vergänglichen Körpers willen, das Licht der Wahrheit, durch Nebel von Vorurtheilen und Aberglauben, zu verdunkeln suchen, was sind sie mehr als Miethlinge, die um schnöden Gewinn Seelen morden! Schon höre ich Sie mir mein strenges Urtheil verwerfen; ich höre Sie, mir die Nothwendigkeit entgegensetzen, welche die Prediger Lievlands zur Verhehlung der Wahrheit zwingt; die Erhaltung ihrer Familie, die beim Verluste des Amtes, der unausbleiblich auf die Verkündigung der Wahrheit folgen würde, in die traurigste Lage versetzt würde. Es ist hart, ich gestehe es, in einer solchen verzweifelten Lage zu stehen, entweder elend zu leben, oder die Wahrheit zu verläugnen. Daß außerordentlicher Muth dazu gehöre, allen Uebeln des Lebens zu trotzen, und mit kühner Stirn die Mauern zu durchbrechen, welche Bosheit um die Wahrheit zog, ist außer allem Zweifel; und nicht jeder ist stark genug, einen solchen Kampf zu kämpfen. Aber die Vernunft ruft laut: „Zerbrich das Joch der lichtscheuen

„Ungerechtigkeit; mag auch dein Körper zertrümmert und in „Atomen aufgelöset werden!" Diesen Kampf hätten nun die zu kämpfen, die, während der Verwaltung ihres Amtes, zu der Ueberzeugung gekommen wären, daß Wahrheit zu lehren die heiligste aller Pflichten sey. Wie beurtheilen Sie indessen diejenigen, die, vor Antretung des Amtes, von der Unverletzbarkeit dieser Pflicht überzeugt waren, und nun, wider Wissen und Gewissen, sich der Verbindlichkeit unterziehen, ihre Brüder in Blindheit zu erhalten? Lassen Sie uns glauben, daß unsre Zeiten höchstens noch Irregeführte, aber nicht Bösewichter erzeugen, die, mit dem festen Vorsatz Böses zu thun, in eine Laufbahn treten, welche nur der Wahrheit geweiht ist; denn dies kann nur mit dem Willen eines Wesens bestehen, das die Schrift als den Vater der Lügen malt. Lassen Sie uns also glauben, daß nur der Irrthum, diese unsere bedrückten Brüder seyen keiner andern Behandlung fähig, oder es erfordere ihre eigene Glückseligkeit, ihnen die Binde noch fester zuschürzen, damit sie von dem Sonnenlichte der Wahrheit nicht geblendet würden, die Lehrer zu einem, die Vernunft empörenden, Verfahren verleite. Es ist in der That sonderbar, solche Maaßregeln zu ergreifen: da doch die Erfahrung lehrt, daß die Letten, wenn gleich nicht ganz deutliche, doch schon etwas mehr als dunkle Begriffe, von der Bestimmung des Menschen zur Freiheit haben. Sie werden diesem Ausdrucke die Mißdeutung, die unglücklicher Weise so viele Menschen auf Abwege führt, nicht geben. Nicht Zügellosigkeit, nicht das Zerreißen aller Gesetze und gesetzlicher Ordnung, nicht die Verläugnung der Vernunft, dieses Funkens der Gottheit, verdient den Namen Freiheit: sondern edle Unabhängigkeit von der ungestümen Zudringlich-

keit eigner und fremder Neigungen, die sich zu Gesetzgebern aufwerfen, charakterisirt das Idol des menschlichen Herzens. Der Thron und die Hütte stehen unter dem Schutze dieser himmlischen Gebieterin, fest und unerschütterlich, wie Felsen im stürmenden Weltmeer, und trotzen den drohenden Wogen und Orkanen. Leise Ahndung dieses ewigen Gesetzes ist das Erbtheil des ganzen Menschengeschlechts: aber nur zu oft ward diese Stimme verkannt; am öftersten wollte man sie gänzlich unterdrücken, und dann schrie sie mit Ungestüm. Da erfolgten dann die Mißtöne, die eine schreckliche Disharmonie in dem Ganzen bewirktrn, wovon die Geschichte aller Zeiten so fürchterlich belehrende Beispiele aufstellt. Kam, vor mehreren Jahren, der verabredete Aufstand der lettischen Bauern zum Ausbruch, so ward es ein Beitrag mehr, für die Annalen der Weltbegebenheiten. Da Sie vielleicht die näheren Umstände, dieser planmäßig entworfenen Empörung, nicht kennen, so will ich Ihnen davon, so viel ich habe erfahren können, berichten. Die nächste Veranlassung dazu gab die Einführung des Kopfgeldes. Es sollte nämlich für jede männliche Seele, — ein sonderbarer Ausdruck, als könnte man über Seelen herrschen, und sie in Kontribution setzen! — wie es im übrigen Rußland schon lange Gebrauch war, jährlich eine Abgabe, unter der Benennung Kopfgeld, entrichtet werden. Kaum war die Frage: wer sollte bezahlen, der Gutsbesitzer oder die Bauern? Ein einziger Blick auf die Verhältnisse, in denen diese Menschen mit ihren Gebietern stehen, läßt wohl nichts anders erwarten, als daß die Bauern die Last tragen sollten. Nun schlossen die Bauern so: „Gehören wir unsern Herren, so müssen diese für uns der Regierung die Abgaben entrichten. Sollen wir sie bezahlen,

„so sieht man uns für selbstständige Unterthanen des Reichs „an, und nicht für Angehörige der Gutsbesitzer." Dieser Schluß gefiel, wie Sie sich leicht vorstellen können, den Herren nicht. Sie gebrauchten ihre Gewalt, um den Bauern begreiflich zu machen, daß sie bezahlen, und dennoch Sklaven bleiben müßten. Daß Demonstrationen dieser Art am wenigsten tauglich sind zu überzeugen, zeigte sich sehr bald. Es wurde insgeheim, durch's ganze Land, der von einigen kühnen Köpfen entworfene Plan, allen Bauern mitgetheilt, auf einen bestimmten Tag alle Deutschen umzubeingen, um aller Beeinträchtigungen mit einmal los zu werden. Aber im Rathschlusse des Schicksals war beschlossen, mit dem Blute so vieler Unschuldigen die Erde nicht zu tränken. Der Anschlag wurde verrathen, und, einige einzelne Auftritte ausgenommen, unterblieb das Blutvergießen für diesesmal. Ob das Benehmen der Regierung, bei diesem Vorfalle, nur als Palliativ-Kur anzusehen sey, oder ob dem Blutvergießen für alle kommenden Zeiten vorgebaut worden, läßt sich mit mathematischer Gewißheit nicht bestimmen. Die Zukunft ist für uns in undurchdringliches Dunkel eingehüllt. Die Rädelsführer wurden gestraft, die Anführer mit Gewalt zu Paaren getrieben. Es wurde festgesetzt, daß die Bauern, in der Folge, nicht mehr Arbeiten zu leisten schuldig wären, als sie bisher geleistet hätten, zu welcher Absicht der Adel die Wackenbücher, in denen die Arbeiten verschrieben waren, einliefern mußte. Diese wurden bestätigt, und es blieb beim Alten. Die Bauern bezahlen in der Regel das Kopfgeld. Ehe ich den Brief schließe, will ich noch etwas über den Vorsatz, alle Deutschen umzubringen, sagen. Es leben, wie bekannt außer den Gutsbesitzern, viele Deutsche in Liev- und Ehstland, die als Hauslehrer, Wirth-

schaftsschreiber, Verwalter, (ein Verwalter läßt sich entweder Amtmann oder Inspektor tituliren) Müller, Gärtner, Schulmeister, Kutscher und Bedienten angestellt sind. Ueberdem halten sich noch viele deutsche Profeßionisten in diesen Provinzen auf. Beim ersten Anblick sollte man glauben, daß die Letten und Ehsten sehr Unrecht thäten, diese Menschen zu hassen: indem es die größte Unbilligkeit ist, sie bloß deswegen, weil sie zu derselben Nation gehören, wozu der Adel gerechnet wird, für Unterdrücker zu halten. Allein es ist kein einziges Verhältniß, in welchem obengenannte Personen stehen, wo nicht Druck Statt finden sollte. Der Hauslehrer hat einen Letten oder Ehsten zum Aufwärter. Dieser wird von ihm unumschränkt beherrscht, und muß nur zu oft seine Obergewalt fühlen. Der Wirthschaftsschreiber, der Verwalter, haben die Aufsicht über die Arbeiten der Bauern: und da diese, ihrem Sklavencharakter gemäß, faul sind, so werden Peitschen und Ruthen in Bewegung gesetzt, um sie in Thätigkeit zu halten. So geht's mit allen übrigen, die jederzeit, mehr oder weniger Sklaven, theils zu ihrer Bedienung, theils unter ihrer Aufsicht haben. Die besseren Deutschen bedienen sich der Gewalt nicht, die ihnen eingeräumt wird: aber solcher giebt es äußerst wenig. Die gewöhnliche Entschuldigung der Unterdrücker ist: „mit diesen Sklaven läßt sich nicht besser umgehen!" Ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen zu sagen, daß nur durch ein Wunder, in den Gemüthern der Letten und Ehsten, Anhänglichkeit an Deutsche bewirkt werden könnte; und daß, nach allen Bemerkungen die ich angestellt, es nicht im mindesten auffallend ist, Spuren des wüthendsten Hasses gegen sie wahrzunehmen. Wenn

der Ehste seinem Kinde, das unruhig ist, zuruft: „Der Sachse *) kommt!“ und dieses darüber eben so sehr, vielleicht noch mehr erschrickt, als ein römischer Knabe über das Hannibal ante portas! so darf sich dessen niemand wundern. Der Deutsche ist und muß das Schrecklichste seyn, das diese Nationen kennen. Wölfe und Bären haben ihnen nicht so viel Schaden verursacht, als dieser, folglich fürchten sie ihn weit mehr, als jene Raubthiere. Es müßte äußerst kränkend seyn, zu dieser Familie zu gehören, wenn die Vergehungen einzelner Mitglieder dem Ganzen zur Last gelegt werden könnten. Da ein solches Verfahren aber unter gesitteten Menschen nicht Statt findet, so wollen wir uns beruhigen, daß wir Deutsche sind: die Schande unsrer Brüder fällt nicht auf uns.

*) Saxa, heißt im ehstnischen ein Deutscher.

VI.

Die Frauenzimmer.

Gespräch zwischen einem neapolitanischen Chevalier, und einem französischen Marquis.

Aus dem Französischen des Abbé Galiani.

Der Marquis. Lieber Chevalier, was sind die Frauenzimmer? und welche Definition würden Sie zur Antwort auf diese Frage geben?

Der Chevalier. Geschöpfe, würde ich sagen, welche die Natur zur Schwäche und Krankheit gleichsam bestimmt hat.

Marquis. Ich gebe zu, daß sie oft schwach und krank sind; aber ich bin überzeugt, daß dieses eine Folge unsrer Sitten, unsrer Erziehung, und nicht das Werk der Natur ist.

Chevalier. Lieber Marquis, es giebt in der Welt mehr Natur, und weniger Uebertretung ihrer heiligen Gesetze, als Sie wohl glauben. Man ist was man seyn soll. Es geht dem Menschen, wie dem Thiere. Die Natur legt die ersten Falten, Erziehung und Gewohnheit setzen die Schwiele darüber. Betrachten Sie die Hände des Landmanns, und Sie finden an ihnen ein treues Bild der Natur.

Marquis. Ein häßliches Bild! Sie behaupten also, die Schwäche der Frauenzimmer sey ein Geschenk der Natur. Aber die Wilden?

Chevalier. Sind auch schwach.

Marquis. Nicht alle wenigstens, wie mich deucht.

Chevalier. Ich gebe zu, daß eine Wilde, mit ihrem Stocke, vier unserer stärksten Soldaten durchprügeln könnte; allein vergessen Sie nicht, daß ein Wilder mit seiner Keule ganzer zwölf auf sich nehmen würde. Das Verhältniß bleibt also überall das nämliche. Es bleibt immer wahr, daß das weibliche Geschlecht schwach ist. Eine ähnliche Ungleichheit läßt sich, bei verschiedenen Klassen von Thieren, bemerken. Sie dürfen nur die Hähne mit den Hünern, die Stiere mit den Kühen vergleichen. Die Frau ist um ein Fünftheil kleiner als der Mann, und um ein Drittheil schwächer.

Marquis. Welche Folgerungen würden Sie nun aus dieser Definition ziehen?

Chevalier. Diese beiden Eigenschaften, der Schwäche und Kränklichkeit, können uns die Hauptfarben, und die allgemeinsten Schattirungen des weiblichen Charakters angeben. Setzen Sie diese Theorie auseinander, wenden Sie solche an, und alles läßt sich leicht erklären. Diese natürliche Schwäche der Frauenzimmer wird sie erstlich von allen Künsten und Gewerben abhalten, welche einen gewissen Grad von Kraft und viel Gesundheit erheischen, wie zum Beispiel, von der Maurer Kunst, der Schiffer- und Schmiede-Arbeit, dem Kriege u. s. w.

Marquis. Sie glauben also, daß die Frauenzimmer nicht Krieg führen könnten? Ich wenigstens denke, daß sie sich sehr gut und tapfer schlagen würden.

Chevalier. Ich denke es auch; aber sie würden nicht die ganze Nacht unter dem Gewehre bleiben können. Sie haben Muth genug, um der Gefahr zu trotzen; aber es

fehlt ihnen an der nöthigen Kraft, große Strapazen auszustehn.

Marquis. Das könnte wohl wahr seyn: überdem ist das Todtschlagen ein ziemlich ermüdendes Handwerk; und so lange ich es trieb, fühlte ich immer, daß es zu viel Mühe kostet, seinem Feinde das Leben zu nehmen. Allein, wenn Sie den Frauenzimmern den Muth nicht streitig machen können, so werden Sie auch gestehen müssen, daß sie Kraft und Stärke besitzen.

Chevalier. Diese Nothwendigkeit sehe ich nicht ein. Ein Sterbender kann viel Muth in seiner letzten Stunde bezeigen, ohne die mindeste Kraft zu besitzen. Wissen Sie denn was Muth ist?

Marquis. Wir wollen sehn.

Chevalier. Es ist die Wirkung einer übertriebenen Furcht.

Marquis. Wenn das nicht ein Paradox ist, so will ich sterben!

Chevalier. O! taufen Sie das Kind, mit welchem Namen Sie wollen, was ich sage ist darum nicht minder wahr. Man läßt sich herzhaft ein Bein abnehmen, weil man zu sterben fürchtet, wenn man es behält. Ein Kranker schluckt ohne Widerwillen eine Arznei hinunter, welche ein gesunder Mensch nie einnehmen würde. Man stürzt sich ins gräßlichste Feuer, um seinen Geldkasten zu retten. Bliebe man gleichgültig bei dem Verluste, so würde man sich einer solchen Gefahr nicht aussetzen.

Marquis. Aber stimmen diese Wirkungen mit ihren Ursachen überein, so ist ja der Muth, wie die Furcht, bloß eine Krankheit der Einbildungskraft?

Chevalier.

Chevalier. Das ist allerdings wahr. Auch haben weise Menschen selten Muth, oder nie. Sie sind vorsichtig, gemäßigt; das will so viel heißen, sie sind feig. Man könnte beinahe behaupten, die Thoren allein besäßen Herzhaftigkeit. Erlauben Sie mir wohl hinzu zu setzen, daß die französische Nation die herzhafteste der Welt ist.

Marquis. Doch die indianischen Maratten ausgenommen? Diese meiner Nation gehaltene Lobrede, konnte an keinem unschicklichern Orte stehn. Man kennt Sie aber schon, und weiß wohl was Ihr Urtheil gilt.

Chevalier. Ich danke für das Gegenkompliment. Ich behaupte also, das Frauenzimmer sey schwach wegen des Baues seiner Glieder und Muskeln; daher sein eingezogenes Leben, seine Neigung für das männliche Geschlecht, welches ihm zur Stütze dient; daher die Natur seiner Beschäftigungen, die Leichtigkeit des Damen Anzugs, u. s. w.

Marquis. Und warum nennen Sie die Weiber kranke Geschöpfe.

Chevalier. Weil sie es fast immer sind. Erstlich sind sie krank, wie alle andern Geschöpfe, bis sie ihre völlige Reife erreicht haben; nachher kommen die beständigen Unpäßlichkeiten, welche Sie kennen. Sie sind wenigstens sechs Tage in jedem Monat kränklich, dieser Zustand macht also fast den fünften Theil ihres Lebens aus.. Dazu kommen noch die Schwangerschaft und das Kindersäugen; zwei sehr unbequeme Uebel. Sie haben also nur Zwischenräume von Gesundheit, welche eine immerwährende Krankheit auf etliche Augenblicke unterbrechen. Auch hat dieser kränkliche Zustand Einfluß auf ihren Charakter. Sie sind liebkosend und einnehmend wie fast alle Kranken. Dabei sind sie auch

oft, wie diese, hitzig und eigensinnig. Sie ärgern sich sehr leicht, und lassen sich eben so leicht wieder besänftigen. Ihre Einbildungskraft ist lebhafter als die unsrige; Furcht, Hoffnung, Freude, Verzweiflung, Begierde, Ueberdruß, wechseln sehr schnell in ihrer Seele, und verschwinden eben so schnell. Wie Kranke lieben sie die einsamste Einsamkeit, und bald, zur Abwechselung, die fröhlichste Gesellschaft. Betrachten Sie auch nun die Art, wie wir mit ihnen umgehen, und Sie werden finden, daß wir sie als Kranke behandeln. Wir pflegen und warten sie, wir zärteln mit ihnen; ihre falschen oder wahren Thränen zerreißen uns das Herz; wir suchen sie zu zerstreuen, zu belustigen, lassen sie lange Zeit auf ihren Wohnzimmern allein sitzen, suchen sie hernach wieder auf, schmeicheln ihnen, und endlich . . .

Marquis. Warum endigen, und nicht auf einem so schönen Wege stehn bleiben?

Chevalier. Und endlich suchen wir sie zu heilen, und ziehen ihnen vielleicht eine neue Krankheit zu.

Marquis. Setzen Sie hinzu: sie sehen es nicht ungern, sie ertragen ihr Schicksal mit ziemlicher Geduld, wie Kranke, denen man zur Ader läßt, oder auf deren Wunden man Aetzstein legt.

Chevalier. Ja, sie ertragen es, weil sie wie Kranke glauben, alles was ihnen geschieht, zwecke zu ihrem Besten ab, und sie werden dadurch zur Gesundheit gelangen.

Marquis. Aber wenn der Zeitpunkt aller dieser Gefahren und Unannehmlichkeiten vorüber ist; wie dann?

Chevalier. Dann, gestehe ich, sind sie nicht mehr krank, aber geben Sie mir auch zu, daß sie dann fast Nichts mehr sind.

Marquis. Hören Sie, Chevalier! Sie werden mich nie überzeugen, daß die Frauenzimmer wesentlich kranke Geschöpfe sind. Diese Behauptung will mir gar nicht in den Kopf. Ich will das von Ihren kranken Damen in Neapel gelten lassen, allein wenn die Rede von unsern Pariserinnen ist, so kann ich es platterdings nicht zugeben. Gehen Sie auf unsre Vauxhalls, unsre Boulevards, unsre Opernbälle, und betrachten Sie diese kranken Geschöpfe, welche ganze Nächte durch walzen, und zehn Tänzer ermüden, welche einen ganzen Fasching hindurch wachen können, ohne auch nur den kleinsten Schnupfen davon zu tragen: werden Sie diese noch Kranke heißen?

Chevalier. Lieber Marquis, Sie bemächtigen sich meiner Gründe, um mir Einwendungen zu machen. Alles was Sie eben gesagt haben, beweist deutlich, daß wir Männer nicht besser die Natur der Frauenzimmer begreifen und schildern können, als wenn wir sie kranke Geschöpfe heißen, weil sie uns vollkommen gleichen, wenn wir uns im Zustande der Krankheit befinden. Haben Sie nie bemerkt, daß vier starke Menschen Mühe haben, einen zu bändigen, der Verzuckungen hat? Wer vom Stich einer Tarantel leidet, hat mehr Kraft zum Tanze, als der gesundeste Mensch. Diese ungleiche, übertriebene, unbeständige Kraft ist das sicherste Kennzeichen der Krankheit, bloße Wirkung einer zu großen Reizbarkeit der Nerven, und einer erhitzten Einbildungskraft. Die Spannung der Nerven ersetzt gleichsam die natürliche Schwäche der Fasern und Muskeln. Auch ist, so bald Sie die Einbildungskraft hemmen, alles wieder zerstört. Jagen Sie die Spielleute weg, löschen Sie die Lichter aus, stören Sie die Freude, und diese Tän-

zerinnen werden kaum dreißig Schritte thun, um sich nach Hause zu begeben, ohne über Müdigkeit zu klagen; werden sich nach einer Kutsche umsehen, um queer über die Straße zu kommen.

Marquis. Sie schlagen mich auf Ihre gewöhnliche Art, und, weil Gott will, muß ich mich schon zufrieden geben. Doch haben Sie mich heute nicht überzeugt, und ich glaube von dem allen kein Wort. Ich will gestehen, daß Sie in der jetzigen Lage, und in der Zeit, worin wir leben, Recht haben mögen; aber dieses alles ist die Wirkung unsrer verdorbenen Sitten, und findet im Stande der Natur nicht Statt. Ließe man diese handeln, ohne ihre Wirkungskraft zu hindern, so würden die Frauenzimmer eben so viel gelten als wir; nur mit dem Unterschiede, daß sie etwas zarter, feiner und artiger handeln würden.

Chevalier. Spaß bei Seite, lieber Marquis, glauben Sie denn, daß es wirklich eine Erziehung auf der Welt giebt?

Marquis. Nun gestehen Sie, dieses Paradox ist etwas stark. Als Freund rathe ich Ihnen, es ein wenig zu mildern, oder wenn Sie wollen, sich deutlicher zu erklären; das will so viel sagen, Ihre Behauptung zu widerrufen, wie alle Tage in königlichen Erklärungen geschieht, welche vorhergegange Edikte, unter dem Vorwande sie auszulegen, im Grunde wieder aufheben.

Chevalier. Ich achte Ihren Rath, und will ihm gehorchen, weil ich stets gut dabei gefahren bin. Ich werde also meine Gedanken auseinandersetzen, und Sie werden dann sehen, ob der Wiederruf, wozu sie mir rathen, nöthig sey, oder nicht. Man hat viel von Erziehung gesprochen, Bücher in großem und kleinem Format darüber geschrieben, aber

Schreiben und Sprechen hilft, wie gewöhnlich, zur Sache wenig, und dieses Land muß noch urbar gemacht werden. Ein großer Theil der Wirkungen, welche man der Erziehung zuschreibt, ist, wie die Natur selbst, eine unbedingte Nothwendigkeit, ein wesentliches Gesetz unsers Geschlechts, eine Folge unsrer physischen Konstitution. Es giebt nur einen kleinen Theil der Erziehung, welcher nicht angeborner Trieb, nicht Werk der Natur, oder Folge unseres Körperbaues, und dem menschlichen Geschlechte allein eigen ist; aber aus diesem Theile entsteht nicht der Unterschied, welcher beide Geschlechter trennt. Ich habe also Recht.

Marquis. Wie? Sie meinen, die Erziehung sey ein angeborner Trieb?

Chevalier. Ohne Zweifel. Hat nicht jede Klasse von Thieren ihre besondere Erziehung? Einige richten ihre Jungen zur Jagd ab, andre lehren sie schwimmen, andre machen sie mit den Fallen welche man ihnen legt, mit den Feinden die sie betrügen, oder mit der Beute die sie aufsuchen sollen, bekannt. Eben so erziehen auch Mann und Weib ihre Kinder, aus angebornem Triebe. Sie richten sie gleichsam ab zum Gehen, zum Essen, zum Sprechen, sie schlagen sie, und dadurch bringen sie ihnen den Begriff der Unterwürfigkeit und des Gehorsams bei. Mit der Ruthe in der Hand legen sie den Grund des Despotismus, indem sie Furcht erzeugen. Sie putzen ihre Kinder, und errichten, durch Ehrgefühl und Eitelkeit, das Gebäude der Monarchie. Sie küssen und liebkosen sie, spielen mit ihnen, haben bald Nachsicht gegen ihre muthwilligen Possen, und lassen bald wieder die Stimme der Vernunft hören, und legen so den Grund zu einer republikanischen Verfassung, indem sie ihnen Tugend und kindliche

Liebe einflößen, welche sich nachher in Vaterlandsliebe verwandelt.

Marquis. Ich merke wohl, Sie halten sich gewissenhaft an das System des berühmten Montesquieu, und nehmen alle seine Eintheilungen und Grundsätze an.

Chevalier. Lieber Freund, die ganze Moral ist ein angeborner Trieb, nicht Wirkung der Erziehung, welche die Natur verändert, verdirbt und ihr entgegen arbeitet. Thoren zwar bilden sich dergleichen ein: alles hingegen ist Werk der Natur, die uns den Weg gleichsam vorzeichnet, und uns antreibt die Erziehung zu geben, welche nur Entwickelung der Natur ist.

Marquis. Aber nennen Sie mir doch den Theil der Erziehung, von welchem Sie vorhin sprachen, der weder angeborner Trieb, noch Schöpfung der Natur heißen kann, und ein ausschließendes Vorrecht des menschlichen Geschlechts seyn soll?

Chevalier. Die Religion.

Marquis. Ich verstehe Sie; darum nennt man sie auch übernatürlich, weil sie außer der Natur ist.

Chevalier. Die Natur hat uns keinen angebornen Trieb zur Religion gegeben. Sie ist keiner Klasse von Thieren eigen. Sie ist ein Geschenk, welches wir der Erziehung allein schuldig sind; und wenn es einen Menschen geben könnte, der keine Erziehung genossen hätte, so würde er auch sicher keine Religion haben. Ich darf nur auf die Wilden hinweisen, welche man in Europa's Wäldern gefunden hat. Es ist wohl die Religion allein, welche die Menschen von den Thieren unterscheidet, und den eigenthümlichen Zug unsers Geschlechts ausmacht. Anstatt den Menschen ein vernünftiges Thier zu

nennen, hätte man ihm ein religioses Thier heißen sollen. Alle Thiere sind vernünftig, der Mensch allein ist religios. Die Moral, die Tugend, die Empfindung sind angeborne Triebe unserer Seele; der Glaube an ein unsichtbares Wesen gehört aber nicht zu dieser Klasse.

Marquis. Ich erinnere mich, bei dieser Gelegenheit, eines Schriftstellers, der, um zu beweisen, daß der Elephant ein vernünftiges Thier sey, behauptete, er erzeige dem Monde eine Art von religioser Verehrung, weil er, an den Tagen des neuen und vollen Mondes, sich sehr eifrig am Ufer der Flüsse reinige.

Chevalier. Ich bin nicht der Meinung dieses Schriftstellers; aber wenn Sie ein Thier bemerken, ob es ein Rhinoceros, eine Schildkröte, ein Affe, ein Orang Outang wäre, das den entferntesten Begriff von einem unsichtbaren Wesen hegt, so rechnen Sie darauf, dieses Thier sey ein Mensch, oder werde wenigstens in der dritten Generation ein Mensch werden.

Marquis. Sagen Sie mir nun: was verstehen Sie unter dem Begriff Religion?

Chevalier. Den Glauben an das Daseyn eines oder mehrerer Wesen, welche unsre Sinne nicht fassen können, welche unsichtbar, unfühlbar sind, und die man doch als Grundursachen einiger Wirkungen ansehen kann.

Marquis. Und die Thiere hätten diesen Glauben nicht?

Chevalier. Nein! wenigstens geben sie kein Zeichen von sich, woraus wir es vermuthen könnten. Das Thier sieht die Gewitterwolke, es erschrickt, es verbirgt sich, und wartet bis sie vorüber ist. Der Mensch sieht den Sturm herannahn, denkt sich ein unsichtbares Wesen, welches die

Wolken zusammenzieht, fürchtet solches Wesen mehr als das Gewitter selbst, und glaubt dieses zu entfernen, wenn er jenes besänftigt hat. Das ist die allgemeine Definition der Religion, die so gut auf die falschen als auf die wahre paßt. Allein, ich halte mich zu lange bei der Entwickelung dieses Gedankens auf. Der Freigeist mag mir entgegensetzen was er will, ich werde stets behaupten, was uns von den Thieren unterscheidet, sey Wirkung der Religion. Politische Vereinigung, Regierungskunst, Luxus, Ungleichheit der Stände, Wissenschaften, Philosophie, Mathematik, schöne Künste, kurz alles entsteht aus diesem eigenthümlichen Zuge unseres Geschlechts.

Marquis. Ich möchte Sie fragen, ob wir, bei dieser Annahme eines unsichtbaren Wesens, einer ersten Grundursache, gewonnen oder verloren haben? ob es unter allen falschen Religionen eine wahre giebt? ob die wahre und die falschen gleich nützlich oder gleich schädlich sind? woher der Begriff einer Religion zuerst entstanden ist, dieser Begriff, welcher nicht in die Klasse der angebornen Triebe gehört, den wir nur einer besondern Erziehung schuldig sind, die für uns das ist, was die Reitschule für das Pferd: denn diese Schule ist doch wohl für dasselbe eine Art von Erziehung, welche nichts mit derjenigen gemein hat, die das Füllen von seiner Mutter empfängt? Allein ich will Ihnen keine Frage mehr vorlegen, denn wenn Sie den Menschen ein religioses Thier heißen, so scheinen Sie ein religioser Kopf seyn zu wollen.

Chevalier. Oder ein Dummkopf, wollen Sie sagen. Ich mußte wählen, und wollte am liebsten Mensch seyn. Das ist bloß Sache des Geschmacks; ich weiß es wohl.

Rousseau hätte anders gedacht. Er mochte lieber auf vier Füßen gehen, und trug doch dabei lange Hosen: das war sein Geschmack. Aber wir haben uns sehr weit von unserm ersten Gegenstande entfernt. Sie werden also gestehen, da das, was wir Erziehung nennen, nämlich der Begriff einer Religion und eines Gottesdienstes, dem Manne wie der Frau zukommt, daß solches keinen Einfluß auf den Unterschied beider Geschlechter haben könne. Die Frauenzimmer haben eben so viel Religion als wir.

Marquis. Eben so viel? Ich dächte sie hätten mehr.

Chevalier. Ich meine nicht. Ich glaube, sie haben nicht mehr, nicht weniger als wir. Behalten sie davon, im Ganzen, einen guten Vorrath, so geben wir dagegen unsern Begriffen mehr Entwickelung. Die Wirkungen bleiben die nämlichen.

Marquis. Haben Sie Thomas Versuch über die Frauenzimmer gelesen? *)

Chevalier. Nein!

Marquis. In diesem Buche steht nichts von dem, was Sie mir eben gesagt haben.

Chevalier. Wissen Sie auch warum?

Marquis. Wahrhaftig nicht.

Chevalier Weil ich nichts von dem sage, was in seinem Buche steht.

*) Er hat den Titel: Versuch über den Charakter, die Sitten und den Geist der Weiber, in den verschiedenen Zeitaltern, ist mit eben so viel Gründlichkeit als Geschmack geschrieben, und sowohl ein historisches als ein philosophisches Gemälde.

VII.

An Luise.

So ist, Luise, denn der schöne Traum verschwunden,
Dahin der Liebe Glück für mich!
Wir sind nun wieder losgebunden,
Du, von der Treue Schwur, und von der Täuschung ich.
Aufs neue lachet dir die schöne Welt entgegen.
Mit schönfrisirtem Kopf' und leerem Hirn
Der Jüngling, der Adon mit runzelvoller Stirn
Und einem jungen Von, der witz'ge Kopf: sie regen
Sich um Luisen her, und bieten dir, als Pfand
Des Siegs, zum Walzer ihre Hand.
Wie freudig glänzt in deinen Blicken
Der neuen Hoffnung junge Lust!
Wie wallt, vom rauschenden Entzücken
Des Tanzes, deine leichte frohe Brust!
Betrog'ner Thor! Wie konntest du auch wähnen,
Ein Mädchenherz sey fest, wie Männertreu?
Du trautest ihren Seufzern, ihren Thränen:
War denn ihr ganzes Herz dabei?

Wie wenig kosten Weibern heiße Zähren?
Sie kühlen ihre Leidenschaften damit ab!
Was magst du weiter noch begehren,
Weint sie in ihrer Lieb' und Treue Grab?
Sie liebte dich! Warum soll sie nicht lieben?
Sie ist ein Mädchen, du bist Mann:
Doch, Freund, mit solchen heißen Trieben,
Als du, liebt man nur im Roman.
Sie liebte damals deine Jugend,
Dein Wohlseyn, und dein gutes Herz,
Auch sprach die Mutter was von Tugend
Und Treue, aber das war Scherz;
Delicti caput war der klugen Frau
Das Geld, im übrigen nahm sie's nicht so genau.
Fragst du noch, wie die Sachen stehen?
Sie wollte ihre Tochter glücklich sehen,
Und glücklich wird von ihr ein Weib geschätzt,
Das sich auf einen vollen Geldsack setzt.
Dann ist es gut versorgt, wär' auch sein Ehemann
Ein Strohkopf oder ein Tyrann;
Nimmt ihn der Himmel weg, so hält der Sack noch her:
Ist mancher Ehmann doch, ihr wißt es, nicht viel mehr!
Dein kleines Amt läßt dich noch ohne Wagen
Und Pferde. Hältst du wohl ein Haus?
Kann deine Frau Brillanten tragen?
Wie oft giebst du uns großen Schmauß?
Ist silbern das Besteck, und fein gemalt der Teller?

Wie groß ist deiner Schüsseln Zahl?
Wie steht es, Freund, um deinen Keller?
Giebst du Desertwein auch beim Mahl?
Dies sind rechtschaffner Mütter Sorgen,
Für ihrer Töchter künft'ges Wohl,
Und für ihr eignes Wohl! Sie sind geborgen:
Beim vollen Beutel ist das Herz auch hohl.
Laß du die Mütter! Solche Frauen
Wirst du bei jeder Spielparthie,
An jedem Coffeetische schauen;
Kannst sie von einer Heirath sprechen hören,
Als wär's ein Miethskontrakt für sie
Und ihre Töchter, als verlöhren
Sie ihre Zinsen, wenn das Kapital
Der töchterlichen Reize müßig lieget:
Sie rechnen Gold und Stand bei ihrer klugen Wahl,
Wie Moses, der Bankier, das Gold und Silber wieget.
Ach, aber sie, die nicht erfahren,
Wie schnöder Geiz ein Bündniß bricht,
Luise, der in Frühlingsjahren
Ein Herz noch für das Gute spricht,
Sie, die mich nicht nach Friedrichsd'oren,
Die mich nach innern Werth geschätzt,
Für mich der Jugend Lenz verloren,
Den meine Liebe ihr ersetzt,
Die ew'ge Treue mir geschworen
Als ich im Arm des Todes lag,

Luise wäre mir verloren,
Und heute nicht ihr Sterbetag?
O, damals, als das Wort der Liebe
Zu dir aus meinem Herzen floß,
Als das Geständniß gleicher Triebe
Den Bund auf deinen Lippen schloß,
Als wir, mit tausend heißen Küssen,
Den neuen schönen Bund geweiht,
Da hättest Du mir sagen müssen:
„Freund, traue nicht der Weiblichkeit!
Ich liebe dich, und fühle deine Liebe,
Dein zärtliches, dein edles Herz,
Gern sparte, wenn die Wahl mir bliebe,
Ich dir und mir der Trennung Schmerz.
Es schlägt ein Herz in meinem Busen,
Allein so stark, wie deines, nicht:
Du bist ein Mann, ich nur ein Mädchen!
Auf eigne Kraft stehst du voll Zuversicht;
So sicher steht ein armes Mädchen nicht,
Das weder süßen Schmeicheleien
Sein Ohr, das nicht der Eitelkeit
Sein Herz verschloß, den Tändeleien,
Den Scherzen hold, die leichte Minne beut.
Du träumest von allmächtger Liebe,
Du fühlest nur mit Leidenschaft:
Hing' ich an dir mit gleichem Triebe,
Und liebt' ich dich mit solcher Kraft,

Zu enge würde uns die Erde
Im Taumel unsrer Schwärmerei'n;
Wenn ich nicht froh durch Liebe werde,
So will ich kalt und fröhlich seyn.
Noch giebt es mehr Befriedigungen
Des Lebens, Jugend blüht mir noch;
Wenn ich mich satt gescherzt, gesungen,
Getanzt, so spannt mich nur in's Joch!"

Was ist's, Luise, wohl, das in mir leise spricht:
So denkt, so fühlet, die ich liebe, nicht!
Ist es wohl Schwärmerei, wenn ich nur stille Tugend
In deinen sanften Blicken las?
Und fehlt ich, wenn Geschlecht und Jugend
Bei deinem Herzen ich vergaß?
Sah' ich nicht einsam dich beim Kranken,
Wenn man dein Lieblingsstück auch gab?
Dir folgt sein stumm beredtes Danken,
Dir sein Gefühl bis in das Grab!
Sah' ich dich Fleiß und stille Häuslichkeit,
Nicht mehr, als Ball und Karten, lieben?
Sah' ich dich nicht, mit holder Emsigkeit
In jeder edlen Kunst dich üben?
Und fühlt' ich nie des Herzens zart Gefühl,
Das dem Geliebten gern ein Opfer brachte,
Erkannt' ich nie den Geist, der Tanz und Spiel
Nicht zur Bestimmung seines Lebens machte?

Gleicht dir ein Bild, das mir, in schönern Stunden,
Erinnerung und Liebe von dir zeigt;

Hat Lieb' und Sympathie und Achtung uns verbunden;
Ist Wahrheit das Gefühl, das unsern Bund erzeugt;
Bist du das edle Weib, das hier mit meinem Leben
Noch fest verschlungen, noch in meinem Herzen lebt;
Erkennst du meinen Blick, fühlst du des Herzens Beben,
Das, eine Welt vorbei, nur dir entgegen strebt;
Verschwanden dir nicht alle Wonnescenen,
Die unser irdisch Herz zur Seligkeit geweiht;
Vertrockneten noch nicht der Liebe süße Thränen;
Hat leerer Scherz und Tand, nicht dein Gefühl zerstreut:
So komm, ach komm zurück, in meine treuen Arme,
Komm an ein liebend Herz, das dir allein noch schlägt!
Vergiß mit mir die Welt, entzieh' dich ihrem Schwarme,
Der selten unsern Geist, und nie das Herz bewegt!
Dich rufen Lieb' und Pflicht, die heiligste der Pflichten:
Versprachst du mir nicht Treu, nicht meines Lebens Glück?
Willst du die Seligkeit, die Liebe schuf, zernichten?
Nimmst du mit meiner Ruh' dein Herz zurück?
Blick' um dich her, wie alle Freuden schwinden,
Wie Jugend, Reiz und Lust, mit schnellen Schritten flieht:
Wo wirst du späten Trost, wo süße Freude finden,
Als in dem Heiligthum, wo Pflicht und Liebe blüht?
O, glaube deinem Freund, und traue dem Gefühle:
Des Lebens Glück enthüllt sich nur in Herzlichkeit!
Die zarte Freude flieht, aus glänzendem Gewühle,
Zur stillen Hütte hin, die Lieb' und Fleiß geweiht.
Hier wird dein sanftes Herz der Freuden nicht entbehren,

Die stille Tugend uns mit milden Händen streut;
Hier wird Erfahrung bald die schöne Seele lehren,
Daß seine Opfer nie ein edles Herz bereut.
Besuchet Fröhlichkeit nur unsre stille Hütte,
Und würzt ein häuslich Mahl, wo sich der Freund gefällt;
Wohnt, gleich dem heil'gen Geist, die Freud' in unsrer Mitte,
Was kümmert am Kamin uns dann die ganze Welt?
Wir werden keinen Ball, die Tafel nie vermissen,
Wo Pracht und Schwelgerei, Gefühl und Witz ersetzt.
Die Langeweile gähnt beim Pfänderspiel, bei Küssen,
Sie gähnt den Spieler an, wenn er zum Whist sich setzt:
Doch muß sie ihren Platz gesell'ger Liebe räumen,
Die sich, nach heißem Tag, des kühlen Abends freut.
Laß mich, Luise, nicht von meinem Abend träumen;
Die Sonne sinket schon, bring' ihn zur Wirklichkeit!

N.

VIII.

Ueber von Hippel's Autorschaft.

Von

Hrn. Kirchenrath und Prediger Ludwig Ernst Borowski.

Hier geb' ich ein ganz zuverlässiges Verzeichniß derjenigen Schriften, welche ꝛc. von Hippel während seines Lebens ins Publikum gehen ließ:

1) Gedanken über die Unzufriedenheit; von H**. W**. 1761. Nebst Zuschrift, Vorrede und Motto, Zuschrift an Hn **. O, daß der Himmel mir das süße Glücke gönnte, daß meine Asche sich mit Deiner mischen könnte! v. Haller. — Vorrede. Vale-Cicero. Motto: Nackt fall' ich in der Weisheit Arme.

(Ist ein Gedicht; zuerst den hiesigen Intelligenzzetteln inserirt, hernach besonders in Quart abgedruckt.)

2) Rhapsodie. Königsberg bei Kanter 30 S. in Oct. (Auch ein Gedicht)

3) Der Mann nach der Uhr, oder der ordentliche Mann; ein Lustspiel in einem Aufzuge. Königsb. 765. 7 Bogen in klein Oct.

4) Die ungewöhnlichen Nebenbuhler, ein Lustspiel. Königsb. 768. in klein Octav.

5) Auf die Frage: Ist es rathsam, Missethäter durch Geistliche zum Tode vorbereiten zu lassen? Königsberg, bei Kanter 769. 29 S. in Oct.

6) Geistliche Lieder. Berlin, bei Haude und Spener. 772. 93 S. in Oct. (Klopstocken gewidmet.)

7) Ueber die Ehe. Berlin, bei Voß. 774. 234 S. in Octav. Zweite Aufl. 775. 319 S. Dritte viel vermehrte Aufl. (mit la

teinischen Lettern) 792. 426 S. in Oct. (Sein Freund Hamann begleitete die erste Aufl. dieser Schrift mit dem „Versuch einer Sibylle über die Ehe. — Komm ich als ein Geist zu dir, so erschrick nur nicht vor mir. 775. 1 Oct. Bogen.)

8) Pflichten eines Maurers bei dem Grabe eines Bruders. Eine Freimäurerrede in der Loge zu den drei Kronen in Königsberg. Vale, vale, vale, nos te ordine, quo natura permiserit, sequemur cuncti. Danzig, bei Flörke. 777. 62 S. in Oct.

9) Lebensläufe nach aufsteigender Linie, nebst Beilagen A. B. C. Erster Theil. 778. 526 Seiten. Zweiter Theil. 779. 660 Seiten. Dritten Theils, erster Band 781. 452 S. zweiter Band 781. 652 S. mit Kupfern von Chodowiecki. Berlin, bei Voß; in Oct.

10) Bedenken über die historisch-critische Beleuchtung der Frage: Hat die preußische Ritterschaft das Recht, ein beständiges Corps zu formiren, und durch solches über allgemeine Landessachen Berathschlagungen anzustellen, und worauf gründet sich dasselbe? 787. 120 und 68 S. in gr. Oct.

11) Zimmermann I. und Friedrich der II. von Johann Heinrich Friedrich Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover. In ritterlicher Assistenz eines Leipziger Magisters. London, gedruckt in der Einsamkeit (Berlin, bei Fr. Lagarde.) 790. 222 Seiten in Oct.

12) Handzeichnungen nach der Natur. Berlin, bei Voß. 790. 182 Seiten in Octav.

13) Das Königsbergische Stapelrecht, eine Geschichts- und Rechtserzählung, mit Urkunden. Berlin, bei Lagarde. 791. 124 Seiten in groß Octav.

14) Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berlin, bei Voß. 792. 429 Seiten in Oct.

15) Ueber die Mittel gegen die Verletzung öffentlicher Anlagen und Zierrathen. Berlin, bei Voß. 792. 79 Seiten in Octav.

16) Nachricht, die von K**sche Untersuchung betreffend; ein Beitrag über Verbrechen und Strafen. Königsberg, bei Nicolovius. 792. 134 Seiten in Octav.

17) Kreuz- und Queerzüge des Ritters A — Z. Von dem Verfasser der Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Erster Band. 577 S. Zweiter Band. 534 S. Berlin, bei Voß 793. 794. in Oct.

Unwichtig an sich — und in der Folge ihm selbst, aber doch wegen der Funken des Genies, die sich auch da schon äußerten, immer noch bemerkenswerth, waren die kleinen Gelegenheitsgedichte, die er in seinen jüngern Jahren bloß dem Cirkel seiner Freunde widmete. Folgende sinds: das christliche Ehepaar. Dem Hippel- und Böckertschen Hochzeittage geweiht. 1760. Das schöne Herz J. f. N. 1760. Auf die Abreise des Feldpred. Geo. Chph. Preyß nach Potsdam. 1763. Der Funckschen Gruft, im Namen einiger Freunde. 1764. Auch jene poetischen Versuche, die er, außer den von ihm gefertigten Recensionen, den hiesigen gelehrten und politischen Zeitungen inseriren ließ: Ländliche Empfindungen. Jahrgang 1764. S. 174. Ode, am Geburtstage des Königs. Jahrg. 1765. S. 25. Bei der Wiederkehr vom Lande. Eb. das. S. 290 gehören hierher. Diese unerheblichen Kleinigkeiten führte ich, wohl zu merken, blos deswegen an, damit niemand, dem etwa eins dieser Blätter zufällig in die Hände kommt, mein obiges Verzeichniß der Unvollständigkeit — und eben daher auch der Unzuverlässigkeit beschuldige. Einige jener wichtigern Schriften hab' ich in der Handschrift gesehen und gelesen; von mehrern gab mir der Verfasser selbst ein abgedrucktes Exemplar; — alle aber sind unstreitig seine Geisteskinder und er, ihr — alleiniger Vater, obgleich er dafür durchaus nicht öffentlich angesehen werden wollte. Daher jetzt in so

vielen Zeitschriften das, für den, der um die Sache weiß, zuletzt recht lästige Geschreibe über Hippels Autorschaft!

Nur ein paar Worte noch, die mir recht hieher zu gehören scheinen! Hippel's Autorschicksal war und — ist doch ein ganz besonderes Phänomen am literarischen Himmel.

Bei seinem Leben — welche Zudringlichkeit gegen seine Anonymität! Die leidige Anekdotensucht, welche zu den bösen Lüsten und Begierden gehöret, die auch selbst manche Gelehrte nicht kreuzigen wollen, that und versuchte alles, um ihn aus seinem Incognito herauszuziehen. Es muß doch einen jeden, der auch etwas Gefühl nur für Billigkeit überhaupt — für die Regel besonders: Was du nicht willst, daß dir ꝛc. hat, bis ins Innerste verdrüßen, wenn man einen Schriftsteller, der ein paar Früchte seiner Mußestunden zum Nutz und Frommen anderer, ganz im Stillen auf das große, oft undankbare Land des Publikums hinwirft, und dann sich in sein Kämmerlein zurückzieht und die Thür hinter sich zuschließt, wenn man, sage ich, diesen Anonym mit Gewalt aus diesem seinem Kämmerlein herauszerren, ihm sein Schloß absprengen, und die Thür aufbrechen will. Eine sonderbare Anmaßung! Wenn der Mann nun, um seiner anderweitigen Verhältnisse willen, dem persönlichen Lob oder Tadel der Recensenten sich entziehen will — was geht das den an, der draußen ist? Warum soll ich mein Licht nicht auslöschen oder verbergen, wenn ich in der Ferne Menschen höre, die mir ihr Vivat oder Pereat ungebeten aufdringen, und zugleich meine Nachbarschaft im Schlaf stören wollen? — In der militärischen Welt mag's Sitte, vielleicht auch ganz nützliche Sitte seyn, den Mann, der da gerade seiner Nase nach ins Thor gehen will, am Schlagbaum aufzuhalten, und ihn

durch die schnellen Fragen: Wer — woher — wohin — wo logirend? um den Zauber der Empfindungen, die er außer dem Thore in der stillen Natur hegte, zu bringen: aber in der litterarischen Welt dünkts mich, ists Ungezogenheit, Mangel an Humanität, dem Schriftsteller den Schleier, den er um sich wirft, wegreißen zu wollen! Nehme man doch das, was seine Hand giebt, an, ohne gerade diese Hand festzuhalten und zu fragen: Wessen ist sie? Bringe man doch ja zu jedem Buche mehr Leselust, als bloße Neugierde! Frage man doch erst: Was schrieb er, und wie nutze ich's? und mache nicht die Fragen: Wer schrieb's? wo wohnt er? was ist er? — zur Hauptsache! Bei Hippels Schriften machte man auf eine ausgezeichnete Art auf seinen Namen Jagd. Er schwieg; — seine Vertrauteren, die um alles wußten, schwiegen, weil ers wollte, und weil sie Familiengeheimnisse und Schriftstelleranonymität zu verrathen, für — Verrath hielten. Bei seinem Lebensaushauch war ihre Zusage an ihn gehoben und hier unter uns ists nun bekannt genug, daß er jenes alles schrieb, — wie ers an seine Verleger sandte u. s. f. Aber — im Auslande! Himmel! wie vieles Hin- und Herschreiben — war hierüber, und ist noch!

Ja, jetzt nach seinem Tode ist's noch weit wunderlicher mit seinem Autorschicksal. Da kommt Herr G. A. Flemming, ehedem in Göttingen, jetzt zu Schwerin, und will — beweisen, daß unser Kant der wahre Verfasser einiger der obbenannten Schriften sey. Ein paar Monate später (wie ich eben jetzt im Allg. Lit. Anz. d. J. S. 327. lese) hält er nicht mehr Kanten, sondern Hippeln für den Verfasser; doch aber will er eine eigene Abhandlung hierüber (worüber denn?) herausgeben. Vermuthlich will er uns auseinander-

setzen, was jeder weiß und sieht, und was auch schon ein andrer, Hr. B—gk zu Zeitz (s. d. A. L. A. S. 328) ausführlich genug erwiesen hat, daß Kantische Ideen in jenen Hippelschen Werken vorgetragen worden. Nun, was soll das? War's denn Wunder, daß Hippel im Geist der Kantischen Philosophie schrieb, er, der Kanten in den Jahren 1757 u. f. in seinen Vorlesungen hörte — noch als Geschäftsmann die Abschriften seiner neuern Collegien studierte — mit seinem ehemaligen Lehrer eine Reihe vieler Jahre aufs freundschaftlichste umging? Sollte er denn in seinen Schriften nichts davon ausströmen lassen, was ihm durch Kant vom Lehrstuhl und im vertraulichen Umgange eingeflößt war? Soll denn Kant's Geist hier, hier, wo er unter uns lebt, und noch täglich lehrt, nichts wirken; der Same, den er hier gerade zuerst ausstreuet, bei unsern Autoren, unsern Geschäftsmännern, unsern Geistlichen u. s. keine Frucht tragen? Sollen nur Ausländer allein Kant's Lehren recht zu benutzen und in ihre Gedankenreihe zu verweben wissen? Wir brauchen keinen Beweis, keine Auseinandersetzung darüber, daß Kantische Schüler und Freunde — Kantisch denken: so wenig es bewiesen werden darf, daß das, was anonymisch in Kant's Denkart geschrieben ist, nicht gerade von Kant selbst geschrieben seyn müsse.

Genug! Ich gebe diese paar Worte ganz unbefangen und in der einzigen Absicht hin, um doch einmal ein Ende zu machen allen jenen Kreuz- und Queerzügen, die man zeither in so vielen Zeitschriften gemacht hat, üm das gelobte Land der Hippelschen Autorschaft nach seiner Länge und Breite sicher ausfindig zu machen. Hier im vorstehenden Verzeichniß steht es nun einem jeden offen, der durchaus eindringen will.

Königsberg, am 3ten Febr. 1797.

Berlinisches
Archiv der Zeit
und
ihres Geschmacks.

April 1797.

I.

Uebersicht der neuesten Staatsbegebenheiten. Im Anfange des März 1797.

In Deutschland zeichnet sich der verflossene Monat zum Glück nur durch eine einzige merkwürdige Kriegsbegebenheit aus, durch die Eroberung der Brückenschanze von Hüningen. Die Oestreicher sammelten hier ihre ganze in dieser Gegend befindliche streitbare Macht, sobald sie, durch die Wiedereinnahme von Kehl, das ganze übrige rechte Ufer des Ober-Rheins der Gewalt der Feinde entrissen hatten. Beide Parteien versuchten hier noch eine Zeit lang Ausfälle und Angriffe, die meistens für die Belagerten nicht unglücklich, aber auch von keiner sonderlichen Erheblichkeit waren a). Endlich beschlossen die Kaiserlichen, einen allgemeinen Sturm auf die feindlichen Verschanzungen zu wagen. Die Republikaner, welche fürchten mußten, sich durch einen für sie nachtheiligen Ausgang einer solchen Unternehmung die Möglichkeit des

a) Z. B. in der Nacht auf den 29sten und auf den 30sten Januar.

Rückzuges abgeschnitten zu sehn, weil es ihnen an einer Brücke dazu fehlte, und sie bloß auf Schiffen zu dem linken Ufer gelangen konnten, kamen diesem Versuche dadurch zuvor, daß sie sich, während des sechsstündigen, zur Beerdigung der bei den letzten Gefechten von beiden Seiten gebliebenen Mannschaft, geschlossenen Waffenstillstandes, zu Unterhandlungen über die gänzliche Uebergabe ihrer Werke erboten, worauf beide Theile darüber einig wurden [a]), daß die Franzosen nach vier Tagen [b]) die Brückenschanze von Hüningen räumen, und Geschütz, Waffen, Gepäck, nebst allem, was zur Vertheidigung dient, mitnehmen; daß die Oestreicher alsdann die Brückenschanze, nebst der Schusterinsel und dem darauf errichteten Hornwerk besetzen, und alles was von den Franzosen etwa zurückgelassen seyn möchte, in Besitz nehmen; daß die Feindseligkeiten in dieser Gegend aufhören, und alle seit der Uebergabe von Kehl zum Angriffe auf Hüningen errichteten Werke, so wie auch die Werke der Brückenschanze und das Hornwerk, innerhalb sechs Wochen von den Oestreichern geschleift werden sollten.

Diese Bedingungen, nach deren Verabredung der Erzherzog Karl nach Wien zurückreisete, um dort an dem Entwurfe zum künftigen Feldzuge mitzuarbeiten, wurden gehörig erfüllt, und seitdem ist die Ruhe in dieser Gegend nicht gestört worden. Der Rhein trennt jetzt die beiden feindlichen Heere, außer daß die Kaiserlichen bei Manheim und Mainz auf dem linken, die Franzosen aber am Niederrhein bei Neuwied und Düsseldorf auf dem rechten Rheinufer stehn. Doch scheint es nicht, als wenn diese friedliche Stille noch lange

a) Am 1sten Februar. b) Nachmittags den 5ten Februar.

währen möchte. Moreau ist jetzt zum Oberfeldherrn seines ehemaligen Rhein- und Moselheeres, und zugleich des im verflossenen Jahre von Jourdan und nachher von Beurnonville angeführten Sambre- und Maasheeres ernannt, hat schon die ganze Linie der Franzosen längs der deutschen Gränze bereiset, die beiden Heere in Gemeinschaft mit einander gesetzt, und soll dem General Hoche, der sich durch die Beendigung des Vendeekrieges so großen Ruhm erworben hat, eine Unternehmung am Niederrhein aufgetragen haben. Auch am Oberrhein vermehrt sich die französische Mannschaft: doch weiß man noch nicht, ob die Republikaner in der That neue Absichten gegen Deutschland hegen, oder ob sie bloß dieselben vorspiegeln, um die Oestreicher daran zu hindern, daß sie nicht zu viele Verstärkungen nach Italien abschicken können, welches Land jetzt der wichtigste unter den Schauplätzen des Krieges ist. Man könnte eine solche Vorspiegelung desto wahrscheinlicher finden, da ihre hartnäckige Vertheidigung bei Kehl und Hüningen wirklich keinen andern Zweck gehabt zu haben scheint, als die Verstärkung der Oestreicher in Italien vom Rhein her unmöglich zu machen, und da Moreau die Hüninger Brückenschanze nicht eher übergab, bis er gewiß wußte, daß der Entsatz von Mantua unmöglich war.

In Italien sind die Vorfälle, wovon die Nachrichten in diesem Monate eingegangen sind, endlich völlig entscheidend für den Ausgang dieses Feldzugs gewesen. Das Genie und das Glück Buonaparte's haben alle Schwierigkeiten, die ihm im Wege standen, glücklich besiegt: die Bemühungen der Oestreicher, Mantua zu entsetzen, sind durch ihre gänzliche Niederlage vereitelt, und Mantua, dieser wichtige Schlüssel zu ganz Italien, der so lange die Anstrengungen der Fran-

zosen aufgehalten, dessen Befreiung oder Eroberung so lange zum Hauptziele aller kriegerischen Unternehmungen in dieser Gegend gedient, und welches fünf östreichische Heere gekostet hat, befindet sich nun in den Händen der Republikaner, die sich durch seinen Besitz zu den Gebietern Italiens gemacht haben. Ereignisse von solcher Wichtigkeit fordern eine genauere Darstellung.

Die Oestreicher hatten, um Mantua zu befreien, oder wenigstens auf's neue mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehn, woran es daselbst schon sehr zu gebrechen begann, ein beinahe funfzigtausend Mann starkes Heer, nebst einem furchtbaren Zuge von grobem Geschütze zusammengebracht, und ihre Anordnungen auf das zweckmäßigste getroffen.

Bekanntlich liegt Mantua in einem von dem Mincio gebildeten See. Dieser Fluß geht aus dem Gardasee südöstlich herab in den Po, welcher, fast in gerader Richtung von Westen nach Osten her fließend, Italien beinahe in eine nördliche und südliche Abtheilung trennt. Ziemlich gleichlaufend mit dem Mincio strömt die Etsch (Adige) von den tyrolischen Gebirgen her bei Verona und Legnago vorbei, ändert unterhalb dieses Orts ihre bisherige südöstliche Richtung, und fließt nun fast gleichlaufend mit dem Po, der durch viele Nebenflüsse mit ihr in Verbindung steht, ziemlich gerade gegen Osten, doch, eben so wie dieser, ein wenig nordostwärts, in's adriatische Meer. Die Etsch war die Hauptschutzwehr der Republikaner, die sich längs derselben von den tyrolischen Gebirgen her auf ihrer Linken bis nach Legnago herab mit ihrem rechten Flügel ausgedehnt hatten. Buonaparte hatte bis jetzt fast die sämtlichen gegen ihn anrückenden Heere der Oestreicher durch die Schnelligkeit seiner Be-

wegungen besiegt, indem er auf jedem Angriffspunkte seine ganze Macht vereinigte, und so die einzelnen Abtheilungen des Feindes nach einander durch eine unwiderstehliche Ueberlegenheit aufrieb. Diesen Kunstgriff glaubte ihm Alvinzy bei seinem neuen Entwurfe zu einem Angriffe unmöglich machen, und sich selbst vielmehr, so weit es anginge, die Anwendung desselben erleichtern zu müssen. Er verlegte deshalb die Angriffspunkte so weit von einander, daß eine Bewegung von dem einen zum andern sehr zeitspielig seyn mußte, und vertheilte seine Macht mit so vieler Klugheit, daß der Feind nicht errathen konnte, wo er eigentlich seine Hauptstärke zu sammeln gedenke, und wohin also der stärkste Widerstand zu richten sei. Dem zufolge zog die eine Abtheilung des östreichischen Heeres von Padua her südwärts bis gegen die Etsch herab, um in der Gegend von Legnago einen Uebergang über dieselbe zu versuchen, und sich so der eingeschlossenen Veste zu nähern. So wie diese Abtheilung den südlichsten Punkt des rechten feindlichen Flügels zu dem Ziele ihres Angriffs machte, so rückte dagegen eine andre östreichische Abtheilung, aus den tyrolischen Gebirgen her, gegen den nördlichsten Punkt des linken französischen Flügels an. Damit aber Buonaparte auch nicht im Stande wäre, diese beiden bedroheten Gränzpunkte seines Heeres zu verstärken, näherte sich eine dritte Abtheilung der Oestreicher, von Bassano her, dem Mittelpunkte seiner Stellung zu Verona, und beunruhigte ihn desto mehr, da sie, in der Mitte zwischen den beiden Angriffspunkten auf seinen Flügeln, den Oestreichern entweder auf dem einen oder auf dem andern eine große Ueberlegenheit verschaffen konnte, je nachdem sie sich gegen Tyrol, oder gegen Legnago hin bewegte. Zu allen diesen Punkten, wo

Buonaparte einen Angriff mit überlegener Macht besorgen mußte, kam dadurch noch ein neuer hinzu, daß der Papst seine Mannschaft nach Romagna rücken ließ, um den neuen Freistaat, der im Süden der französischen Eroberungen liegt, zu beunruhigen, und daß Wurmser, wie man aus aufgefangenen Briefen wußte, den Befehl hatte, wenn eine längere Vertheidigung Mantua's unmöglich wäre, mit der Besatzung aus der umlagerten Veste zu entfliehn, und sich in den Kirchenstaat oder in das Ferrarische (die neue Republik) zu begeben.

Buonaparte's Geist fand in sich selbst die Hülfsmittel, welche ihm die Stärke seines Heeres nicht darbot, um allen Uebeln, von so vielen Seiten sie ihn auch bedroheten, hinreichenden Widerstand entgegen zu setzen. Zwar beschleunigte er die Ankunft der von der Regierung ihm zugesandten Verstärkungen; aber sie waren noch immer nicht stark genug, um die verschiedenen Punkte, auf welchen ein Angriff zu besorgen war, gehörig zu sichern. Buonaparte glaubte daher, die entferntere Gefahr durch Täuschung abhalten zu können. Er zog aus allen Abtheilungen seines Heeres einzelne Schaaren, deren jede so schwach war, daß ihre Entfernung die Abtheilung, welche sie verließ, nicht im mindesten schwächte. Diese Schaaren versammelte er in Bologna, und die Feinde, welche bloß die Menge der auf so verschiedenen Wegen dahin gezogenen Haufen, aber nicht die Schwäche jedes einzelnen kannten, glaubten daher wenigstens funfzehntausend Mann an diesem Orte beisammen, da es doch nicht viel über zweitausend waren. Die römische Heeresmacht, welche sich wohl stark genug glaubte, eine gegebene Blöße zu benutzen, fühlte sich doch außer Stande, sich einem Heere zu nähern, von welchem sie muthmaßte, daß es ohnehin keinen an-

dern Zweck habe, als sie aufzusuchen: und die Gerüchte von der Stärke der hier versammelten Mannschaft würden selbst die Annäherung der mantuanischen Besatzung wahrscheinlich etwas verzögert, und dadurch zu der Zusammenziehung einer wirklichen Heeresmacht in dem neuen Freistaate Muße verschafft haben, wenn es ihr gelungen wäre dahin zu entkommen. Solch ein Blendwerk aber, welches im Stande war, entfernte Feinde zurückzuhalten, war gegen die so nahe östreichische Kriegsmacht nicht zu gebrauchen, welche sich allen Stellungen der Franzosen näherte, allenthalben einen Angriff drohete, und doch ihre Bewegungen so geschickt verbarg, daß man lange nicht errathen konnte, wohin sie eigentlich ihre meiste Stärke zusammendrängen und ihren Hauptangriff richten würde. Es scheint, als ob für Buonaparte, wenn er sich nicht einem Fehlgriffe aussetzen wollte, dessen Nachtheile unersetzlich gewesen seyn würden, nichts übrig geblieben wäre, als die von entgegengesetzten Seiten nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte gerichteten Bewegungen der Oestreicher so lange ohne nachdrücklichen Widerstand zu beobachten, bis er ihre wahren Absichten entdeckt, und seine Macht wieder so nahe zusammengedrängt hatte, daß er sie schnell genug nach den entgegengesetzten Angriffspunkten wenden, und also sein gewöhnliches Verfahren, trotz der ihm widerstrebenden Maßregeln der Feinde, dennoch wiederholen konnte. So viel ist gewiß, daß Buonaparte diesen Grundsätzen gemäß gehandelt hat, und man muß daher ungewiß darüber bleiben, in wie fern die ersten Fortschritte der Oestreicher bloß der Schwäche auf beiden französischen Flügeln zugeschrieben werden müssen, oder in wie fern sie von Buonaparte nicht nur vorausgesehn, sondern auch mit Bedacht nicht gehindert wurden.

Die ersten Tage, wo die Oestreicher ihre neuen Entwürfe auszuführen begannen, waren wirklich eine Reihe von Siegen. Die Abtheilung von Padua, unter dem General Provera, machte sich mit der Abtheilung von Bassano und mit der von Bassano nach dem Etschthal gegen den linken Flügel der Franzosen abzugebenden Verstärkung zugleich auf den Weg a).

Provera hatte den Auftrag, im Süden, etwa bei Legnago, über die Etsch zu gehn, und sich mit der Besatzung von Mantua zu vereinigen. Beide zusammen wären dann stark genug gewesen, den Feind, wenn er auf seinem linken Flügel im Norden angegriffen und geworfen war, zugleich in seinem Rücken von Süden her zu bedrängen, und ihm den Rückzug wenigstens ungemein zu erschweren, wenn nicht gar einen beträchtlichen Theil seiner Mannschaft ostwärts vom Mincio gänzlich abzuschneiden. Die ersten Vorfälle bei dieser Abtheilung berechtigten zu den höchsten Hoffnungen von ihrem Erfolge. Der östreichische Vortrab unter dem Generalmajor Hohenzollern warf, in drei Haufen getheilt, den Vortrab des rechten französischen Flügels b), obgleich die zerstreut an der Fratta stehenden Schaaren sich in Bevilaque sammelten, und hier auf's hartnäckigste den Uebergang über den Fluß vertheidigten. Am folgenden Tage ward der Feind auf's neue angegriffen c), und mit Nachtheil zurückgetrieben. Einige Hundert Gefangene, drei Kanonen und eine Haubitze geriethen in die Gewalt der Sieger, und man konnte jetzt d) schon zu dem Uebergange über die Etsch schreiten, um dem

a) Am 7ten Januar.

b) Am 8ten Januar.

c) Am 9ten Januar.

d) Am 13ten Januar.

Hauptziele dieses Zuges, der Vereinigung mit Mantua's Besatzung, näher zu kommen.

Während die südliche Abtheilung des östreichischen Heeres alle Hindernisse so glücklich überwand, hatten sich die nördliche und die mittlere nicht minder heitere Aussichten eröffnet. Die Fortschritte der Oestreicher im Süden nöthigten den General Buonaparter auf die Verstärkung seines rechten Flügels bedacht zu seyn: zugleich war die Abtheilung von Bassano gegen sein Mitteltreffen bis in die Nähe von Verona vorgerückt, und die nördliche Abtheilung der Oestreicher von Bassano her so verstärkt worden, daß sie dem linken Flügel der Franzosen weit überlegen war. Sie griff die Stellungen des Generals Joubert auf dem Montebaldo an der deutschitalischen Gränze an a), warf in der Nacht seine Seitenbedeckung, und nöthigte ihn dadurch, seine von vorn unangreifbare Stellung zu verlassen, rückte bis Rivoli vor b), verstärkte sich hier noch durch neue Mannschaft aus dem Etschthale her; so daß insgesamt sechs und zwanzig Bataillons, vier und zwanzig leichte Compagnieen, und dreizehn Escadrons den rechten Flügel der Franzosen zu vernichten droheten.

Bis hieher war den Oestreichern, obgleich sie auch freilich in diesen Gefechten gelitten, und unter andern bei Verona c) sechshundert Gefangene verlohren hatten, Alles nach Wunsch gelungen; denn sie standen zugleich vor Rivoli im Nordosten, vor Legnago im Südosten von Mantua d): von hier aus wollten sie zu gleicher Zeit ihre Bestrebungen fortsetzen, sich dieser Stadt zu nähern; aber Buonaparte fand, daß jetzt der

a) Am 12ten Januar.

b) Am 13ten Januar.

c) Am 12ten Januar.

d) Am 13ten Januar.

Zeitpunkt gekommen sei, ihre Entwürfe zu vernichten. Er hatte, während dieser Tage, an den innern Einrichtungen des neuen cispadanischen Freistaats gearbeitet; hatte an den General Augereau zweitausend Mann gesandt, um ihn dadurch zur Verzögerung der Fortschritte Provera's hinlänglich in Stand zu setzen; er hatte sich dann nach Mantua begeben, um der Mannschaft, welche diese Veste einschloß, die nöthigen Verhaltungsvorschriften zu ertheilen, und kehrte darauf, nachdem er allenthalben Vorbereitungen zum Kampfe gemacht hatte, nach Verona zurück, um nach den Unternehmungen des Feindes die seinigen zu berechnen. Die große Ueberlegenheit, womit sein linker Flügel angegriffen wurde a), lösete endlich seine bisherigen Zweifel, und überzeugte ihn, daß Alvinzy die Hauptmacht der Oestreicher bei sich gesammelt habe, um über Rivoli mit derselben vorzudringen. Jetzt war sein Entwurf bald gemacht. Sobald er diese Nachrichten bekommen hatte, eilte er, während der Nacht, mit der Abtheilung Massena's aus dem Mitteltreffen seinem linken Flügel zu Hülfe, er untersuchte noch mit den übrigen Generalen, während dieser Nacht, die Lage des Schlachtfeldes und die Stellungen des Feindes, änderte dann die von Joubert getroffenen einsichtsvollen Verfügungen so ab, wie eine kluge Benutzung der mit ihm angekommenen Verstärkungsmannschaft es erforderte, und erwartete nun ruhig den Angriff Alvinzy's. Dieser erfolgte mit vieler Einsicht und Tapferkeit b): der rechte Flügel der Franzosen ward nach einem mühsamen und hartnäckigen Kampfe zum Wanken gebracht, das östreichische Mitteltreffen hatte das französische

a) Am 13ten Januar. b) Am 14ten und 15ten Januar.

zurückgedrängt, der linke Flügel der Franzosen war umgangen, und man griff sie nun im Rücken an; kurz, der Sieg schien für die Oestreicher entschieden.

In diesem Augenblicke rückte eine neue Schaar Franzosen gegen das östreichische Mitteltreffen an, und zugleich brachte eine Abtheilung französischer Reiterei die Mannschaft des linken Flügels zum Weichen. Die hiedurch entstandene Unordnung pflanzte sich bis in das Mitteltreffen fort, es war unmöglich die Ordnung wieder herzustellen, und das siegreiche Vorrücken des östreichischen rechten Flügels war nur ein Unglück mehr für die Oestreicher; denn es konnte nun zu nichts dienen, als ihm die Rückkehr zum Hauptheer zu erschweren, und folglich die Anzahl der in die Hände der Franzosen gerathenen Gefangenen zu vergrößern, die sich auch auf die erstaunliche Zahl von dreizehntausend Mann belief. Für Alvinzy blieb nun nichts anders übrig, als sich mit den geretteten Ueberbleibseln seines Heeres so schnell als möglich in die tyrolischen Gebirge zurückzuziehn. Er schrieb in seinem Berichte, daß auch der Verlust des Feindes sehr groß gewesen seyn müsse, weil er diesen Rückzug ohne Beunruhigung von demselben vollbracht habe; aber wenigstens dieser Grund beweiset für jene Thatsachen nichts; denn Buonaparte hatte jetzt ein weit nöthigeres Geschäft, als die Verfolgung des geschlagenen östreichischen Heeres gegen Norden zu.

So groß der Verlust der Oestreicher in der Schlacht bei Rivoli war; so war doch dadurch nur die eine Hälfte ihres Entwurfs vereitelt: es war noch immer nicht unwahrscheinlich, daß ihre Abtheilung im Süden den Uebergang über die Etsch bewerkstelligen, bis Mantua vordringen, in Ver-

bindung mit der dortigen Besatzung das Belagerungsheer der Franzosen schlagen, und alsdann wenigstens die eingeschlossene Veste mit neuen Lebensmitteln versorgen, und die Anzahl der Vertheidiger vermehren konnte. Dadurch wäre Mantua wieder auf eine so lange Zeit in Sicherheit gesetzt worden, daß man von Oestreich aus Muße genug zu neuen Versuchen für seinen Entsatz gehabt hätte. Dies war es, was Buonaparte zu hindern suchen mußte, und eben deswegen konnte er nicht lange auf dem Schlachtfelde verweilen, und noch weniger die fliehenden Feinde verfolgen: er flog nach Mantua zurück, um jetzt die südliche Abtheilung der Oestreicher eben so zu vernichten, wie es ihm so eben mit der nördlichen geglückt war: und es gelang ihm über alle Erwartung.

Die Mannschaft Provera's hatte glücklich den Uebergang über die Etsch zu Stande gebracht a), obgleich der General Guyeux sie durch einen Angriff bei Anghiari, oberhalb Legnago, an der Vollendung dieses Unternehmens zu hindern gesucht hatte b). Dreihundert östreichische Gefangene waren indessen ein Beweis, daß die Franzosen in diesem Gefecht nicht ganz ohne Vortheil sich angestrengt hatten, obgleich die eigentliche Hauptabsicht desselben nicht erreicht ward. Sie ließen sich deswegen nicht abschrecken, nach erhaltener Verstärkung einen noch ernsthafteren Angriff gegen die nun am rechten Ufer der Etsch befindlichen Oestreicher, ebenfalls wieder bei Anghiari, zu versuchen c). Augereau that den Feinden hier einen merklichen Abbruch, indem er zweitausend Gefangene machte, und alle ihre Brücken über

a) Angefangen am 13. Jan. Abends.

b) Am 14ten Januar.

c) Am 14ten Januar.

die Etsch verbrannte. Je mehr den noch übrigen siebentau- Mann unter Provera hiedurch der Rückzug erschwert ward, desto leichter ward ihnen der Entschluß, nun über Castellano nach Mantua zu eilen. Hierzu ward sogleich die Nacht benutzt, und die Oestreicher kamen glücklich bis an die Vorstadt St. Giorgio, die an der Nordostseite der Vestung liegt, und durch einen Damm mit ihr zusammenhängt. Sie griffen also den ganzen Nachmittag hindurch a) diese von den Franzosen stark verschanzte Vorstadt an; aber die Franzosen thaten ihnen einen so tapfern Widerstand, daß sie alle Hoffnung, sie zu erobern, aufgeben mußten. Provera kam nun mit Wurmser dahin überein, die Plätze Favorite und Montada, die noch etwas weiter gegen Norden liegen, und die man schwächer besetzt glaubte, anzugreifen, und so unter Begünstigung eines gleichzeitigen Ausfalls aus Mantua die unter Provera angekommene Verstärkung an Mannschaft und Lebensmitteln in die Veste zu bringen. Dieses Unternehmen hätte kaum fehlschlagen können, wenn man es bloß mit dem Belagerungsheer der Franzosen zu thun gehabt hätte; aber theils waren aus Legnago und Ronco zahlreiche Schaaren den nach Mantua ziehenden Oestreichern auf dem Fuße gefolgt, theils war Buonaparte selbst mit einer beträchtlichen Verstärkung sogleich von dem Schlachtfelde bei Rivoli in der Nacht aufgebrochen; so daß sich Provera an dem Morgen des Angriffs b) von einem weit überlegenen Feinde umringt fand. Dennoch kämpfte er muthig von des Morgens um fünf Uhr bis gegen Mittag; allein die Besatzung von Mantua wurde, mit einem Verlust von vierhundert Gefangenen, sogleich in

a) Am 15ten Januar. b) Am 16ten Januar.

ihre Mauern durch das Belagerungsheer zurückgetrieben, und konnte ihn also auf keine Weise unterstützen: der Kriegsvorrath seiner muthigen Mannschaft ward endlich verschossen: es blieb ihm also nichts übrig, als sich zu ergeben, und um halb zwölf Uhr Mittags ward unter den Mauern von St. Giorgio eine Capitulation unterzeichnet, vermöge deren sich die sämtlichen Oestreicher, sechstausend Mann Fußvolk und siebenhundert Reiter, zu Kriegsgefangenen ergaben; doch wurden ihnen die gewöhnlichen Kriegsehrenbezeigungen bewilligt, den Officieren wurden ihre Degen und ihr Eigenthum, den Soldaten ihre Tornister gelassen, und viele Generale und Officiere, auch der Oberbefehlshaber Provera selbst, konnten auf ihr Ehrenwort, nicht mehr dienen zu wollen, nach ihrer Heimath zurückkehren.

So hatten also die Kaiserlichen innerhalb wenigen Tagen, den Verlust an Todten ungerechnet, gegen fünf und zwanzig tausend Mann an Gefangenen verlohren: überdies hatten sie noch vier und vierzig Kanonen mit ihren Pulverwagen, und alles Gepäck der unter Provera nach Mantua bestimmten Abtheilung, nebst dem dazu gehörigen vielen Getreide und Vieh und einer großen Menge von Fahnen, worunter selbst die von der Kaiserin eigenhändig für die Wiener Freiwilligen gestickten befindlich waren, bei dieser fruchtlosen Unternehmung eingebüßt. Die Franzosen verdankten diese fast unglaublichen Vortheile vorzüglich der entschlossenen Thätigkeit, womit Buonaparte sogleich seine Verstärkung nach Rivoli führte, sobald er entdeckte, daß dort die Hauptmacht der Oestreicher versammelt sei, und womit er wieder, nach einer kaum vollendeten blutigen Schlacht, mit seiner Mannschaft unverzüglich nach Mantua flog, um die südliche Ab-

theilung der Oestreicher an dem Eingange in diese Vestung zu hindern.

Sobald die Franzosen auf diese Weise die südliche Abtheilung des östreichischen Heeres vernichtet hatten, zeigten sie bald, daß sie durch ihre Siege nicht so sehr geschwächt waren, um die weitere Verfolgung der beiden übrigen aufgeben zu müssen. Die mittlere Abtheilung hatte sich hinter die Brenta bei Bassano zurückgezogen, und hielt an dem linken Ufer dieses Flusses, zwei Stunden über Bassano, die Brücke bei Carpanedo besetzt. Der General Massena ließ einen Theil seiner Mannschaft über die Brenta gehn a), um die Oestreicher von der Seite anzugreifen, während sie der General Menard von Valstagno aus am rechten Ufer der Brenta, Carpanedo genüber, bedrängte. Um durch die von der Seite anrückenden feindlichen Schaaren nicht abgeschnitten zu werden, mußten sie sich zurückziehn. Zweihundert von ihnen blieben auf dem Platze, neunhundert Mann und eine Kanone geriethen in die Hände der Sieger. Der Rückzug der Oestreicher wurde desto nothwendiger, da auch die nach Padua gegangene Abtheilung des Generals Augereau über die Brenta ging, und sich durch ihre nordwärts gerichtete Bewegung am linken Ufer derselben über Citadella der Stellung bei Bassano näherte.

Gegen die nördliche Abtheilung der Oestreicher war General Joubert nicht weniger thätig. Nachdem er sich der feindlichen Verschanzungen bei Ala bemächtigt, und dabei vierhundert Gefangene gemacht hatte, rückte er in Roveredo b), und bald darauf c) in Trient ein.

a) Am 25. Jan. b) Am 27. Jan. c) Am 30. Jan.

Die Oestreicher blieben hier mit einer geringen Macht unter Liptay stehn, der sein Hauptquartier zu Salurn, zwischen Trient und Botzen, nahm. Die Kriegskasse und die Kriegskanzlei wurden bis nach Brixen zurückgebracht: die sämtlichen Tyroler wurden zur Vertheidigung ihres Landes aufgeboten, und die Hauptmacht der Kaiserlichen zog sich mehr ostwärts, um den Feinden das Vordringen gegen die für den Handel so wichtigen, am adriatischen Meere gelegenen östreichischen Erbstaaten unmögiich zu machen.

So erheblich sich durch diese Fortschritte der Franzosen nach allen Punkten die Folgen der bei Rivoli und Mantua erfochtenen Siege zeigten; so war doch eine Begebenheit noch weit wichtiger, welche von einer andern Seite dadurch veranlaßt ward, nämlich die Eroberung von Mantua, welches sich endlich, nachdem die tapfere Besatzung alles versucht und gelitten hatte, wozu nur immer der Heldenmuth begeistern kann, auf Bedingungen ergab, welche unter diesen Umständen noch immer vortheilhaft genug waren a). Die ganze Mannschaft zog mit allen kriegerischen Ehrenzeichen und mit ihren Waffen ab, um bis zur Auswechselung kriegsgefangen zu bleiben. Der Feldmarschall Wurmser, sämtliche Generale, zweihundert Reiter mit ihren Officieren, und fünfhundert Mann, welche Wurmser auswählen konnte, wurden nicht zu Kriegsgefangenen gemacht, sondern erhielten auf die Bedingung, innerhalb drei Monaten nicht gegen die Franzosen zu dienen, ganz freien Abzug. Officiere und Gemeine behielten ihr Eigenthum, gegen die auf ihr Ehrenwort gegebene

a) Am 2ten Februar.

bene Versicherung, nichts, als was einem jeden persönlich zugehörte, mitzunehmen: jedem Officier ward eine durch seinen Rang bestimmte Anzahl von Pferden zugestanden. Die kaiserliche Mannschaft sollte über Legnago, Padua und Treviso in einzelnen Abtheilungen zu tausend Mann, die in Zwischenzeiten von einigen Tagen auf einander folgen sollten, in kleinen Tagereisen nach Görz gebracht, und für ihre Verpflegung von französischen Commissarien gesorgt werden. Diejenigen Papiere, welche für das französische Heer von keinem Nutzen seyn konnten, wollte man ebenfalls auf Wagen dahin bringen.

Die Nachricht von dieser Eroberung ward von der französischen Regierung für so wichtig gehalten, daß sie, was noch bei keiner Siegesnachricht geschehen war, unter Trommelschlag und Kanonendonner in Paris bekannt gemacht wurde, und außerdem eine Menge von republikanischen Festen veranlaßte.

Unterdessen hatten die Franzosen in Italien den Schauplatz ihrer Thätigkeit durch einen Angriff auf das Gebiet des heiligen Vaters erweitert. General Victor ging über Imola nach dem Flusse Senio (zwischen Imola und Faenza), wo sich die päpstliche Mannschaft verschanzt, die Ufer mit Kanonen besetzt, und die Brücken abgeworfen hatte. Ungeachtet der Ermunterungen der Priester, welche mit dem Krucifixe in der Hand die päpstlichen Krieger anfeuerten, widerstanden sie nicht lange dem Angriffe der freigeisterischen Republikaner, welche den seichten Fluß durchwateten, und sie mit dem Bajonette in Schrecken setzten a). Ihre sämtlichen

a) Am 1sten Februar.

vierzehn Kanonen geriethen, nebst tausend Kriegsgefangenen, in die Gewalt des siegenden Feindes: einige hundert Mann blieben auf dem Schlachtfelde, die Reiter entflohn mit einer unerreichbaren Geschwindigkeit.

Die Republikaner rückten nach diesem Siege sogleich nach Faenza vor, welches sie mitten unter geräuschvollen Anstalten zu seiner Vertheidigung einnahmen a); am folgenden Tage rückten sie in Forli ein b); sie rückten darauf bis Cesena, Rimini, Pesaro und Senigaglia vor c), so daß sie das ganze Romagna, am adriatischen Meere hin, Ravenna mit eingeschlossen, schon besetzt hatten. Mit dem Hafen von Ankona fiel auch die ganze Mark dieses Namens in ihre Hände d). Es ist zweifelhaft, ob die Franzosen von hier aus immer weiter nach Rom vordringen, oder ob sich der Papst durch Friedensvorschläge, welche wohl allein im Stande seyn möchten, sie auf ihrem Wege aufzuhalten, einen Theil seiner weltlichen Besitzungen noch sichern werde. Wahrscheinlich würde er jetzt sehr zufrieden seyn, wenn er den Frieden auf eben dieselben Bedingungen erhalten könnte, welche ihm ehemals vergebens von den Franzosen angeboten wurden.

Außer diesen kriegerischen Fortschritten haben sich die Franzosen noch andere Vortheile in Italien durch einen neuen Vertrag mit dem Großherzoge von Toskana erworben, welcher ihnen, bei Zurückziehung ihrer Mannschaft aus Livorno, zwei Millionen Livres zu zahlen versprochen hat.

Auf jeden Fall scheint Italien jetzt der Schauplatz der vorzüglichsten Kriegsanstrengungen zu werden, indem theils

a) Am 1sten Februar.

b) Am 2ten Februar.

c) Am 3ten Februar.

d) Am 8ten Februar.

beide Heere sich hier am meisten verstärken, theils auch die Oestreicher wahrscheinlich den Erzherzog Karl zu ihrem Ober-Anführer erhalten. Schon ist er bei seiner Rückreise nach Wien auf ein Paar Tage bei diesem Heere gewesen, und das Gerücht sagt, daß er bald als Oberbefehlshaber, nebst dem General Bellegarde, dahin zurückkehren wird. Der Kampf Buonaparte's gegen denjenigen östreichischen Feldherren, der sich bis jetzt den meisten Ruhm in diesem Kriege erworben hat, läßt hier sehr merkwürdige Vorfälle erwarten.

Weniger wichtig, als die neuesten Kriegsbegebenheiten, sind die im vorigen Monate bekannt gewordenen innern Staatsvorfälle. In Frankreich hat die Jahresfeier der Hinrichtung Ludwigs XVI a) an mehreren Orten Versuche zu Unruhen veranlaßt. Die wichtigsten darunter waren zu Toulouse, wo in einem Auflaufe sechzig Menschen umgekommen sind. Die entgegengesetzten Parteien warfen sich wechselseitig die Verübung dieser Gräuel vor: daß der Tod eines unbeeidigten Priesters die innere Gährung zum Ausbruch gebracht habe, ist in dieser Stadt desto weniger unwahrscheinlich, da sie sich seit Jahrhunderten durch eine blutgierige Frömmelei ausgezeichnet hat. Wer kennt nicht unter andern die traurige Geschichte des Jean Calas! — Bald nach den Nachrichten von diesen unruhigen Bewegungen erhielten die Fünfhundert von der Regierung die Bothschaft b) von der Entdeckung einer wichtigen Verschwörung der Königlichgesinnten zum Umsturze der Republik. Die Häupter derselben, der Abbé Brettier, der schon ehemals wegen seiner Anhänglichkeit an's Königthum in Untersuchung gewesen war, Berthelot

a) Am 21sten Januar. b) Am 31sten Januar.

de la Villeharnois, ehemaliger Maitre des Requetes, und der Gewürzkrämer Dünant, den man aber für einen verkappten wichtigen Ausgewanderten hält, nebst einem unteren Geschäftsführer derselben, dem berüchtigten Poly, waren unvermuthet verhaftet, und man hatte bei ihnen die unzweideutigsten Beweise des Staatsverraths, Geld, Briefe, Anweisungen, Vollmachten, und eine schickliche Proclamation von Ludwig XVIII, auch einen sehr gut durchdachten Entwurf zu allen bei einer Gegenrevolution dienlichen Maaßregeln gefunden. Wie weit sich die Fäden dieser Verschwörung eigentlich erstrecken, ist noch ungewiß; doch vermuthet man, daß sie an allen Orten angeknüpft sind, wo die Königsfreunde noch auf eine ansehnliche Partei rechnen.

Fast ohne alle Folgen ist das Gesetz gewesen a), daß die Mandate keinen erzwungenen Werth mehr haben; denn sie sind nach diesem Beschlusse nicht nur bei ihrem vorigen Preise geblieben, sondern sogar gestiegen. — Die Policei von Paris scheint doch in der That nicht so unthätig, und die Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit scheinen weniger häufig, als sie in einigen Tageblättern geschildert sind. Innerhalb der letzten vier Monathe sind, die Selbstmorde mitgerechnet, ein und vierzig Mordthaten und zweihundert neun und neunzig Diebstähle daselbst verübt worden: immer eine viel zu beträchtliche Anzahl; aber doch geringe gegen die grauenvollen Vorstellungen, die man sich sonst wohl von der dortigen Unsicherheit machte.

In England erregen die Nachrichten von dem immer weiter greifenden Aufruhr im nördlichen Irland und auf den

a) Am 1sten Februar.

ostindischen Besitzungen große Besorgnisse, die noch durch die Furcht vor einer feindlichen Landung erhöht werden. Lord Bridport ist durch starke Westwinde genöthigt worden, wieder in die englischen Häfen einzulaufen, ohne ein einziges feindliches Schiff gesehn zu haben; und die französischen Rüstungen werden in Dünkirchen und in Brest mit großer Anstrengung fortgesetzt.

In der batavischen Republik beschäftigt man sich ruhig mit der Abfassung der neuen Verfassungsurkunde; denn einige Bewegungen in Leyden und Friesland sind ziemlich bald unterdrückt worden.

Merkwürdig für die Geschichte des menschlichen Geistes ist es, daß in Spanien endlich zum erstenmal ein Urtheilsspruch des heiligen Gerichts angefochten und unkräftig geworden ist. Don Ramon de Salas nämlich, Professor der Rechte auf der berühmten Universität zu Salamanka, war, wegen angeschuldigter Ketzereien, von der Inquisition zu einjähriger Gefängnißstrafe und einem nachmaligen vierjährigen Verhafte in einem Kloster verurtheilt worden. Zwei Mitglieder des Raths von Castilien, die als weltliche Beisitzer bei der Untersuchung gegenwärtig seyn müssen, erklärten die Beschuldigungen für völlig unerwiesen, und folglich das Urtheil für rechtswidrig. Der Anwald der Inquisition, ein eifriger Mönch, vertheidigte den Richterspruch durch neue Ausfälle gegen den Beklagten. „Es ist ein Freigeist," sprach er, „der im Stande wäre, das Fegefeuer zu läugnen." Die beiden Weltlichen waren durch die Hitze des Paters nicht überzeugt worden: der Großinquisitor, Erzbischof Lorenzara, ließ also die Sache noch einmal vor das ganze Inquisitionscollegium bringen, und der vorige Aus-

spruch ward hier einstimmig bestätigt. Die beiden weltlichen Räthe, die nicht glauben konnten, daß ein Urtheil, welches ihnen ungerecht schien, durch eine Wiederholung gerechter geworden wäre, wandten sich an den Friedensfürsten: der König befahl nun, trotz aller Einwendungen des Großinquisitors über die Untrüglichkeit des Inquisitionsgerichts, eine nochmalige Durchsicht der Verhandlungen, und das Urtheil ward nun durch einen königlichen Befehl für ungültig erklärt. — Fast scheint es, als wenn die weltliche Macht des Papstthums, und mit ihr wahrscheinlich die Einheit der Kirche, dieses unübersteigliche Hinderniß für die Verbreitung besserer Einsichten, von Tage zu Tage merklicher ihrer Auflösung näher rücke.

Berlin, den 3ten März 1797.

Y. —

II.

Salvator Rosa dem Dichter.

Ein Blatt der Erinnerung.

Italia mia, benche 'l parlar sia indarno
A le piaghe mortali,
Che nel bel corpo tuo si spesse veggio! —

Petrarca.

Salvator Rosa, aus dem großen Kleeblatt der Landschaftmaler, ist allgemein bekannt. Läßt sich sagen, daß Claude die schöne und Gaspar Poußin die große Natur unübertreflich geschildert habe, so muß man Jenem in Ansehung der wilden das nämliche Lob zugestehn, und einräumen, daß er an Erhabenheit keinem von Beiden wich, an Darstellung menschlicher Gestalten Beide weit zurückließ. Wählte er sehr oft die nämliche Art der Bäume, so ist dagegen sein Baumschlag höchst vollendet; und gefiel es ihm seine Gegenden immer mit fürchterlichen oder seltsamen Krieger- Banditen- oder Bettlererscheinungen zu bevölkern, so darf man gleichfalls nicht läugnen, daß die vom Sturm durchsausten Haine, die meerumlagerten wellengepeitschten Klippen, die Felsen welche keine Spur eines Meißels oder Grabscheits tragen, und seit Entstehung der Erde Einöden geblieben, oder von den Umwälzungen derselben unheilbar

gelitten zu haben scheinen, der Fleck Landes welcher gegen den zerrissenen Himmel kein Obdach beut, auch schwerlich andre Bewohner zulassen als solche, die Hülflosigkeit Verzweiflung oder unbändiger Trotz mit den kämpfenden Elementen im Bunde bringt, und zu würdigen Schauspielern einer dergestalt ausgerüsteten Bühne macht.

Omnia terrarum subacta,
Praeter atrocem animum!

Salvator malte eben so rasch und viel als fleißig. Selten aber floß sein Blut ruhig genug, um ruhige Ansichten aufzunehmen. Wenigstens sind, unter seinen großen Arbeiten, unserm Gedächtnisse nur zwei Seestücke im Pallast Pitti gegenwärtig, denen auch dieser Preis gebührt; und sollten sich mehr dergleichen finden, woran wir nicht zweifeln, so bleibt dennoch der Ausdruck heftiger Leidenschaft, empörter Gefühle, und angestrengter Kraft, auch in historischen Gemälden, worin sein rastloser Geist es mit andern Nebenbuhlern als den Genannten aufnahm, der herrschende Charakter seines Pinsels. Kenner, deren Urtheil über ihn sonst strenge genug ausfällt, ertheilen ihm daher das Lob, daß er, wie Nikolas Poußin, auch die geringsten Gegenstände seiner Schilderungen die bezweckte Wirkung des Ganzen vermehren lasse.

Der Mann war aus einem Stücke. Gleich andern grossen Meistern der bildenden Kunst nahm er auch die Feder zur Hand, und griff in die Saiten. Aber zürnende Worte entflohen seinen Lippen, und des Schmeichelns ungewohnt, wählte auch hier sein Geist, um das seinige zur Besserung der Welt beizutragen, den Weg der Strafe. Er schrieb Satyren. Zwar in dreifach gereimten Zeilen, aber so starken

unbändigen zusammengedrängten Ausdrucks, daß ein zart gewöhntes Ohr sie hart und barbarisch finden mag. Indessen muß ihnen ihr eigenthümliches Gewicht bald einen Neides würdigen Werth beigelegt haben, weil Salvators Gegner sich beikommen ließen, ihm seine Autorschaft streitig zu machen. Die Nachwelt ist gerechter. Sie wird nicht auf die Worte des erbitterten Dichters schwören: aber sie kann es sich leicht erklären, daß einem solchen Maler solche Worte zu Gebote standen.

Salvator ward im Jahr 1615 zu Renessa, in der Nachbarschaft von Neapel, geboren. Wahrscheinlich von armen Eltern: denn er kämpfte lange mit der Dürftigkeit, sah sich genöthigt Arbeiten, die anjetzt mit Geld aufgewogen werden, an den Ecken der Gassen um geringen Preis feil zu bieten, galt nichts in seinem Vaterlande, fand in Rom Abnehmer die besser bezahlten, nutzte seinen Erwerb um verständigen geistvollen Leuten ein angenehmes Haus zu eröffnen, in welchem sie sich belehrten und wo sogar zuweilen Schauspiele gegeben wurden, und starb daselbst 1673 im acht und funfzigsten Jahre seines Alters.

Die Heldenzeit der Farnese, der Doria, war vorüber, als Salvators Jahrhundert begann. Sein Vaterland belasteten übermüthige Statthalter der schwachen Nachfolger Karls und Philipps mit eisernem Joch, und milderten nicht einmal das Gefühl des häuslichen Unglücks, durch schmeichelhaften Anschein der Ehre von außen. Jenes hätte Ossuna nach Willkühr bewirken mögen, diesem nachzustreben war ein Verbrechen das ihm seine Würde kostete, indeß Bedmar, für den bloßen Anschlag eines schmählich gescheiterten Frevels, mit dem Kardinalshute belohnt ward. Masaniello schüttelte diese

Ketten, aber zerbrach sie nicht. Urban VIII entehrte den für heilig gehaltenen Stuhl durch Ränke, deren Schamlosigkeit mit dem Fürsten der Finsterniß wetteiferte, die zehnmal vereitelt zum eilftenmal wiederkehrten, und die trostlose Erfahrung aufstellten, daß Hartnäckigkeit gegen schändliche Niederlagen schändlicherem Gewinn den Weg zu bahnen vermöge. Bloß Ferdinand Medicis gewährte dem italischen Himmel das erfreuliche Schauspiel eines Landes, dessen Bürger bei dem Glanz ihres Fürsten an Wohlstand gewannen. Aber Wälschlands gepriesenste Freistaaten fingen schon an den verderblichen Einfluß eines veränderten Ganges der Handlung, und die traurigen Folgen einer unüberlegten Eifersucht zu empfinden, die den Neid des Auslandes erregt hatte, ohne gewiß zu seyn daß sie ihn, sobald es ihr Vortheil erforderte, wieder entwaffnen könne. Spaniens untergehendes Gestirn das seine Trabanten, die Niederlande und Portugall, aus ihren Kreisen gewichen sah, erlosch vor der brennenden Sonne Frankreichs, dem Richelieu das Zeitalter Ludwigs XIV, und die Herrschaft der Sprache bereitete, deren Meister in Italien selten wurden. Karl der Erste legte sein Haupt blutig in den Staub. Der westphälische Friede besiegelte die Absage der Hälfte des kriegzerrissenen Deutschlands von der römischen Kirche, für welche das westliche und nordliche Europa schon früher unwiederbringlich verloren war. Als ob ihr diese Einbuße nicht genüge, verbannte sie selbst das Licht der Wissenschaften, warf Galiläi in Kerker, und zwang Gassendi sich unter einem fremden Volke Schüler zu suchen. Zwar freute sich die bildende Kunst Italiens ihres Albano, aber Velasquez und Ribera verherrlichten Spanien, und Rubens und Vandyk überstralten ihre Zunftgenossen bei andern Völkern.

So erinnerte den Salvator jeder anziehende Gegenstand seiner Mitwelt, daß Wälschlands Größe dahin, und auf den Tag der es verherrlicht hatte eine dauernde Nacht gefolgt sey. Aehnliche Ueberzeugung vergällte selbst die fromme Seele Petrarka's. Das reinste Heiligthum der Liebe bewahrt einige Töne des Jammers, deren Angstgeschrei vielleicht nur den herzzerreißenden Klagen der geweihten Seher eines einst erwählten Volkes zu vergleichen ist. Die Canzone deren Anfangsworte diesem Aufsatze vorstehn, das weissagende Sonett welches sich anhebt: L'avara Babilonia, und das unvergeßliche:

La gola, e 'l sonno, e l' oziose piume,
Hanno del mondo ogni virtù sbandita,
Ond' è del corso suo quasi smarrita
Nostra natura, vinta dal costume;

sind unsern Lesern nicht fremd, und mögen einen Mann aus härterem Stoff gebildet entschuldigen, daß er nicht weicher zu reden wußte. Was Wunder daß der verzweifelte der nicht zu retten vermochte, daß der welcher zur Löschung eines solchen Brandes alles Wasser der Welt für unzureichend hielt, nach der sprüchwörtlichen Redensart, das Kind mit dem Bade verschüttete?

Denn von diesem Vorwurfe läßt sich Salvator freilich nicht lossprechen. Aber Gehör verdient er dennoch, ob man ihm gleich unbedingten Glauben versagen darf. Die Fülle und Bestimmtheit der deutschen Sprache, welche den allgemeinen Namen Satyre in mehrere Unterabtheilungen der Scherz-, Stachel-, Spott- und Strafgedichte zerlegen kann, eignet den Satyren Salvators die lezte Be-

nennung zu. Sie erschienen zuerst, unter der wahrscheinlich erdichteten Angabe des Druckorts Amsterdam, und der auf ihren Inhalt anspielenden des Verlegers, Sevo Prothomastix (des ergrimmten Hauptgeißelführers), ohne Bezeichnung des Jahrs, aber wie Literatoren behaupten 1664 in klein Oktav. Neuere Auflagen sind, wiederum angeblich in Amsterdam, 1719 und 1770 veranstaltet. Der Verleger widmete sie, als ihrem Schutzherrn, dem Verfolger des Filademo, dem Settano: das ist, wenn wir nicht irren, dem Lodovico Sergardi, der lateinische Satyren geschrieben hat, welche größtentheils gegen Gravina gerichtet, und ohne Benennung des Orts 1696, hernach aber 1698 und 1700 zu Cölln gedruckt wurden.

Der Strafgedichte Salvator's sind sechs. Die Tonkunst. Die Dichtkunst. Die Malerkunst. Der Krieg. Babylon. Der Neid. Schwanger von Anspielungen und Beziehungen auf Personen und Begebenheiten der Vorwelt und ihres Jahrhunderts, bedürften und verdienten sie vor vielen andern einen Commentar. So viel wir aber wissen ist dieser Vorzug nur der dritten zu Theil geworden, die Herr Fiorillo zu Göttingen 1785 mit Anmerkungen herausgab. Vielleicht ist sie dennoch verständlicher als die zweite, weil durch Hülfe der Kupferstecherkunst die Werke der Maler weit bekannter sind, als die poetischen Mißgeburten Italiens aus dem sechzehnten Jahrhundert, wo die bloßen Namen der dichterischen Verbindungen, der Müßigen, der Eingeschlummerten, der Ungebildeten, der Wunderlichen, der Unsinnigen, der Grillenfänger, der Beschatteten, der Mehlbestäubten, u. s. w., die zum Theil noch und in Florenz be-

stehn, hinreichend sind, einem gesunden Geschmack alle Lust an näherer Bekanntschaft mit ihnen zu benehmen. Daher fand auch Salvator im Auslande meistens nur solche Leser, die sich eine nähere Kunde Italiens erworben hatten, obgleich manche seiner Gleichnisse als Fabeln in Umlauf gekommen sind: zum Beispiel das von dem gefangen genommenen Trompeter, der vom Feinde Schonung verlangte, weil er selbst kein Blut vergösse sondern nur Lärm mache, aber größerer Strafe werth geachtet ward, indem er andre zu der Wuth reize die er selbst zu ohnmächtig sey zu vollführen; welches der Dichter auf die Sänger anwendet, die Frömmigkeit und Gottesfurcht durch ihre Lieder untergraben. Den Malern wirft er die Wahl niedriger und unbedeutender Gegenstände vor, und erzählt, sonderbar genug, er der selbst so gern zerlumpte Bettler und Landstreicher malte, es habe Jemand einem Deutschen das Gemälde eines abgerissenen Bettelmannes vorgezeigt, und ihn gefragt wie hoch er es schätze? aber zur Antwort bekommen: der Deutsche möchte einen solchen Kerl nicht geschenkt haben wenn er auch lebte. Ferner tadelt Salvator die häufigen Vergehungen selbst großer Maler gegen das Kostum, indem sogar Rafael dem Adam eine eiserne Hacke in die Hand gegeben habe. Nicht einmal Buonarotti entgeht seiner Mißbilligung, weil er keinen Anstand nahm, in seiner Vorstellung des jüngsten Gerichts, Theile welche die Schamhaftigkeit zu bedecken befiehlt vor den Augen der Zuschauer zu entblößen, weswegen Daniel von Volterra den Auftrag bekam Angelo's Heiligen Beinkleider zu verfertigen. Bei dieser Gelegenheit wird der päbstliche Ceremonienmeister, Monsignor della Casa, redend eingeführt, und beginnt seinen Verweis mit dem glücklichen Wortspiel:

Michiel Angelo mio, non parlo in gioco:
  Questo che dipingete è un gran giudizio,
Ma del giudizio voi n' havete poco.

Freund Michel Angelo, ich scherze nicht:
  Groß ist der Tag des Urtheils den du malst,
Doch klein die Urtheilskraft die du beweisest.

Babylon bedeutet, was es von Alters her bedeutet hat, Rom. Doch ist dafür gesorgt, daß im Eingange dieses Strafgedichts auch Neapel nicht verschont bleibe. Vielleicht ist Lesern unsrer Tage folgende Weißagung des Dichters nicht unmerkwürdig.

O Babel, Babel! immer flicht der Himmel
Nicht seine Geißeln aus des Baumes Wolle,
Noch spitzt er seine Pfeile zu mit Eis.
Du thätest besser Sittenbesserung,
Als Besserung der Straßen zu betreiben,
Und statt des Haars die Lust in Zaum zu halten.
Verkaufe fürder nicht den Dienst des Himmels,
Ruf die Gerechtigkeit aus ihrem Grabe,
Und hilf dem Glauben auf daß er nicht sinke.
Des Herren Ausspruch wird an dir erfüllt:
„Das Lachen stirbt auf des Verruchten Lippen,
„Und in der Blüthe welkt des Frevlers Hoffnung.“
Sieh, wie du thust, mich scheelen Blickes an;
Ich kleide lieber mich in Sack und Asche,
Als daß ich von erkannter Wahrheit weiche.
Es kommt die Zeit, wo sich in deinen Kirchen,
Aus heiligen Gefäßen, Lästermäuler
Berauschen werden, wo der Gotteslåugner
Gedungne Schaar um die Altäre tanzt,
Und jene Krone, die dir unser Glaube

Geflochten hat, des Schicksals Hand zerschmettert.
Die Zukunft naht ach! mit zu schnellem Schritt,
Wo deine Trägheit, deine Fieberkälte,
Mit Spott und Schande dich belasten soll.
Nicht lange wiegst du dich in kurze Träume:
Der Ruf des Schreckens weckt dich ehern auf,
Und das Geripp wird bald der Welt entblößt.
Dein Jupiter verkehrt sich zum Saturn;
Du wirst mit Händen greifen, daß ich nicht
Dies Nachtgeheul vergebens dir erhebe.

Der Neid ist besonders wider diejenigen gerichtet, welche Salvator'n das Verdienst absprachen der Verfasser dieser Strafgedichte zu seyn, und ein Schlußsonett eifert gleichfalls gegen sie.

Weil ich Salvator zugenennet werde,
Ruft nun ein jeder: Kreuzigt ihn! auf mich?
Wohl ziemt es sich, daß eine Frevelrotte
Mir Leiden zur Verherrlichung gewährt.

Viel Brüder hat Pilatus, die mich fragen:
Bist du der König der Satyrenschreiber?
Und mancher Petrus hat mich falsch verläugnet,
Und mancher Judas dang sich zum Verrath.

Es lästert das verworfne Volk umher,
Ich habe frech das Heiligthum entwendet,
Und brüste mich mit fremder Gottheit Glanz.

Allein ihr Vorbild soll sie irre leiten:
Sie zwar sind Schächer, doch bin ich nicht Christus,
Und zum Parnaß wird mir ihr Golgatha!

Aus dem bisher angeführten, das sich durch Flögels Geschichte der komischen Literatur, die dem Schreiber dieses

leider nicht zur Hand ist, unstreitig bestätigen odtr berichtigen läßt, erhellt zur Genüge, welches Licht Salvator's Strafgedichte auf die Geschichte der Sitten und Geistesbildung seiner Zeit werfen, die eine Vorläuferin der jetzigen war, und der, wohin der unläugbar wohlthätige Einfluß deutscher Aufklärung nicht reichte, die jetzige leider noch sehr ähnlich sieht. Aber Italien, das Grundsätze der Staatswirthschaft und Kriegskunst von uns empfing, gab uns schöne Künste dafür zurück; und wichen die Verirrungen seiner Dichter, glücklicher Weise, einem mehr geläuterten Geschmack, so blieb die Herrschaft seiner Tonkünstler Maler Bildhauer und Baumeister unverrückt, und, von ihr gepflegt, schoß unter dem Weizen den wir ihr willig verdanken, auch das Unkraut wogegen Salvator eifert merklich empor. Demnach ist die Wahrheit die er vorbrachte auch uns zu Gehör geredet. Sehr willkommen mußte es daher den Herausgebern des Archivs seyn, eine Verdeutschung der Satyre Salvator's, die Tonkunst, zu erhalten, welche in der That das giebt was sich unsern Zeitgenossen und Landsleuten geben ließ, ohne die Achtung gegen Rücksichten aus den Augen zu setzen, die heiliger sind als Uebersetzertreue. Dreifachgereimten Zeilen, die sich im Deutschen mit dem Ausdruck der Strenge worauf es hier ankam nicht vertragen, zog sie mit Recht das jambische Sylbenmaaß vor, welches schon der verdiente Uebersetzer der Ariostischen Satyren erwählte, deren Ton und Inhalt doch bei weitem milder ist. Worte und Redensarten die das Ehrbarkeitsgefühl des Deutschen, Dank sey es seiner Unverdorbenheit! auch dem Unwillen nicht gestattet, vertauschte sie gegen die Sprache unanstößiger Bescheidenheit; und dem zu häufigen Prunk fremder Gelehrsamkeit, die ihre

Beweise

Beweise nicht zuwägt sondern ausschüttet, wurden von ihr hie und da solche Schranken gesetzt, wie überhaupt einer erwünschten Kürze so viel gehuldigt, als ohne Verwischung des Urbildes geschehen konnte. Dennoch muß sich der Leser, um den Dichter dessen Bekanntschaft ihm hier zugeführt wird nicht für einen beschwerlichen Murrkopf zu halten, immer erinnern, daß sein Zorn nicht gegen die Tonkunst an sich selbst, sondern gegen ihre Verweichlichung, gegen ihren Mißbrauch, und gegen die Menschenklasse gerichtet ist, die, um zügelloser Ueppigkeit zu fröhnen, noch in unsern Tagen, von denen welchen die Natur eine Pflege vertraute die selbst die Brust des Thieres nicht verläugnet, aus Bewegungsgründen fühllosen Eigennutzes, der unterscheidenden Naturgaben ihres Geschlechts, und mit ihnen vielleicht auch solcher Empfindungen beraubt wird, ohne welche sich weder Veredlung des Geistes noch des Herzens erwarten lassen. Für die Richtigkeit seines Tadels einer übelverstandenen Kirchenmusik bürgen die Bemerkungen eines Kenners im Oktoberstück 1795 dieser Zeitschrift, welche freilich nicht bloß verwerfen sondern bessern, und deren Urheber nur den einzigen Wunsch unbefriedigt läßt, daß er öfter sprechen möge. Minder gegründet aber scheint Salvator's Besorgniß, gegen den üblen Einfluß der Tonkunst auf den Charakter eines Regenten. Väter ihres Volks und Helden haben, auch in unsern Zeiten, diese edle Kunst geliebt geschätzt und getrieben, ohne eine einzige ihrer andern Tugenden dadurch zu beeinträchtigen, und, wo die Ehrfurcht von noch lebenden Fürsten zu schweigen gebietet, mag schon das bloße Beispiel Friedrichs des Einzigen entscheiden. Aber was sich gegen den zu weit getriebenen Eifer des Dichters sagen läßt, ist unstreitig schon lange

gesagt. Mattheson bestritt seine Satyre durch ein eignes Werk, Mithridat, das im Jahr 1749 zu Hamburg herauskam. Der Schreiber dieser Zeilen hat es nie gesehn, aber er weiß daß es sieben und zwanzig Bogen stark ist, folglich viel zu geräumig für alle Wahrheit der Welt. Dazu liebte der allerdings verdiente Mattheson neben der Kunst auch etwas Künstelei, und hatte manche Veranlassung, in der Hamburgischen Oper aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einem Ungeheuer das Wort zu reden, das alle Ungeheuer Wälschlands hinter sich zurückließ, Marinoschen Flitterwitz durch Postel Hunold und Hanke verholzen ließ, und italienische Arien mit deutschen Recitativen paarte. Hätte Salvator dazu beigetragen solche Brut von der Erde zu vertilgen, wie sehr verdiente er seinen Namen! Ein Deutscher that das seinige. Wernike schrieb seinen Hans Sachs.

III.

Die Tonkunst.

Strafgedicht, dem Salvator Rosa nachgebildet,
von

Friedrich Heinrich Bothe.

Der Wahrheit, o Priapus, werd' ihr Recht!
Sind dir allein die Esel unterthan,
So muß man sagen unsre Welt ist dein.
Glaub mir, es haben so gemehrt sich deine
Vasallen, daß du Xerxes Heeren gleich
Unzählbare Geschwader stellen könntest.
Dir widmen Tempel und Altäre sich:
Denn, in des Hofes höchsten Ehren prangend,
Vermag was Langohr ist viehmäßig viel;
Und, trügt mein Blick nicht zum Planetenhaus,
So ist das waltende Gestirn der Esel,
Der mit dem Hammel steht im Doppelschein.
Erwähne keiner Apulejus Zeit!
Ein Mensch sah damals wie ein Esel aus,
Jetzt sehen tausend Esel aus wie Menschen.
Sie wohnen in Pallästen der Kroniden,
Wohin ich blicke seh' ich sie, dies Land
Scheint mir Arkadien oder Palästina,
Und jeder Meilenzeiger darf sich rühmen:
„Hier geht ein Weg für Esel!“ Ueberall
Ergreift mich Staunen, ob der Legion

Von Langgeöhrten im Senat und Volk.
Vergessend gänzlich der Chronologie,
Ruf' ich, bethört von solcher Aehnlichkeit:
„Wahrhaftig, dies ist Bileams Jahrhundert!"
Der Sonne heiße Glut entströmt nicht mehr
Dem Zeichen eines Löwen, nein! des Esels;
Und, daß die Welt unfehlbar ganz veres'le,
Sprengt das Yahnen aller Schulen Wand.
Vor Allem giebts so weit die Erde wirbelt
Nicht einen Ort, wo nicht der Trillerer
Und Quiker Saat, als üppig Unkraut schösse,
Und wo nicht, närrischer als Narren thun,
Die Fürsten noch aufsuchen solch Geschmeiß,
Der Höfe Schandfleck, der Palläste Schmach.
Verdienst hat heut zu Tage kaum das Stroh
Sich drauf zu werfen, doch mit offnem Beutel
Verspendet Königsgold ein Schwarm Yahner;
Vor sich und hinten schaut man nichts als Sänger
Und Sängerinnen, deren Eins gewiß
Der Fürsten Burgen drunter drüber kehrt.
Fühlt nicht von ihrem giftерfüllten Hauch
Des Markus Stadt, des Petrus Stadt, durchaus
Den schönen Himmel über sich verpestet?
Bescheidner Lust zerbrach ihr Ebenmaaß,
Allein, der Modesänger Brut zu mehren,
Eröffnen aller Unzucht Winkel sich:
Und zu sich lockt die feile Harfnerin
Mehr Römer, als der Sapienza Glocke.
Ist schön der Sänger, schön die Sängerin,
So ziemt was sie begehren oder thun:
Ein schön Gesicht das singt hat obgesiegt.
Damit nun tadl' ich nicht die Singekunst,

Nein, die elenden Sänger, die den Mantel
Besudelt haben der Bescheidenheit.
Ich weiß es wohl, einst übten Kunsterfahr'ne
Die Singekunst; Musik erlernten einst
Der Menschen Größte und Berühmteste.
Ich weiß daß David sang und Sokrates,
Daß der Athener und der Bürger Sparta's
Den andern Wissenschaften gleich sie priesen.
Wich doch Themistokles, der große Held,
An Werth und Ansehn dem Epaminondas,
Weil der Thebaner sang, er aber nicht.
Musik, ich weiß es, wirkte vormals Wunder:
Sie wußte Seelen, die schon Lethe's Ufer
Betreten hatten, einst zurückzuziehn.
Ich weiß es, daß des Thales süßem Klang
Die Pest aus Kreta wich; daß Seuchen, schwer
Und heimlich, Päons Wunderlied vertrieb.
Ich weiß, daß Asklepiades Posaune
Die Tauben heilte, daß die rege Wuth
Mondsüchtiger einst Damon sang in Schlummer.
Ich weiß es, Waldbewohner lehrte durch
Der Leier Ton Amphion Menschlichkeit,
Und wilde Flut horcht' eines Andern Liede.
Allein wer zeigt in diesen Zeiten mir
Den Sänger, der, dem Weisen Krotons gleich,
Zurück zur Keuschheit uns're Jugend führt?
Darum verfällt die Tonkunst unsrer Tage,
Weil sie von lastervollen Sklavenseelen,
Mit eitelm Uebermuth betrieben wird;
Der Schande Herberg' und des dummen Dünkels,
Des Luxus schmuzige Dolmetscherinnen,
Geschmeiß der Treue baar und ohn' Erröthen.

So zählt zu Hunderten sie Wälschland, sieht
Nur Hörnerträger und nur Hämlinge:
Von diesem Troß sind alle Bühnen voll.
Gesang heißt Tugend a), Metze tugendhaft b).
Erröthet meinem Vorwurf, Römerinnen,
Die ihr in Liedern Wollust singt, die ihr
Zu Kupplerinnen Laut' und Zither macht!
Ich fluche ja! ich fluch' euch, schlimme Lehrer,
Die ihr der Welt eintrillert Ueppigkeit,
Des Himmels Zorn und Widerwillen trotzend.
's ist euer Werk, daß jetzt die Stärksten täglich
Verweichlichen, daß ihre Seelen schlaff
Bei Phillis Seufzern, Thyrsis Ach zerfließen.
Musik ist niedrer Seelen Kindertand,
Ist Unzucht-Würze, darum nenn' ich sie
Der Metzen nur und Ganymede Kunst!
Die haben traun! den weissen Stein gefunden,
Der von der Wieg' an Thais und Bathylls
Beglückte Tage, wie ich seh', bezeichnet.
Die zaubern deinen Jungfraun sich ins Herz,
O Rom, die wandeln jetzo Porzien
In Ninen um, Lukrezien in Lullen.
Die sind es, o ihr Väter, die allein,
Die eures Hauses züchtigen Vestalen
Der Jugend Erstlingsblüthe frech entwenden.
Die sind es, die die Kunst Bordelle zu
Bevölkern und zu kultiviren lehren,
Und unter Tugendschein die Schmach verlarven.
Du guter Agamemnon, ließest Du
Der Frau zum Wächter einen Opernsänger,

a) Virtù. b) Virtuosa.

Wie viel Aegisthe hättest du gefunden?
Vom Peruanerland zu Preußens Ufer
Hat sicher keiner mehr, als diese Herrn,
Das Fell gewöhnet an des Wundarzts Nadel.
Zuweilen tödtet mich das Lachen fast,
Wenn ich es seh' wie solch ein Rodomont
In heil'gem Holz und in Heftnadeln raset:
Doch darum kommen sie nicht minder fort,
Sind Günstlinge des wandelbaren Glückes,
Durch ihrer Töne süße Zauberei.
In einem Fall nur taugt der Sänger was:
Wenn seinem Fürsten er das Grablied anstimmt,
Empfindet man ein seliges Gefühl;
Doch übrigens rief schon Antisthenes:
Es ist unmöglich, daß Ismenias
Ein braver Mann und auch ein Sänger sey!
Und seht nur selbst, sie kuppeln ja den Lüsten,
Sie fürchten Gottes strenge Blicke nicht,
Sie machen Gottes Himmel lächerlich,
Ihr Sang und Ton ist geiles Buhlerlied.
An diesem Hamen hängt die Jungfrau fest,
Und wird zur Metze oder wünscht es doch.
Zusammen wandelt Ständchen und Gefahr;
Denn wie mit Köhlern Wäscher sich vertragen,
Verträgt sich mit Musik die Sittsamkeit.
Ich rede wahr und übertreibe nichts:
Man liebt ja bloß den weibischen Gesang,
Und ihn umlagert Unenthaltsamkeit,
Wie eine Flamme Mücken an sich zieht,
Wie Hunde sich um einen Knochen reissen.
Wer das Gesindel kennt und es durchschaut,
Der sage, ob nicht Unbescheidenheit,

Freßsucht und Stolz Musikgesellen sind?
Der Unterthan murrt laut und der Vasall,
Damit der Sänger Himmel Geigen trage.
Für sie drängt eine Gunst die andere,
Und in den Schooß der Schürer jedes Lasters
Leert immer sich des Ueberflusses Horn.
Ein König wähnt' ihn schmücke keine Krone,
Wenn er nicht mehr als einen Jopas hat,
Der Tag für Tag die Zeit vermelodeit.
Ach! so besudelt ist Europa jetzt
Von diesem Schlamm, daß es zu reinigen
Umsonst ein Cato seinen Besen brauchte.
Der Römerstadt Haß und Verachtung war
Musik einmal: nun schaue Latium,
Wie's nach ihr laufend ganz vernarret ist!
Wie viel Tigellinsse fänd' Horaz
In dieser Unzeit, Schwindelköpf' und Buben,
Die nie die Seel' am Uebel sättigen!
Und selbst in Kirchen öffnen diesen Uhus
Die Nester sich, und die entweihten Tempel
Vermindern fast des Soccus Aergerniß.
Denn Wahrheit ist es, unerhörter Beispiels
Verkehren sich, zur Lästerung, die Psalmen
Und Hymnen Gottes jetzt in Bubenmäulern.
Welch Aergerniß, wenn man auf heil'gen Bühnen
Die Vesper grunzen hört, die Messe klaffen,
Und Gloria's und Kredo's heryahnen!
Entstaltet durch Gebrüll und durch Geheul,
Tönt widrig jedem Ohre der Gesang,
Denn nicht ein Wort wird einfach ausgedrückt,
So daß, von Lärm ertönend und von Zoten,
Der Gottheit Haus, voll solcher Bestien,

Den Augen eine Arche Noah scheint.
Liegt's offenbar nicht aller Welt vor Augen,
Warum mit Aerger und mit Ekel man
Das Miserere als Chaconne hört,
Und in der Kirch', im Ton des Harlekin,
Nur Giguen anhebt oder Sarabanden?
Doch steuert keiner solchem Ungemach.
Wer sah auch je der Scham so frech getrotzt?
Im Schauspiel buhlt der Hämling Nachts als Phillis,
Und Morgens drauf singt er die heil'ge Messe!
Ich weiß gefahrenreichen Pfad betret' ich,
Doch standhaft immer red' ich Wahrheit aus,
Und stelle nicht Gardin' und Glas davor.
Dem Ohre Gottes lieber ist der Ton
Des Herzens, das kaum laut der Schuld sich zeiht,
Als Sang und Klang von hundert Arionen.
Wer singen will sing' Assaf gleich ein Lied,
Thalien nicht, Cäcilien ahm' er nach,
Und tret' in Hiobs, nicht in Orfeus Stapfen.
Zum Himmel dringt nur jene Harmonie,
Die, statt verderblichen Gesang zu wählen,
Mit Jeremias ihre Sünden klagt.
Den Himmel ehrt wer ruhig trägt sein Kreuz,
Durch schöne Sitten, nicht durch schöne Hände,
Durch Reinheit des Gewissens, nicht der Kehle.
Abscheul'ge Tollheit einer Thorenbrust,
Zur Zeit, bestimmt das Herz für Gott zu sammeln,
Im Tempel auf Coloraturen sinnen;
Wenn seine Augen Thränen strömen sollten,
Den Christen, offnen Ohrs, an eines Alts
Tenors und Basses Künsten hängen sehn;
Und, unter tausend Instrumente Klang,

Das Klagelied der heiligen Propheten
In ein Rondeau verwandelt trillern hören!
O schwarze Schande der unheil'gen Welt!
Du wirst geachtet über Bethlehem
Weil Noten du erfandest, Insel Samos!
Zwar weiß ich mit Gewißheit nicht zu sagen,
Trägt diese Welt mehr Pythagoriker,
Mehr Gotteslaugner, oder Epikurer?
Doch so viel sag' ich wahr und ohne Schminke,
Schamlos ist jetzo Alles was man singt,
Sei's mesolydisch frygisch oder dorisch.
Vielleicht, o Tonkunst, waren jene Hämmer
Worunter du entstandest minder schwer,
Als die der Künstler unsrer Tage sind.
Du kamst so rein so unbefleckt zu uns,
Doch schlechte Hände haben dich verkehrt.
Und doch wird Ehre diesen Schändern nur.
Sie suchen welterfahr'ne Männer, gleich
Den Fürsten auf, Schatzkammern öffnen sich,
Wohin sie blicken lockt sie reich Erbieten,
Lockt sie Gehalt, Jahrgeld mit Händekuß,
Und offen steht Schrank Kist' und Garderobe.
Ja, mehr noch, dieser eigennütz'gen Brut
Wird Ehren-Amt und glänzende Bedienung.
So steht die Eitelkeit in hohem Preis,
Und weiß sie nur den Lastern zu hofiren,
So regnen immerfort in ihren Schoos
Einkünfte Benefiz' und Pensionen.
So plötzlich kugelrund und feist gepflegt,
Nicht denkend der Geburt und ihres Anfangs,
Thut sie wie Grandes und Satrapen thun;
Und ein belebter Koth, ein schlechter Sklav,

Gewöhnt an Thürstehn und Gesindestube,
Geht um auf Du und Du mit Scipio.
Ein Schelm im Prachtgewand, ein Lotterbube,
Stolz auf vier Noten, dünket sich soviel,
Den Mann von Stande zum Gefecht zu fodern.
O mit wie großer Wahrheit sag' ich aus,
Daß heut'gen Tages mit des Löwen Haut
Die Eselei sich zu bedecken wagt!
Sie bläht, sie brüstet sich, sie wirft den Kopf,
Sie läßt sich lange bitten eh' sie singt,
Und fängt sie an so findet sie kein Ende.
Nie satt begehrt sie stets, und jede Gabe
Verschlimmert die Beschenkte. Ueppigkeit
Ist all' ihr Trachten. Heute müßte wohl
Die Ameis in der Grille Schule gehn:
Denn nichts gilt höher als Gesang und Spiel;
Das wird allein gesucht, allein bezahlt.
Cornelisches Gesetz, was giltst du noch
Zu dieser Zeit, wo Knaben zu verschneiden
Bei Gott! kaum aller Aerzte Arbeit gnügt?
Die rohen Verres und Caligula's
Sind wider da, und lohnen wiederum
Die feilen ungeweih'ten Papagei'n.
Doch wozu schreien, wozu Bände schreiben,
Wenn stets der Aristonen nnd Eunomen
Gesängen jeder Stern des Himmels lächelt?
Das Mährchen von dem Hammel Fryx und Hellens
Kann dir verwirklicht rings mein Finger zeigen,
Denn jeder Hammel trägt ein Goldfell itzt.
Daher jüngst sagte mir ein glatter Schranz,
Dem grau das Haar in Rom geworden war,
Und mancher Mantel kahl und mancher Rock;

„ Wer gern am Hofe will gesehen seyn,
„ Der hab' im Kopf' ein winziges Gehirn,
„ Sey Geiger oder Kuppler, ja nicht bärtig,
„ Von wenig Galle, doch von vielem Neid,
„ Und fliehe wie die Pest den, der nicht mehr
„ Als ein Herz hat, nicht mehr als ein Gesicht! "
Auch sinds gemeine Wunder in Pallästen,
Daß ein Unbärt'ger, der sein Roß ertrillert,
Die klügsten Reiter aus dem Sattel hebt.
O, wie gerecht war, großer Solyman,
Dein Unmuth, als du der verworf'nen Brut
Die Instrument' einmal in Stücken schlugest!
Sprach nicht Anaslios, daß der Gesang,
Wie Lybien, nur Ungeheuer brüte?
Drum sey gesegnet jener heil'ge Greis,
Der dieser tugendlosen Höhner Gottes
Unheil'gem Prunk der Kirche Thüren schloß!
Gesegnet seyd ihr Medier und Perser,
Die ihr Schmarozer Sänger Possenreisser
Für einerlei Gelichter achtetet!
Und ihr gesegnet, Weiber der Kikonen,
Die ihr den Takt zu Orfeus Liedern schluget,
Mit euren heiligen chromat'schen Stäben!
Jezt widerlegt und scheucht die Orfeus keiner;
Nein! sie allein nur sind am Hof willkommen,
Und so gestiegen ist ihr Ansehn dort,
Daß überall durch die Palläste kriecht
Die Kunst von diesen saubern Pantomimen.
Jedwedes Ohr am Hof horcht der Musik:
Do Re Mi Fa Sol La singt man Trepp' auf,
La Sol Fa Mi Re Do singt man Trepp' ab.
Verteufelte Musik erschallt' an Höfen:

Anspruch macht jeder zwar auf den Sopran,
Versteht sich aber nur auf das Falsett.
Am allerbesten singen dort Zopyre,
Fuchsschwänzer und Spion' und Narren, und
Die Bettversorger, und die Bolzenschmieder.
Nur dieses eine scheint ein Widerspruch,
Daß so viel Glück Verschnittene erlangen,
Wo die Begierden nie beschnitten sind.
O Fürsten, so sehr liebt ihr den Gesang,
Daß euch auf's Augenlied der Schlaf nicht fliegt,
Hat nicht Gesang ihn euch herbei geschmeichelt.
Die Ruhe flieht von euch wie weggebannt,
Ohn' ein beperltes Bett und Sängerchöre,
Wie einst von Saul und von Carbilius.
Von selbst gewährt Natur die süße Rast
Des Schlafes, wenn der Himmel dunkel wird,
Und ihr, o Thoren, wägt mit Gold sie auf!
Ich kenne mir kein köstlicheres Bett,
Als wenn mein Zelt die grüne Laube flicht,
Die Au mein Kissen ist, ein Busch die Decke;
Und hängt nun Schlaf sich an die Augenlieder,
Schickt mir der heil'ge Morfeus süß Vergessen,
Das beide mir versiegelt unverweilt.
Fürwahr! ich neid' euch nicht um euer Haupt,
Das keine Ruhe findet wenn es schlummert,
Und wenn es wach ist nichts als Träume hegt.
Begehrt ihr einen Schlummer meinem gleich,
So wachet einen großen Theil der Nacht,
Und sinnet auf die beste Art zu herrschen:
Doch suchet nach den Pflichten, nach der Kunst,
Die dem gerechten frommen Fürsten ziemen,
In Büchern, nicht im bunten Blatt des Spiels;

Und statt boshafter fräßiger Kastraten,
Habt eine Nachtigal die nichts begehrt,
Und deren Lied vielleicht den Schöpfer preiset.
Das Volk das willig euch Gehorsam schwor,
Halbnackt auf allen Gassen tausendweis
Geht's, und erbettelt Tag für Tag sein Leben.
Ihr werfet euer Gold und nicht im Scherz
Der Metze nach, und blindlings dem Kasträtchen,
Mit vollen Händen, hunderttausendweis,
Indeß dem nackten unbeschuhten Armen,
Der oft vor Mangel und vor Hunger schmachtet,
Auch eines Hellers armer Trost gebricht.
Den Schatz leert ihr für Pagen und für Damen,
Und spendet eurer Gard' am Neujahrstage,
Der feilen Heerd' ehrlosen Volks, so viel.
Wer Recht thut fürchtet keinen Ueberfall:
Verborgner Fehler zeiht den Mann die Furcht,
Sie zeiht der Tyrannei die Könige.
Wozu denn Fußknecht' auch und Reiter halten,
Wenn eines Fürsten beste Leibwach' ist
Der Unterthanen Lieb' und der Vasallen?
Wozu auch fliegende Geschwader nähren
Von Sperbern und von Falken, groß und bunt,
Und so viel Geld wegwerfen alle Tage?
Des Guten Feindin, eure Unnatur,
Ersättigt nicht die Erde zu veröden,
Sie suchet Beute selbst in Lüften auf.
Von jenem Königsgeist, der in euch seufzet,
Wehrt einmal doch unwürd'ge Lüste ab,
Und ihr Gedächtniß fall' in Graus und Staub!
Ein edler Stolz empöre sich in euch
Der Wollust Dienst zu dienen, mahn' euch an,

Ihr seid gebohren Länder zu beherrschen!
Feindselige zaumlose Leidenschaften
Sey eure Sorg' in Einklang umzustimmen,
Und in Vernunft die Sinnen aufzulösen.
Die Tonkunst nehmt in eure Busen auf,
Die andre nicht, die Zithern nur und Lauten
Versteht zu stimmen, und den Geist verstimmt.
Der Kyniker schalt einst auf offnem Markt
Das ganze Heer der Sänger und der Spieler:
Dem Fürsten ziemet solcher Umgang nicht,
Wohl aber weichen abgestumpften Seelen,
Die nur nach Lüsten sinnen und nach Tand.
Jedoch, wozu mich selbst so müde reden?
Zu jenen Worten, welche Wuth mir einhaucht,
Kann auch der Vorwelt Stimme sich gesellen.
Mir rede heiß von Zorn Antigonos,
Der dem gesangumtönten Alexander
Die Zither wüthend aus den Händen schlug.
Mit Worten angeflammt von Zorn und Eifer,
Und schlagend kurz und klein das Instrument,
Schalt er den königlichen Spielmann so:
„Das also sind die Künste, das die edeln
„Uebungen, drob ich deinem Genius
„Dereinst der Väter Thron zu enge wähnte?
„Das sind die Studien, aus denen ich
„Auf eines Geistes Daseyn folgerte,
„Der Palmen und Trophäen dir verspräche?
„Das ist der herrschbegier'gen Seele Schweiß?
„Das die Begierde, die ein kriegrisches
„Hochherziges Gemüth bezeichnete?
„O Alexander, Alexander, ganz
„Verschieden von dir selbst und deinem Ursprung,

„ Welch' eitler Thorheit nun erliegest du?
„ So lernt man nicht Heroen überwinden,
„ Das sind die Pfade nicht, auf denen manch'
„ Erblichner Held des Ruhmes Spuren ließ!
„ Erhab'ner That Verkünder war mir dein
„ Aufstreben einst, die Kindesmajestät
„ Ein sonnenheller Stral von Tapferkeit.
„ Kaum trat dein Wesen aus dem Nichts hervor,
„ Da trug's schon, eingedrücket der Geburt,
„ Erwartungen die Wiege stolz zu machen.
„ Schwach war des Kindes Fuß, als schon getäuscht
„ Der Vater, himmlischer Verheissungen
„ Erhab'ne Folg' in seinen Spuren las.
„ Der zarten Kindeshand Gebrauch und Dienst,
„ Die nur ein Degen freut', versprach in dir
„ Ich weiß nicht was, erhabener als Menschen.
„ O der verrath'nen Hofnungen! O meiner
„ Leichtgläubigkeit betrog'ner Thorenwahn!
„ Seht, das ist eures Königes Gebiet!
„ Seht euren Herkul, euren Ajax, euren
„ Aegiden, den verheissenen Achill,
„ Die Fackel die das Morgenland entzündet!
„ Das ist, der im Triumphe tausend Reiche
„ Aufführen soll, und hin auf fremd Gestad'
„ Aus seinen Haaren edle Tropfen strömen.
„ So thaten nicht die Ahnen, Philipps Sohn!
„ Nicht Saiten rührt des Scepterträgers Hand,
„ Zusammen stimmen Schwert und Plektron nicht,
„ Die Zither streitet mit dem Purpurrock.
„ Ein Fürst, der wünscht zum Aether sich zu heben,
„ Anstatt zu rühren ehrlos Saitenspiel,
„ Läßt von des Ruhms Drommete sich umschmettern.

„ Ist

„ Ist dies das Handwerk einer großen Seele?
„ Entsinne dich was dir dein Vater sagte,
„ Daß gut zu singen eine Schande sey.
„ Blick' auf einmal, schau den Odüsseus an,
„ Du der Du jezt die Stunden dir verlautest,
„ Die zu Triumphen dir der Himmel gab,
„ Den Weisen schau mit seinem Willen eins,
„ Wie ihm das Ohr, vor geilen Melodeien
„ Der gierigen Sirenen, Wachs verschließt!
„ Dich müssen Becken, Pfeif' und Trommel reizen;
„ Ein Geist, des Durstes voll nach Ehr' und Ruhm,
„ Läßt seinen Namen so den Enkeln künden.
„ Der Saiten Spiel ist Lethe's Spieß und Schwert,
„ Ist Talisman für Dumme oder Feige,
„ Ist Weiberherzen Netz und Zauberlied!
„ Wen Wollust stumpft, der hoffe nicht zu Sternen
„ Zu fliegen, denn ikarisch flattern zu
„ Des Ruhmes schönem Sonnenglanz die Sinne.
„ Der Ehre Pfad ist alpengleich und hart;
„ Dem Todesstoß der Zeit entrinnt nur der
„ Dem Tugend seiner Thaten Polstern ist.
„ Durch hohe Thaten ward Alzid' unsterblich;
„ Durch seine Leier nicht, nein! durch sein Schwerdt,
„ Erkämpfte Ruhm des Peleus großer Sohn.
„ Die Welt erstaunt wenn Fürsten Sänger werden,
„ Und nieder sinkt ihr Ruhm in einen Sumpf.
„ Verwirrt nicht deinen Geist gerechte Furcht?
„ Fliegt oft nicht schleunig, dein Gesicht zu decken
„ Verkleidet in Erröthen, Reu' dir auf?
„ Entweich', entweiche dieser Thorenbahn!
„ Versäume nicht, den ungeheuren Zauber

„ Zu lösen, der dich so dir selbst entführt!
„ Nicht immer gut ist was Vergnügen schafft;
„ Gesang war nie der hohen Thaten Ziel,
„ Weil er dem tapfern Geist Ermattung droht.'
„ Nur der ist wahrhaft König, der die Bahn
„ Des Schweißes wählt, und der aus seiner Seele
„ Der Wollust zarte Keime schon vertilgt.
„ Klug ist es süßer Ruhe nicht zu trauen,
„ Und Thorheit, wenn du wähnst, die Palme schieß'
„ Aus deinem Ebenholze dir empor.
„ Der bösen Kirke schuld'ge Sitte strebt,
„ Die Augen zarter weichgeschaff'ner Seelen
„ In Schlummer einzuwiegen immerfort.
„ Nie satt des Wachens seyn die Augen dir!
„ Wie Argos muß ein König hundert haben,
„ Weil Hyder Laster hundert Häls' erhebt.
„ Nicht ohne Ursach red' ich so zu dir.
„ Ach, selbst des Stärksten Brust — ich weiß es wohl, —
„ War die Musik gewalt'ge Lethargie.
„ Ein großes Beispiel sey dir Argos Ende!
„ Berückt von süßem lieblichen Gesang,
„ Schloß er die Augen sanft, und fand den Tod.
„ Wer will unsterblich seyn, der schwitz' und strebe,
„ Nie raubt er dem Avernus einen Namen,
„ Den er dem Fresser Zeit nicht abgekämpft.
„ Die Aussenseite zeigt den innern Gast;
„ Wer sich im Guten übt stirbt sterbend nicht,
„ Denn ew'ger Herzensbalsam ist die Tugend.
„ Sie und das Laster wachsen durch den Ruf:
„ Denn, sich der Riesen Tochter zu bewähren,
„ Wird Fama größer stets und schweiget nie.

„ Nimm deine eigne Majestät zurück,
„ Und rathe dir durch Weisheit und durch Stärke.
„ Umändern alte Sitt' ist schweres Ding,
„ Und Jugendsitte wächst im Mann empor;
„ Auch ist's kein Wunder, wenn die Wunde, der
„ Man zeitig nicht geachtet, Eiter zeugt.
„ Dich warne Hektor vor dem falschen Pfade
„ Erlogner Freude, die den Helden schwächt:
„ Er schalt den Paris, der sich Weiberliebe
„ Ersang, und sein und seiner Stadt Verderben.
„ Warf Pallas nicht die Flöte weit hinweg,
„ Um ihrer Lockung ewig frei zu seyn?
„ Doch schweig' ich von den Thaten vor'ger Zeit:
„ Sieh selbst wie Nil und Tiber Sänger scheut!
„ Horch auf den Ausspruch Alkibiades:
„ Die Tonkunst ziemt nicht Redlichen noch Freien.
„ Treib, bitt' ich, treib die schnöde Lust von dir;
„ Es geh dein Geist, zum Kettenbrechen rasch,
„ Der Ehre Bahn, die er zuvor bewallt.
„ Laß meine Stimme dich ermuntern, laß
„ Die Tugend meinen Ruf in dir erwecken.
„ Ich rede liebevoll zu dir, ich sähe
„ Dich gerne bald genesen. Soll von dir
„ Die Nachwelt reden, so gedenke daß
„ Nicht Saiten, daß dir Helm und Schild geziemen.
„ Ilion ist ewig, obs in Trümmer fiel;
„ Um Jene, die einst am Antandros kämpften,
„ Leiht ew'ger Ruhm die starken Flügel ihr.
„ Laß dem Terpander diese weichen Töne,
„ Aus allen Blumen sammle Tugend nur,
„ Gieb Alexandern Alexandern wieder!"

So schalt, in grauer Zeit, ob dem Gesang
Ein Freund den schlaffen König, ihn zurück
Zu weisern männlichern Gedanken rufend.
Von meinem Antigon und Alexander
Hebt Fürsten dieser Zeit den Schleier auf,
Denn die verlarvte Rede spricht zu euch.
Antigonos bin ich der Schelter, ihr
Seyd Alexander. Ich hab' ausgetadelt;
Nun ziemet eurem Eifer Besserung.
August auch hörte Sang und Saitenspiel
Mit großer Lust; doch von den Freunden einst
Gescholten, kehrt' er nie dahin zurück.
Durch Lieder schlägt man seine Feinde nicht;
Sie scheinen zwar ein Scherz, ein Spiel, doch oft
Entstand daraus die Quelle bittern Grams.
Im Anfang ist das Laster immer klein,
Allein bedenkt, ein Funken wird zum Brand.
Zwar will die Weichlichkeit nicht gerne glauben,
Daß ihrer Lust ein solcher Ausgang droht:
Doch, ob Gesang zu herbem Uebel führe,
Mag euch des stolzen Nero Ende lehren.
Mit Mühe hatt' er kaum den Thron bestiegen,
Da wählt' er alle Abend einen Sänger,
Ihn nach dem Nachtmahl in den Schlaf zu lullen.
Wer hätte wohl geglaubt, daß dies Vergnügen,
So harmlos wie es schien, so giftig sey?
Bald nahm er selbst das Saitenspiel zur Hand,
Und ward darüber nach und nach zum Sänger.
Alsdann belegt er seine Brust mit Blei,
Um eine Silberstimme zu gewinnen,
Und machte seine Aerzte rasend, um

Auf Mittel ihrer Kunst für ihn zu denken,
Und ließ sich Tag für Tag Klystiere setzen,
Damit ihm immer rein die Kehle sey:
Er hätte sich wohl gar verschneiden lassen,
Wär' ihm dadurch ein Weg zur Wollust nicht
Benommen, die ihm über alles galt.
Zulezt bestieg er gar die Bühne, fand
Sein Haus und Rom für sein Verdienst zu klein,
Zu eng Neapel und Ausonien,
Ging hin nach Griechenland, und suchte Schande
In allen Landen seines weiten Reichs.
Wollt' ich erzählen, was er Singens halber
Verübt, so wär' ich närrischer als er.
Dies sey genug: er sang als Rom entbrannte,
Und sterbend jammert' er, „die Welt verliert
„Wohl einen großen Sänger jezt an mir!"
So viel that dieser Teufel für die Tonkunst.
Nun richtet selbst, verwerf' ich sie mit Recht?
Wer mir nicht glaubt der lese, sich zur Warnung,
Den Tacitus und den Suetonius.

O Fürsten, Fürsten, horchet meiner Rede!
Es machte, scheint's, des Spielers Nero Zeit
Zu ihrem Erben unser Sekulum:
Ihr öffnet jezt der Tonkunst Hand und Thor,
Und immer schlimmer wird indes die Welt.
Ich sahe nie so achten den Gesang,
Jedoch, wahrhaftig! nimmer sah' ich auch
So groß das Laster, als in diesen Tagen.
Wie viel, wie viel Unholde leben rings
In euren Landen herrlich und in Freuden,
Die ihres Nächsten Beutel plünderten?

Wie viel verdummtes schmutziges Geschmeiß,
Des Lebens unwerth, niederträcht'ge Memmen,
Besitzen Pallast Wagen und Lakai'n?
Wie mancher Lykaon, wie mancher Cacus,
Hat seinen Beutel immer angefüllt,
Und schwelgt und prasset froh von fremden Gut?
Wie viele ziert ein Schwert, ein Priestermantel,
Wie mancher führt den Speer mit Fürstenblick,
In dessen Hand ein Rechen besser stände?
Und, o wie oft durchwühlt verkannt das Feld,
Dem die Schwungfedern nur das Schicksal nahm,
Wiewohl er trägt erhabnen Göttersinn;
Indes so Viel' in dieser frechen Zeit
Des Lebens Bühn' als kecke Herrn betreten,
Die Knechte nur zu seyn verdienten, Knechte
Auf harter kettenschwerer Ruderbank!

IV.

Spur einer Freimaurerei, aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Die Freimaurerei, welche sich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts von England aus verbreitete, scheint ihre jetzige Einrichtung dem berühmten Baumeister Sir Christopher Wren zu verdanken; und als muthmaßliche Ursache seiner Beförderung dieser Verbindung mag der Wunsch gelten, fremden Künstlern, deren er bei seinen Unternehmungen, besonders bei dem Bau der Paulskirche bedurfte, Duldung und freundliche Behandlung zu einer Zeit zu versichern, wo Mißtrauen und Abneigung gegen Ausländer, vorzüglich gegen Glieder der römischen Kirche, aufs höchste gestiegen waren. Die Genossenschaft solcher Ausländer und der Eingebornen welche ihnen die Hand reichten, mochte wohl von sich rühmen daß Tempelbau ihr Zweck sey, mochte Zeichen Worte und Griffe unter sich einführen, damit sich die Befreundeten überall erkennen könnten; und da gegenseitige Duldung und Vertrauen Vortheile sind die jeder Zeit zu Statten kommen, so verdient es auch keinen Tadel, wenn eine Verbindung, die sich schmeicheln durfte zu ihrer Verbreitung beigetragen zu haben, selbst nach der Erreichung ihres ersten Zweckes und nach dem Tode ihres Stifters zusammen hielt. Noch erklärlicher wird ihre Fortdauer wenn man annimmt, der menschenkundige Stifter habe den edelsten Zweck der von ihm veranstalteten Verbrüderung verschwiegen, um keinen Arg-

wohn dagegen zu erwecken, habe die Neugier zur Lockspeise, einen Anstrich des Alterthums zur Erwerbung der Ehrfurcht, leichte Ausübung der Wohlthätigkeit zum Befriedigungsmittel der Theilnehmer gebraucht, und sich an dem innern Bewußtseyn der Erreichung seiner edeln Absicht begnügt, ohne einer Eitelkeit Raum zu geben, die durch Kundmachung ihrer Siege die Sicherheit ihrer Eroberungen aufs Spiel zu setzen Gefahr lief. War dieses die Triebfeder seines Betragens, so ist er ein Heiliger der in dem Almanach rechtschaffener Männer einen ehrenvollen Platz verdient, und sein frommer Betrug gränzt an Tugend. Nur bindet ein unwiderrufliches Schicksal nachtheilige Folgen an jeden Betrug. Es ist bekannt, daß die Vermischung der Geschichte der wirklichen Maurerei mit der Freimaurerei, welche selbst in dem Konstitutionsbuche der englischen Landesloge, und in dem von dieser jährlich herausgegebenen Freimaurerkalender Statt findet, viele Verwirrung der Begriffe hervorbrachte; und politische Absichten haben manche Ceremonien und Sagen in Umlauf gesetzt, die der von Sir Christopher eingeführten Verbindung völlig fremd zu seyn scheinen. Selbst die große englische Landesloge, welche seinem Plan am treuesten geblieben ist, hat in ihrem Ritual des Meistergrades etwas, das auf mehr als Kürstlerverbindung gedeutet werden mag, und einem jakobitischen Ursprunge nicht ungleich sieht. Doch ist die Enthüllung desselben vielmehr zu wünschen als zu erwarten, da es, allem Ansehen nach, an Urkunden darüber gebricht.

Erfand aber Sir Christopher was er geltend machte? Entlehnte er von der zünftigen Maurerei die Gebräuche und Grüße der freien? Oder traf er vielleicht im Auslande eine Verbindung an, die er in seinem Vaterlande nachahmte?

Kritische Geschichtsforscher, Deutsche besonders, haben die ersten Fragen bejaht, die lezte verneint. Lessing ist unter ihnen. Lessing verwarf mit Verachtung jede Spur der Freimaurerei, die sich für älter ausgab als das Ende des vorigen Jahrhunderts. In den Logen erhielt sich eine Sage von Florenz, von einem Patronat des heiligen Andreas, das für älter ausgegeben ward als die Schutzherrschaft des heiligen Johannes. Aber die Anhörung eines solchen Gerüchts ward mit Lächerlichwerdung bestraft; wer es glaubte hieß ein Dummkopf, wer es verbreitete gerieth in Verdacht einer schlechten Sache zu dienen.

Unterdessen muß Wahrheit mehr gelten als Menschenfurcht; und der Schreiber dieser Zeilen, wie werth ihm Lessings Ansehn ist, glaubt dem großen Beispiele dieses unerreichlichen Musters nicht besser folgen zu können, als indem er jeden Irrthum zu untergraben sucht, wenn ihn auch ein solcher Gewährsmann veranlaßt haben sollte.

Hier ist die Angabe einer Spur die er nicht weiter verfolgen kann, deren Aufklärung er, demüthig, geprüften Forschern überläßt.

Vasari erwähnt in seinen Leben der Maler, bei Gelegenheit des Giovanfrancesco Rustici, einer Künstlerverbindung, die Verbrüderung der Kelle genannt. Sie entstand auf folgende Weise. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts speisten verschiedene Künstler in einem Garten von Florenz zu Nacht. Von ungefähr befand sich ein Haufen Kalk, in welchem eine Kelle steckte, nicht weit von ihrer Tafel. Einer der Gäste, Baja, ergriff die Kelle, und warf aus Scherz einem andern, dem Feo, etwas Kalk in den Mund. Der Geworfene rief: Die Kelle! die Kelle!

Dieses gab Gelegenheit zur Errichtung einer Gesellschaft, welche zu ihrem Wahrzeichen eine Kelle und zu ihrem Schutzpatron den heiligen Andreas erwählte, dessen Festtag sie durch ein feierliches Mahl beging. Auch stellte sie noch manche Lustbarkeiten an, deren zwei Vasari besonders erwähnt, weil dergleichen Einrichtungen zu seiner Zeit schon aus dem Gebrauch zu kommen anfingen, welches er mißbilligt und, wie er sagt, seine guten Gründe hat daran zu erinnern. Bei einem Feste erschienen alle Mitglieder dieser Verbrüderung, theils als Meister, theils als Handlanger. Die von der ersten Klasse trugen Kelle und Hammer an ihrem Gürtel. Die von der zweiten, als Handlanger gekleidet, trugen Hebebäume und Winden, und nur die Kelle am Gürtel. Sie errichteten ein Gebäude von Speisen, das sie hernach einrissen. Nach vollbrachter Arbeit entstand ein künstlicher Regen, und sie ließen von ihrem Werk ab. Ein andermal stellte die Gesellschaft Ceres und ihr Gefolge vor, die Proserpinen aufsuchten, und endlich deren Hochzeit in der Unterwelt feierten. In einem Zimmer waren die verschiedenen Abtheilungen der Hölle abgebildet. Ein angestecktes Bündel Werg erleuchtete in einem Augenblick jede der verschiedenen Hölen.

Scheint diese Uebereinstimmung einer älteren Verbrüderung mit einer neueren bloßer Zufall? Findet sich nichts Ausführlicheres darüber in andern Schriftstellern? Ist jene Gesellschaft einzig auf Florenz eingeschränkt geblieben?

Wenn die gegenwärtige Anregung einiger Aufmerksamkeit werth scheint so hat sie ihren Endzweck erreicht, und das Archiv erbietet sich mit Vergnügen, die Resultate solcher Untersuchungen aufzunehmen.

V.

Ueber Lievland.

Zweiter Brief von H.

Für die Klagelieder die mein erster Brief enthielt, will ich versuchen Sie durch Anführung eines menschenfreundlichen Zuges einigermaßen schadlos zu halten. Ein lievländischer Edelmann, der als Offizier bei der russischen Flotte diente, las einst die Schriften des Raynal. Die Gründe dieses Weisen überzeugten ihn daß es nicht recht sey Leibeigene zu haben, und er schenkte seinem Bedienten, seinem einzigen Leibeigenen die Freiheit. Diese Handlung wird Ihnen noch mehr gefallen, wenn Sie erfahren daß dieser Mann bloß von seinem Gehalte lebte, und durch den Verkauf dieses Bedienten wohl tausend Rubel hätte gewinnen können. Jeder Leibeigner nämlich gehört, mit allem was er an beweglichen und unbeweglichen Gütern besitzt, seinem Herrn. Dieser kann ihn wie eine Sache verkaufen, jedoch nur an einen andern Edelmann, oder an den Staat zum Rekruten: der ungeadelte Bürger hat das traurige Vorrecht nicht, Sklaven besitzen zu dürfen. Der Preis für ein solches Wesen männlichen Geschlechts, insonderheit wenn starke Rekrutenaushebung ist, beläuft sich von fünfhundert bis auf tausend Rubel und mehr. Ein russischer Edelmann, den ich persönlich kenne, hatte gleichfalls den Vorsatz gefaßt, dreihundert seiner Leibeigenen, mit

Weibern und Kindern, die Freiheit zu schenken; aber die Furcht, sich den Haß der Großen, womit ihm gedroht wurde, dadurch zuzuziehn, hielt ihn von der Ausführung zurück, und vermochte ihn die Zahl der Freizulassenden einzuschränken.

Für Geistesbildung des Adels in Lievland ist gesorgt; nur denken Sie sich nicht eine Bildung die auf alle Seelenvermögen sich erstreckt, und, so viel ich weiß, in keinem Lande allgemein betrieben wird. Man hält in Liev- und Ehstland äußerst strenge darauf, daß der junge Adel über gewisse Sätze, die doch von der größten Wichtigkeit sind, nicht berichtigt werde. Die Väter, und insonderheit die Mütter, sind sehr besorgt gewisse Vorurtheile sorgfältig auf ihre Nachkommenschaft fortzupflanzen, und der einreißenden Freigeisterei, wie sie es nennen, zu widerstehn. Daß es auch Eltern gibt, die nach der Ueberzeugung handeln, nur durch Aufklärung werde Sittlichkeit befördert, darf ich wohl nicht erinnern, eben so wenig, als daß diese zu den seltenen Erscheinungen gehören. Der dasige Edelmann, wenn er Kinder hat und nicht zu arm ist, hält in der Regel einen Hauslehrer für dieselben, der wohlhabendere auch wohl eine Gouvernante für die Töchter. Zu dem Posten eines Hauslehrers qualifiziren sich junge Männer die studirt haben. Diese werden zum Theil aus Göttingen Leipzig Halle Erlangen und Königsberg verschrieben; indessen kommen mehrere solcher Subjekte auf gut Glück nach Riga und Reval, wo sie bald Gelegenheit finden im Lande angestellt zu werden. Sollten sich unter Ihren Bekannten Männer finden, die in Liev- oder Ehstland zu hofmeistern Lust bezeigen, so können Sie Ihnen den Rath geben, grade nach Riga oder Reval zu gehen, und nach ihrer Ankunft in den Intelligenzblättern ihre

Absichten bekannt zu machen; nur muß sich Niemand gelüsten lassen hinzugehn, der nicht Französisch versteht. Darauf sieht man hauptsächlich; man ist für diese Sprache so sehr eingenommen, daß man sie beim Unterricht zur Hauptbedingung macht. Die Forderung ist nicht zu tadeln, wenn der Hauptzweck der Erziehung Beförderung des leichten Fortkommens seyn soll. Da der junge lievländische Adel einen Theil seines Lebens in Rußland zubringt, wo diese Sprache viel geredet wird, so ist ihm die Kunde derselben sehr zuträglich; obgleich er noch weit konsequenter verfahren würde, wenn er die russische Sprache nicht so sehr vernachläßigte, als wirklich geschieht. Außer der französischen Sprache fordert man vom Hofmeister einige mathematische Kenntnisse, gewöhnliche Schulwissenschaften, Musik insbesondere Klavierspielen, und Zeichnen. Wer mit diesen Kenntnissen und Geschicklichkeiten versehen ist, kann auf eine gute Stelle Rechnung machen. Das Gehalt für die Hauslehrer ist verschieden, doch selten unter hundert und eben so selten über zweihundert Thaler Alberts, nebst freier Beköstigung, welches für einen unverheiratheten Mann hinreicht. Beiläufig muß ich erinnern, daß ein verheiratheter nicht leicht angenommen wird; welches in Rußland keine Schwierigkeit hat, wo man sogar lieber einen verheiratheten wählt. In Liev- und Ehstland hegt man die Meinung, ein solcher bekümmere sich mehr um seine Frau und eigenen Angelegenheiten, als um die Erziehung der Jugend die ihm anvertraut worden; in Rußland hingegen glaubt man, daß ein solcher sich nicht so oft verändere, und länger im Hause bleibe. Diese verschiedenen Maximen haben ihren zureichenden Grund. In Liev- und Ehstland hält es nicht schwer einen Hofmeister zu bekommen, indem der Aus-

länder sich leicht entschließt dahin zu gehn; in Rußland hingegen ist es schwieriger, und der Ausländer hält es schon für einen Grad von Entschlossenheit, sich von Petersburg zu entfernen. Neben dem Unterricht und der Erziehung hat der Hofmeister die Verbindlichkeit auf sich, das Vorschneideramt zu verwalten, und des Sonntags eine Predigt vorzulesen, wenn die Herrschaft nicht nach der Kirche fährt. Mit dem Vorschneiden nimmt man es nicht so genau, desto genauer mit dem Predigtlesen. Dieses wird als ein Merkmal wahrer Gottesfurcht angesehn; insbesondere halten es die Damen für ein untrügliches Zeichen von Moralität, und man zieht sich unfehlbar den Verdacht der Unsittlichkeit zu, wenn man nicht das Unsinnigste, was Bücher solcher Art zuweilen enthalten, mit andächtiger Miene herablieset. Wer sich kein Gewissen daraus macht den Heuchler zu spielen, darf dabei von Zeit zu Zeit recht tief seufzen, und kann sicher Rechnung machen daß sein Kredit dadurch gewinnt. Mit dem Kirchengehen hat es eben die Bewandniß. Der Hofmeister handelt also klug eine Kirchenpartie, sollte der Prediger auch der elendeste Saalbader seyn, obwohl deren zum Glück in Liev- und Ehstland selten angetroffen werden, nicht auszuschlagen, sonst macht er sich der Freigeisterei verdächtig. Die Gouvernanten, die wie die Hofmeister Französisch verstehen müssen, erhalten einen etwas geringeren Gehalt. Die Behandlung beider ist, im Ganzen genommen, erträglich; in Ehstland besser als in Lievland, wie überhaupt der ehstnische Adel weit artiger als der lievländische ist. Die Wohnung der Erzieher pflegt schlecht zu seyn, ein Zimmer in der sogenannten Herberge *),

*) Herberge nennt man ein Nebengebäude, das die Appartements für den Hofmeister die Kinder und das Gesinde enthält.

das zugleich Schlaf- Schul- Studier- und Putzzimmer ist, wird ihnen eingeräumt. Man könnte solches eher für ein Lazareth als für eine Wohnung gesunder Menschen halten, denn die Eleven schlafen auch darin. In einigen Häusern, wo reinere Begriffe über Erziehung den ängstlichen Oekonomiegeist verdrängt haben, finden Ausnahmen Statt. Als etwas ganz gewöhnliches bemerkt man in diesen Gegenden, daß dem Hofmeister, bei seiner Verschreibung oder Annahme, die Hofnung nach vollendeter Erziehung mit den jungen Herren auf Universitäten oder Reisen zu gehen vorgespiegelt wird; wahrscheinlich in der Absicht, um den Hofmeister zu mehrerem Fleiß anzuspornen. Die Erholungen welche die Hofmeister haben können, sind Lektüre, Besuche geben und annehmen, und die Jagd. An Büchern fehlt es nicht. Es giebt Edelleute die Liebhaber vom Lesen sind, und hübsche Sammlungen besitzen. Hin und wieder findet man, besonders in den Städten, Bücherverleiher, von denen man für eine Kleinigkeit Bücher zum Durchlesen bekommen kann. Ein Hofmeister der schon einige Jahre in diesen Gegenden konditionirt hat, hält sich gewöhnlich ein Reitpferd, welches, wenn der Edelmann nicht ein gar zu großer Oekonom ist, in dem herrschaftlichen Stalle gefüttert wird. Wer ein Liebhaber vom Tanzen ist, findet dazu oft Gelegenheit. In den Städten werden gewöhnlich im Winter Bälle gegeben, woran die sogenannten gebildeteren Stände Theil nehmen können, und wo sonst Gesellschaften zusammen kommen wird immer getanzt. Der Umgang mit den Predigern, die zum Theil gebildete Menschen sind, hat viele Annehmlichkeiten. Die Predigerwohnung pflegt auch gemeiniglich der Versammlunssort der Herren Kandidaten, so nennt man hier die Hofmeister,

zu seyn. Zuweilen trifft man unter den Verwaltern, die vorzugsweise Inspektoren heißen, recht artige Leute, deren Gesellschaft von den Herren Kandidaten gesucht wird.

Die Hofmeister, welche eine Zeitlang unterrichtet haben, erhalten wenn sie Theologen sind eine Predigerstelle; nur müssen sie entweder die lettische oder ehstnische Sprache erlernen, und sich die Gewogenheit der Edelleute, die bei Besetzung solcher Stellen das mehrste zu sagen haben, erwerben. Die Juristen erhalten Civilstellen, wenn sie, welches sich von selbst versteht, von denen die solche Stellen zu besetzen haben begünstigt werden, oder die Gunst derer die auf diese Einfluß haben sich erwerben. Im Ganzen genommen kann ein Hofmeister, wenn er übrigens Kenntnisse hat und sich gut aufführt, so ziemlich auf eine sichere und anständige Versorgung rechnen; man muß es den Liefländern und Ehstländern zum Ruhme nachsagen, daß sie einem solchen Subjekte zum weitern Fortkommen gern behülflich sind. Das wäre ohngefähr alles, was die Verhältnisse der Hofmeister betrifft.

Der junge Edelmann, nachdem er das sechzehnte oder siebenzehnte Jahr erreicht hat, wird, wenn seine Eltern vermögend und nicht zu haushälterisch sind, auf irgend eine deutsche Universität, und zuweilen nach vollendeten Studienjahren auch auf Reisen geschickt. Nach seiner Zurükkunft geht er gemeiniglich nach Petersburg, um im Militair als Offizier plazirt zu werden. Der größte Theil des jungen Adels wird, schon in jüngeren Jahren, bei einem der Garde-Regimenter in Petersburg als Unteroffizier eingeschrieben, erhält aber einen Urlaubspaß, welcher so lange währt bis er wirklich in Dienst tritt. Der Dienst in den Garden ist

von

von längerer oder kürzerer Dauer, nach dem Verhältnisse der Bekanntschaften seiner Eltern oder Verwandten in Petersburg, und verschiedener anderer Umstände. Es ist höchst wahrscheinlich daß der jetzige Kaiser das willkührliche Avancement einschränken, und wirkliches Verdienst dem Zufall vorziehen wird. Wenn der Liev- und Ehstländer einige Zeit gedient hat so nimmt er seinen Abschied, kehrt in den Schooß seiner Familie zurück, heirathet, wird Gutsbesitzer, und wenn ihn das Loos trift, bei einem Civilgerichte angestellt. Dieses ist die gewöhnliche Laufbahn des dasigen Edelmannes. Liev- oder Ehstländer die eine Reihe von Jahren dienen, gehören zu den Ausnahmen. Alle drei Jahre werden, bei einem großen Theile der Gerichte, die Richter und Beisitzer verändert. Der gesammte Adel einer Statthalterschaft versammelt sich alsdann in der Gouvernementsstadt, und wählt aus seinen Mitteln, die zu solchen Stellen sich qualifizirenden Personen durch Ballotiren. Die Hauptbedingung der Fähigkeit zu einer Gerichtsperson ist, daß der zu wählende als Offizier gedient habe und Landeigenthümer sey; sonst können ihm nach russischen Gesetzen Schwierigkeiten gemacht werden. Diese Art der Besetzung wird Ihnen vielleicht auffallend seyn; und Sie werden wahrscheinlich die Einwendung machen, daß der Rang eines Offiziers und der Besitz eines Gutes mit der Kenntniß der Gesetze in keiner Verbindung stehn, die Rechtsverwaltung also sehr zweifelhaft seyn müsse. Denn wie kann ein Mann über das Eigenthum Ehre und Recht seines Mitbürgers entscheiden, der die in dieser Rücksicht vorhandenen Verordnungen nicht kennt? Ich muß gestehen, daß dieser Einwurf im ersten Augenblick wichtig scheint. Allein er wird es minder, wenn man bedenkt, daß in den meisten

Fällen, wo über Eigenthum Ehre und Recht ein Urtheil gefällt werden soll, der gesunde Menschenverstand nicht leicht irre geht. In Fällen die verwickelter sind, und deren Auseinandersetzung eine Kenntniß positiver Gesetze voraussetzt, darf der Richter nur das Gesetz nachlesen, und seine Urtheilskraft aufbieten es anzuwenden. Hat er keine Urtheilskraft, so hilft ihm die ausgebreitetste Gelehrsamkeit, und die Kenntniß der Pandekten und aller in Folio und in Sedez geschriebenen Gesetzbücher nichts. Im Gegentheil gehört ein feiner durchdringender Verstand dazu, um durch die Spitzfindigkeiten, die in allen solchen Kompendien in Menge vorhanden sind, nicht verwirrt zu werden und den eigentlichen Gesichtspunkt zu verlieren. Daß man bei den gewöhnlichen Rechtsgelehrten diese Feinheit nicht voraussetzen darf, lehrt die tägliche Erfahrung auf die ich mich berufe. Daß Katharina auf diesen Umstand, bei Einführung der neuen Form, Rücksicht genommen haben mag, ist sehr möglich. Sie wählte klüglich das kleinere Uebel, welches sie noch zu vermindern suchte, indem sie festsetzte, daß der Sekretär bei den Gerichten nicht verändert werden darf, folglich durch Uebung die nöthige Kenntniß der Verordnungen erhält. Der Richter darf also nur, bei einem Fall den er nach eignen Einsichten nicht zu entscheiden wagt, den Sekretär fragen, ob eine Verordnung darüber vorhanden sey. Ueberdem hat dieser die Verbindlichkeit auf sich, auch ungefragt den Richter darauf aufmerksam zu machen. Sollte, wie es zuweilen zu geschehen pflegt, in einer Instanz der Prozeß nicht gehörig entschieden werden, so steht den Parteien der Weg zur Appellation an die höheren Instanzen offen, deren es mehrere giebt. Es ist daher nicht zu erwarten, daß, aus Mangel an

Kenntniß der Gesetze, Ungerechtigkeiten vorfallen, und noch weniger, daß lauter eingeschränkte Köpfe auf allen Richterstühlen sitzen sollten. Daß man sich der vollkommensten Gerechtigkeit zu gewärtigen habe, kann ich nicht behaupten; aber Vollkommenheit ist eine Idee, die in der Erfahrung nicht gegeben wird, und zu welcher nur Annäherung möglich ist. Der Uebergang von Gerechtigkeit und Rechtsverwaltung auf die Schilderung der Damen ist nicht gewöhnlich; es ist ein Sprung, den man aber gern wagt, um einen angenehmen Gegenstand früher zu erreichen. Die lievländischen und ehstländischen Damen von Adel sind tüchtige Wirthinnen. Die Zeit, die ihnen von ihren häuslichen Geschäften übrig bleibt, wenden sie zur Lektüre an, nur ist's zu bedauern, daß die Wahl der Bücher eben nicht die zweckmäßigste ist. Romane sind Lieblingsbücher. Es giebt freilich auch Damen, die an dieser kraftlosen, Seele und Geschmack verderbenden Nahrung, kein Wohlgefallen finden, aber diese sind selten, und in der That seltener, als man bei einer Nation, die zu richtiger Bildung sehr gute Gelegenheit hat, vermuthen sollte. Empfindelnde Seelen sind daher keine seltene Erscheinung, Träumereien in übersinnlichen Gefilden die angenehmsten Beschäftigungen, Handlungen für die wirkliche Welt gehören hier nicht zu Hause. Das schöne, von der Natur zur Sanftheit geschaffene Geschlecht, vergißt so sehr seine Bestimmung, daß man erstaunen muß. Es ist dabei nichts ungewöhnliches, einen Theil dieser Damen ihren Leibeigenen mit einer Härte begegnen zu sehn, die nah an Tyrannei gränzt. Es läßt sich auch nicht anders erwarten; Empfindelei tödtet wahre Empfindung für Menschlichkeit. Die eheliche Treue wird von Seiten der Gattinnen ziemlich beobachtet. Gelegenheiten zu

Ausschweifungen sind in der Provinz nicht häufig; die Furcht vor der Entdeckung ist ein mächtiger Riegel gegen Vergehungen dieser Art. Eifersüchtig sind die Liev- und Ehstländerinnen in einem sehr hohen Grade, wozu die Männer aber freilich Veranlaßung geben; und zu dem Grade von Philosophie, das Ehebette mit einer Sklavin gelassen zu theilen, haben diese Damen sich noch nicht hinaufgeschwungen: daher viele häusliche Zwistigkeiten vorfallen, die indessen, Dank sey's dem kalten Klima, selten in öffentliche Fehden übergehen. Auf den Adel halten sie viel. Beim Verheirathen wird man das am ersten gewahr. Ein bürgerlicher verdienstvoller Mann wird sicher einem unverdienten Edelmann nachstehen müssen. Ausnahmen von dieser Regel sind selten. Wenn welche Statt finden, so darf man die Ursachen dazu nicht in der Denkungsart der Damen suchen, sondern gewöhnlich in Ereignissen die der menschlichen Natur angemessen sind. Selbst Offiziere die in der russischen Armee gedient, und vermöge einer Ukase Peter des ersten dadurch, wenn sie vorher keine Adelige gewesen, für sich und ihre Kinder geadelt sind, haben einen Korb zu erwarten, wenn sie an einem gebornen Edelmann einen Mitbuhler haben. Ein Fräulein welches dieses Vorurtheil bekämpft, oder deren Eltern aufgeklärt genug sind sich über dieses Vorurtheil wegzusetzen, bleibt gewiß lange Zeit der Gegenstand des bittersten Spottes ihrer Nachbarn und Bekannten. Dieser Unterschied den man zwischen einem gebornen und nicht gebornen Edelmann oder einem Bürgerlichen macht, erstreckt sich bis aufs Komplimentiren. Es ist der Gebrauch, wenn eine Mannsperson einer Dame die Hand küßt, daß sie ihm einen Backen zum Kusse hinreicht. Eine ächte lievländische Dame von Adel zieht, so-

bald ein Nichtadeliger ihr die Hand küßt, den Kopf zurück, um ihre Wangen nicht zu entweihen. Sollte indessen ein solcher, ohngeachtet dieses gegebnen Winkes, sich erdreisten sie zu küssen, so kann er mit Zuverläßigkeit darauf rechnen, lange Zeit nachher der Gegenstand der Nachrede zu seyn. Man wird über seine unbescheidene Zudringlichkeit sich beklagen, man wird ihm Hochmuth zur Last legen, daß er sich über seinen Stand erheben wolle, und, bei der ersten schicklichen Gelegenheit, ihm Unwillen über seine Vermessenheit merken lassen. Die Töchter werden zu tüchtigen Wirthinnen erzogen. Küche, Keller, Speisekammer und Milchkammer ist ihr Wirkungskreis. Nebenher lernen sie etwas Französisch, Klavierspielen, Zeichnen, Nähen, Sticken, mehrere weibliche Arbeiten, deren Benennung Sie ihren Freundinnen abfragen können, und — Tanzen. Man würde glauben ein wesentliches Erforderniß verabsäumt zu haben, wenn man sie in dieser Kunst nicht hätte unterrichten laßen, wobei die Tanzmeister sich sehr wohl befinden. Man bezahlt diese Künstler weit besser, als sie es meiner Meinung nach verdienen. Tanzmeister, welche in Liev- und Ehstland in Ruf stehen, haben größere Einkünfte als jeder würdige Erzieher. Die Behandlung der ersten ist bei weitem vorzüglicher, als die der letzten. Wenn diese oft mit elenden Fuhrwerken sich behelfen müssen, so werden jene in den besten Equipagen geführt. Allerdings hat das Tanzen auf den Körper, der unter keiner Bedingung vernachläßigt werden darf, einen wohlthätigen Einfluß; nur geht man offenbar zu weit, wenn man diese Bildung der Geistesbildung vorzieht.

Der lievländische Adel ist gastfrei, noch mehr der ehstländische, der aber von den Kurländern übertroffen wird, so

wie alle diese dem eigentlichen Russen und Tataren nachstehen. Es scheint gleichsam als stände Gastfreiheit mit der Aufgeklärtheit in umgekehrten Verhältnisse; und wenn die Kurländer, die verhältnißmäßig aufgeklärter sind als die Liev- und Ehstländer, keine Ausnahme machten, so könnte die Behauptung, „je unaufgeklärter desto gastfreier," als Regel für die nordischen und östlichen Nationen gelten.

Das gewöhnliche Kartenspiel hier zu Lande ist Whist, l'Hombre wird weniger gespielt. Hazardspiele, ob sie gleich verboten sind, sehr selten. Im Allgemeinen spielt man nicht hoch.

Der Adel besteht aus Deutschen, spricht folglich deutsch. Diese Bemerkung hätte ich ersparen können, wenn ich nicht oftmals die Frage darnach hätte beantworten müssen. Gewöhnlich meint man, daß die russische oder eine andre Sprache die Muttersprache sey. Da die besondre Geschichte eines jeden Landes nicht Jedermanns Sache ist, so halte ich es nicht für überflüßig Ihnen zu sagen, daß deutsche Edelleute, zur vermeintlichen Ehre Jesu Christi, dieses Land eroberten, und als Eigenthum auf ihre Nachkommen vererbten.

Die Predigerstellen in Liev- und Ehstland sind einträglich. Zu jeder Kirche gehören Bauern, die dem Prediger eben die Frohndienste leisten müssen, welche der Leibeigene seinem Gutsbesitzer leistet. Wie sich dieses mit der Lehre des Evangeliums verträgt, weiß ich nicht. Die Pastoren — so nennt man hier die Prediger — leben in der Regel gut, und sind zum Theil sehr gastfrei, werden aber in dieser Hinsicht von den kurländischen Pastoren übertroffen. Die Steifheit im Umgange, die man zuweilen bei dem evangelischen Prediger in andern Gegenden bemerkt, ist hier fast gänzlich

verbannt. Alle Freuden des geselligen Lebens werden von ihm genossen, ohne daß er die geringsten Vorwürfe zu befürchten hat; man würde es ihm im Gegentheil zum Mangel an Lebensart anrechnen, wenn er sich durch sein Betragen von andern Menschen auszeichnen wollte. Man spielt und tanzt in Predigerwohnungen eben so ungescheut, als in jedem andern Hause: und der Prediger welcher diese Vergnügungen in seinem Hause nicht gestatten wollte, käme sicher in den Ruf eines Pedanten.

Was die ursprünglichen Bewohner, oder wenigstens die ältesten betrift die man in diesen Provinzen kennt, so sind die Letten slavischer Abkunft, die Ehsten hingegen ein finnisches Volk. Jene sprechen Lettisch, welches mit dem Litthauischen viel Aehnlichkeit hat, aber nicht so rauh klingt. Diese sprechen einen angenehmen finnischen Dialekt. Dem Wohlklange nach würde die finnische und ehstnische Sprache auf die italienische folgen. Diese Sprachen sind, wie man sich leicht vorstellen kann, an Ausdrücken sehr arm. Die Völker die sich ihrer bedienen haben wenig Begriffe, folglich wenig Zeichen nöthig; welches von allen noch nicht kultivirten Nationen gilt.

Die gemeinen Letten und Ehsten bekennen sich zur lutherischen Kirche, sind aber in den Lehrsätzen derselben, wie man wohl vermuthen kann, unwissend. Von Jugend auf müssen sie viel arbeiten; es bleibt ihnen daher keine Zeit zur Kultur ihres Verstandes und Gedächtnisses übrig. Der junge Lette und Ehste lernt, während einiger Monate im Jahr, unter der Aufsicht eines Schulmeisters lesen. Wenn er das funfzehnte oder sechzehnte Jahr erreicht hat, wird er von dem Prediger in den Lehren, die im Katechismus enthalten sind, unterrichtet, konfirmirt, und alsdann hat er seinen Kursum

vollendet. Durch Lektüre kann er in der Folge sich nicht bilden: denn außer der Bibel, dem Gesangbuche, dem Katechismus und zwei oder drei Büchern giebt's keine gedruckten Schriften in diesen Sprachen. Man hütet sich auch, diesen Leuten vernünftige Gedanken mitzutheilen; weil man befürchtet, daß sie ihre Würde kennen lernen und alsdann ihre unveräußerlichen Rechte gegen die Gutsbesitzer behaupten würden, welches für den Beutel und die Bequemlichkeiten dieser Herren eben nicht günstig wäre. In dieser Hinsicht läßt sich auch nicht sobald erwarten, daß man für die eigentliche Kultur dieser Menschen Sorge tragen wird: denn es ist gar zu behaglich den Menschen als Sache behandeln zu können, und was thut man nicht der lieben Behaglichkeit wegen? Man behandelt sich am Ende wohl selbst als Sache, wenn nur die Neigungen dabei ihre Rechnung finden.

Ueber einen ausgezeichneten Charakter dieser Nationen läßt sich nicht viel sagen, denn sie haben, da sie Sklaven sind, keine Selbstständigkeit; diese ist nur das Merkmal eines freien Menschen. Wenn sie daher der Faulheit, der Tücke und mehreren Lastern, die das unsichtbare Erbtheil der Sklaverei sind, huldigen, so geschieht dieses nicht deswegen, weil sie Letten und Ehsten sind, sondern weil sie keine Selbstständigkeit haben, und ihnen unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt werden, selbstständige Wesen seyn zu dürfen und als solche zu handeln. Mit den Sklaven hat es eben die Bewandniß, wie mit den Kalmucken. Wer einen gesehen hat alle gesehen. Einer sieht aus wie der andere, und der Sklave an der Eisküste handelt wie der Sklave in den heißen Zonen Amerika's. Findet sich ja eine Verschiedenheit, so liegt der Grund in den verschiedenen Graden der Behandlung. Ueber

den Seelen-Zustand dieser Nationen kann ich Ihnen auch weiter nichts sagen. Dieser Gegenstand ist unter solchen Umständen bald erschöpft. Schöne körperliche Formen trift man unter ihnen höchst selten; und sie zu suchen, könnte man schon im voraus als eine überflüßige Bemühung ansehen, wenn man sich von dem Grundsatze, daß die Seele dem Körper die Form giebt, überzeugt hat. Es gehört eben nicht viel Beobachtungsgeist dazu, um an der Richtigkeit dieses Satzes nicht zu zweifeln; wenigstens stimmen meine Bemerkungen, die ich unter verschiedenen Nationen in Europa und Asien, in dieser Hinsicht anzustellen Gelegenheit gehabt, mit dem eben angeführten Satze völlig überein. Der Einfluß den die Seele auf die Bildung des Körpers hat, ist beim weiblichen Geschlechte bemerkbarer als beim männlichen. Die Ursache davon mag wohl in der Beschaffenheit des weiblichen Körpers liegen, dessen Masse weniger Konsistenz hat, sich folglich leichter bilden läßt als der männliche. Aus allem diesen folgt, daß die lettischen und ehstnischen Mädchen und Weiber nicht schön sind, und es auch nicht seyn können, indem sie sklavisch behandelt werden; eben so verhält es sich auch mit den Männern. Man trift zuweilen recht artige Gesichter. Diese finden sich aber nur unter den weiblichen Bedienten, in Häusern wo man Gefühl für Menschlichkeit hat; im Bauernstande ist ein leidliches Gesicht eine Seltenheit.

Die Kleidung der lettischen Bauern ist ein grauer Rock von grobem Tuche. An den Füßen tragen sie Basteln. Diese bestehen aus einem Stück Leder, welches den untersten Theil des Fußes etwas über der Ferse, und die Zehen bedeckt. Es wird am Rande durchlöchert, eine Schnur durch diese Löcher gezogen und um die Knöchel oder etwas höher festgebunden.

Im Sommer tragen sie leinene Kittel, und einen schwarzen runden Hut mit einem ohngefähr handbreiten Rande. Den Hut verzieren sie mit einem farbigen Bande. Das Haar lassen sie um den Kopf hängen. Den Bart scheeren sie. Die Weiber und Mädchen tragen kurze Kamisöler und Röcke von selbst gemachten Zeugen; an den Füßen Basteln, von eben der Art wie die Männer. Die Mädchen tragen einen Zopf. Ein runder schwarzer Hut mit langen farbigen Bändern verziert ist ihr Sonntagsschmuck. Weißer wollner Decken bedienen sie sich statt Mäntel.

Der Ehste trägt einen dunkelbraunen Rock, den er mit einem ledernen Gürtel fest schnallt. Das Haar läßt er um den Kopf hängen, und den Bart wachsen. Die dunkle Farbe des Rocks, der dünne röthliche Bart, eine Physiognomie die einen sehr hohen Grad von Leiden und Widerwillen ausdrückt, geben dem Ehsten ein höchst trauriges Ansehen. Die Brust eingezogen, den Kopf gesenkt, die Augen niedergeschlagen, schleicht er mehr als er geht. Man muß einen Ehsten vor seinem Gebieter stehn und handeln sehn, um sich eine Vorstellung machen zu können, wie tief der Mensch sinken kann. Auch nicht den geringsten Zug eines selbstständigen Wesens wird man gewahr. Das Bild eines gebeugten Sünders, der im Bewußtseyn seiner Vergehungen, vor seinem Ideal der grausamsten Rache das ihm fürchterlich droht dasteht, und mit Furcht und Zittern jeden Augenblick dem schrecklichsten Urtheil entgegen sieht, könnte ein treffendes Gemälde eines Ehsten vor seinem Gebieter darstellen. Mit dieser traurigen, für den gefühlvollen Menschen niederschlagenden Vorstellung, schließe ich diesen Brief.

VI.

Der Abend vor Johannis.

Ein Nationalfest der Letten.

Era amor, quel che dal fronte
Il sudor tergea con l' ali,
E dicea: de' mortali
Fia diletto anch' il patir!

Metastasio.

An L***

Sie wissen, mein Lieber, ich fliehe die glänzenden Zirkel der vornehmen Welt. Wie oft saß ich unter den hüpfenden Menschen einsam wie in den Sandwüsten Arabiens, wie oft sehnte ich mich in den erleuchteten prächtigen Sälen nach einem wahren Ausbruch von Frohsinn und Laune vergeblich. Freude und ungekünstelter Lebensgenuß sind die Vorzüge, die wir den niedern Volksklassen nicht abstreiten können. Sie sind auch eben so sittsam wie wir, nur die feine Lebensart, die man oft Lebensunart nennen könnte, haben sie nicht. Im Gegentheil findet man bei ihnen viele von den Unsittlichkeiten nicht, die in unsern Gesellschaften nicht nur geduldet, sondern gern gesehen werden. Hörten Sie wohl je, wenn Sie einem Volksfeste der Landleute beiwohnten, daß einer die Ehre und den guten Namen seines Bruders vergiftete? Hörten Sie je, daß die besten

Handlungen in das niedrigste Gewand gehüllt wurden? Sahen Sie je, daß die Spitzbüberei des gewinnsüchtigen Spiels so ungescheut ihr Wesen trieb, wie in unsern Gesellschaften?

Dies mag eine kleine Apologie für meine sonderbare Laune seyn, daß ich lieber ein Zuschauer bei Volksfesten, als ein Gast bei Hoffesten seyn mag. Ich weiß es, Sie lieben auch die Kinder der Natur, und eine Erzählung von einem Volksfeste wird Ihnen angenehm seyn, wenn es gleich zweihundert Meilen von Ihnen entfernt gefeiert wurde.

Der liefländische Bauer hat nicht so viel Feste wie der unsrige. Mit seiner Freiheit und seinem Gottesdienste verlor er seine Eigenthümlichkeit, seinen Frohsinn, und die heiligen feierlichen Tage, die ausschließender Freude gewidmet waren. Das Kirchweihfest, das vorzüglichste unsers Bauers, weil es in seine Sabbathwochen fällt, kennt man in Liefland nicht. Das Erndtefest, oder wie es in Liefland heißt Talkus, wird nicht so froh begangen, und wie könnte es auch? Der arme Lette kann Gott kein frohes Herz zum Opfer bringen, denn seine Scheuern sind nicht gefüllt, sein saurer Schweiß hat nur die Vorräthe seines Gebieters gehäuft, ihm nichts als spärlichen Winterunterhalt verschafft. Zu Pfingsten flattert zwar hie und da eine junge Birke vor der Hütte einer schönen Lettin, aber die Freude die bei unserm Pfingstfest gewöhnlich ist, wo wir den Frühling bewillkommen und unter frohen Gesängen den Freiheitsbaum der Liebe errichten, sucht man vergebens. Ein Fest nur gehört, in der Art wie es gefeiert wird, dem Letten eigenthümlich. Der Abend vor dem Johannisfeste ist zu seiner Feier bestimmt, sein Ursprung verliert sich in die fernsten Zeiten, und stammt wahrscheinlich von einem ehemaligen gottesdienstlichen Gebrauch her.

Abends um sieben Uhr versammelt sich Alt und Jung, festlich gekleidet, aus ihren oft entlegenen Gesinden *) in den Krug, welcher der Wohnung ihrer Herrschaft am nächsten ist. Sind sie versammelt, so zieht der ganze Haufe mit Musik in den herrschaftlichen Hof. Zwar besteht diese Musik nur aus elenden Strohfideln, zu denen eine Bockpfeife, das Hauptinstrument der gemeinen Russen und Letten, ihre widerlichen Töne schnarrt; aber beide erfüllen ihren Zweck, sie machen froh. Sind sie in dem Hofe angekommen, so stellen sie sich vor das Haus des Herrn und singen. Ihre Lieder machen sie meistentheils aus dem Stegereif; eine Poetin singt vor, und die andern fallen ein. Ich hatte oft Gelegenheit ihre rohe Poesie, zu der sie auch augenblicklich eine Melodie erfinden, zu bewundern, und bemerkte daß öfter Weiber als Männer vorsangen. Ich bedauerte ungemein, daß ich der Landessprache nicht mächtig genug war, um den poetischen Werth ihrer Lieder vollkommen zu beurtheilen; dessen ohngeachtet waren mir ihre Gesänge, in denen ich die Dichtkunst in ihrer Wiege sah, sehr interessant. Die Begeisterung, nicht selten durch hitzige Getränke angefeuert, schwebt dem Vorsänger oder der Vorsängerin auf den Lippen. Die

*) Gesinde nennt man die Wohnung, die eine Bauerfamilie mit Knechten und Mägden inne hat. Man hat, wie bekannt, in Kurland und Liefland keine Dörfer, sondern wo ein angebautes Stückchen Land ist, da steht so ein Gesinde, wovon jedes seinen eignen Namen hat. Nach dem Namen des Gesindes in welchem er wohnt, wird der lettische Bauer selbst genannt, und erhält zwar einen Vornamen, aber, zum Zeichen seiner Sklaverei, nie einen Zunamen. Wie entlegen oft diese Gesinde von der herrschaftlichen Wohnung sind, kann man leicht schließen, wenn man den großen Umfang der Güter in Liefland kennt. Ich weiß z. B. ein Gut, das nicht weniger Flächeninhalt hat als das Fürstenthum Dessau.

andern horchen, lachen Beifall, und stimmen in die rauhen Akkorde mit ein. Jede Strophe, oder vielmehr jeden Absatz ihrer Gesänge, schließen sie am obbemeldeten Tage mit dem Refrain: Liko Liko Jani. Niemand weiß mehr was diese Worte bedeuten. Einige erklären sie für einen Ausruf der Freude; aber dazu sind sie zu artikulirt und zu lang. Da sie aber nur am Johannisfest und bei keiner andern freudigen Gelegenheit gebraucht werden, so glaube ich, daß diese ganze Feier von irgend einer gottesdienstlichen Ceremonie herrührt, von der man bloß noch diese Worte beibehalten hat, ohne ihren Sinn weiter zu verstehen *). Ueberhaupt wissen wir von der Verfassung der eingebornen Liefländer, von ihren Religionsgebräuchen und ihrer Mythologie, vor den Zeiten der deutschen Kolonien die sich bei ihnen ansiedelten, sehr wenig; und die Mühe die sich verschiedene Geschichtsforscher gegeben haben, aus den Spuren die man hie und da noch findet etwas Ganzes zusammenzubringen, war bis jetzt größtentheils fruchtlos. Es ging den armen Letten wie den meisten Nationen der damaligen Zeit. Das Bekehrungsschwerdt der christlichen Religion hing blutig über ihren Nacken, sie sahen sich genöthigt die Religion ihrer Väter entweder zu verlassen oder im Verborgenen auszuüben, ihre Bekehrer waren ihre Feinde und Unterjocher; und an diese verriethen sie gewiß die Mysterien ihres Glaubens nicht.

Der Gegenstand ihres Gesangs ist gröstentheils das Lob ihres Herrn und seiner Familie. Sie zählen alle Wohlthaten her welche er ihnen erzeigt, und per licentiam poëticam

*) Sollte Jani nicht auf Johann deuten?

Anmerk. eines Lesers.

auch wohl solche, an welche er nie gedacht hat. Der Besitzer des Gutes, auf welchem ich diesem Feste beiwohnte, ist einer von denen bei welchem der Unterthan den Herrn mit dem Vater verwechselt, und seine vortrefliche Gemalin in jeder Rücksicht Mutter und Versorgerin dieser armen Menschen. Die Lobgesänge, welche ihnen die Barden und Bardinnen dieses Naturvolks brachten, flossen aus vollen Herzen.

Während dieser Lieder begiebt sich die Herrschaft, mit der Gesellschaft die sich gewöhnlich an diesem Tage bei ihr einfindet, vor das Haus, und mischt sich unter den frohen Haufen. Dem Herrn *), der Frau, und Jedem von der Gesellschaft wird ein Blumenkranz überreicht, und ein Regen von Blumen und Blüthen strömt von allen Seiten auf sie herab. Wohl dem Edeln, dem sein Herz sagt daß er dieses Opfer verdiene; der es fühlt, daß es ein Opfer sey welches die Dankbarkeit einem guten Menschen darbringt, nicht ein Opfer der Madagassen, das die zitternde Hand der Furcht auf den Altar des Teufels legt, damit er ihrer schone!

Eine sonderbare Gewohnheit ist es, daß jeder Fremde, der zum erstenmal diesem Feste beiwohnt, von den Bauermädchen in die Höhe gehoben, und ein paar Schritte wie im Triumphe fortgetragen wird. Man erzeigte mir mehr als einmal die Ehre mich emporzuheben; und so leicht ich auch den nicht immer sanft zugreifenden Händen der lettischen Grazien hätte entkommen können, so wollte ich doch lieber

*) Der lettische Bauer nennt seinen Herrn Lehls Kunks, die Frau Lehle Mahd, (für die Richtigkeit der lettischen Orthographie stehe ich nicht) d. h. großer Herr, große Frau. Sie sehen daraus, daß dieses Volk die Metaphern liebt, unser Bauer weiß davon nichts, und spricht sehr treffend: gestrenger Herr, gestrenge Frau.

die unangenehme Prozession mit mir machen lassen, als Ursache seyn, daß man weniger gelacht und weniger sich gefreut hätte.

Wenn das Singen Blumenstreuen und Herumtragen vorbei ist, so giebt der Herr des Gutes seinen frohen Bauern ein Faß Bier und ein Fäßchen Branntewein zum Gegengeschenk. Alles zieht zu einem freien ebenen Plätzchen im Walde oder auf dem Felde. Hier wird ein großes Feuer angezündet, das Bier und der Branntewein hingeschafft, und um das Feuer herum getanzt gesungen und gezecht, bis es Morgen wird. Die lettischen Mädchen tanzen nicht übel, und gewöhnlich besser als unsre deutschen Bäuerinnen. Einen Nationaltanz habe ich bei ihnen nicht bemerkt, auch nicht das Walzen, das bei unserm Bauer, besonders im südlichen Deutschland gewöhnlich ist. Sie tanzen Anglaisen und Quadrillen, freilich nicht mit so ausgesuchten Touren wie auf unsern Bällen, aber wahrhaftig mit mehrerem Ausdruck; und etwas ist in ihren Kolonnen, was wir vergebens in den unsrigen suchen, offenes herzliches Vergnügen. Es müßte kein übles Nachtstück abgeben, wenn ein Künstler ein solches nächtliches Freudengelag malen wollte. Die Beleuchtung, die von dem in der Mitte brennenden Feuer über die verschiedenen Gruppen ausgeht, der Ausdruck der lebhaftesten Freude auf den Gesichtern der Tänzer und Tänzerinnen, der Kerl mit der Bockpfeife der die lustigsten Sprünge macht, wie der weiland Ziegenbock dessen Fell er unter den Armen trägt, die ernstere Fröhlichkeit der Alten, die in einiger Entfernung bei den Fässern sitzen und trinken, hie und da ein Weib das einer Bachantin nicht unähnlich ist, einige Russen die sich bei dem Feste als Gäste eingefunden haben,

und denen der Branntwein schon etwas in den Kopf gestiegen ist: alles dieses zusammen genommen müßte keine unmalerische Wirkung hervorbringen.

Ich setzte mich auf den Sturz eines Baums, und sah bis spät in die Nacht der allgemeinen Zufriedenheit zu. Ach, lieber L..., wie viel drückt die Menschen, und wie wenig hebt sie! Kaum tönen ihre unharmonischen Geigen, kaum schnarrt ihre Bockpfeife, — und vergessen ist alles Elend, alle Tyrannei, die sie erduldeten. Sie fühlen es nicht daß sie kein Plätzchen mehr das ihrige nennen können, in einem Lande welches sonst ganz ihr Eigenthum war; jetzt gönnt man ihnen ja eine Entschädigung für alles was sie entbehrten, gönnt ihnen Freude!

O so freut euch ihr guten Kinder der Erde! Drückt die Herzen fest und innig aneinander; reicht euch zum Vergnügen die Hände dar, die in der Arbeit für fremden Wohlstand hart wurden; vergeßt daß es Nacht ist, und jubelt bis der Morgen anbricht, wo euer kleines Freudenfeuer vor dem großen erlischt, das in Osten heraufglüht und euch zu neuer Mühseligkeit leuchtet!

VII.

Das Hirtenvolk der Pyrenäen.

Bruchstück einer Reise vom Jahre 1778.

Aus dem Französischen der Frau von Genlis.

E tanta fede, e si dolce memoria,
E si lungo costume!

Metastasio.

Vor zwölf Jahren unternahm ich eine Reise durch das mittägliche Frankreich, bis an die große Gebirgkette welche dieses Land von Spanien scheidet. Dort bezog ich in einsamer Gegend ein artiges Hüttchen, und beschloß den Sommer über da zu bleiben. Meine Wohnung stand am Abhang eines Berges, mit Bäumen Kräutern und grünem Rasen bedeckt, rund umher Felsen und Quellen reines durchsichtigen Wassers. Ich genoß der Aussicht über eine weite Ebene, von Strömen durchschnitten die aus den Gießbächen der Gebirge entstanden. Ackersleute und Hirten waren meine einzigen Nachbarn. Meine Träume unterbrach nicht das un-

ruhige Geräusch der Stadt, das beschwerliche Getöse der Pferde, der Wagen, der Ausrufer, welches nur an das eitle Treiben des Eigennutzes und des Hochmuths, an die lärmende Thätigkeit der Eitelkeit, des Lasters und der Leidenschaften erinnert. In meiner friedlichen Hütte vernahm ich nur die majestätische Stimme der Natur, den Ehrfurcht gebietenden raschen Sturz der Wasserfälle und Gebirgsströme, das Brüllen der im Thal zerstreuten Heerden, den ungekünstelten Laut der Sackpfeifen und Schallmeien, und manches ländliche Lied das vom Gipfel der Felsen in das Thal hinunter gesungen ward. Die Gegend um mich her war schön, ich widmete den größten Theil meines Tages dem Vergnügen sie zu durchstreifen. Gleich Anfangs bestieg ich die Berge. Heerden weideten darauf. Ihre Hüter waren lauter Knaben, höchstens Jünglinge von funfzehn Jahren. Diese befanden sich auf den höchsten Plätzen; jene, der steilen schlüpfrigen Pfade minder gewiß, hielten sich an zugänglichere Weiden. Je tiefer ich hinabstieg desto kleiner und jünger wurden die Hirten; auf den Hügelchen welche die Ebene begränzen war keiner über acht bis neun Jahr alt. Daraus schloß ich, die Hirten im Thale müßten noch jünger oder doch gewiß nicht älter seyn, und fragte einen Knaben: Weidest du deine Ziegen zuweilen dort unten? — „In Zukunft wohl," gab er mir freundlich zur Antwart, „aber bis dahin ist noch lange Zeit, und ich muß erst viel höher steigen." — Wie so? — „Ganz oben hinauf, dann arbeite ich mit meinem Vater, und nach sechzig Jahren komm' ich endlich hinunter in's Thal." — Im Thal also hüten nur Greise? — „Das versteht sich. Meine älteren Brüder sind auf den höchsten Ge-

birgen, unsre Großväter im Thal." Ich verließ den kleinen Sprecher, und stieg in die fruchtbare reizende Ebene Campen hinab. Anfangs sah ich nichts als zahlreiche Heerden Rinder und Schafe. Bald erblickte ich auch die ehrwürdigen Hirten, auf dem Rhein der Wiesen gelagert. Es that mir weh die Greise so einsam zu bemerken. Ich hatte mich kurz zuvor eines so lachenden Anblicks erfreut. Der Berge, mit jungen, raschen, fröhlichen Einsassen bevölkert. Des glücklichen Wohnsitzes der Unschuld und Freude, wo der Wiederhall lustige Lieder, schuldloses Gelächter, und den Laut der Sackpfeifen zurückgab. Ich verließ was die Erde liebliches trägt, Kindheit und frühe Jugend, und fand mich, nicht ohne Beklemmung, unter einer Versammlung von Greisen. Der Abstand zweier so entfernten Lebenszeiten war mir um so auffallender, weil die guten Alten, nachläßig hingestreckt, in tiefe Schwermuth versunken schienen. Ihr düstres Schweigen schien mir Niedergeschlagenheit; ich glaubte sie wären traurig, weil sie sich verlassen fühlten. Ich sah sie einsam, von ihren Kindern getrennt; ich beklagte sie, und näherte mich ihnen langsam, mit einer Empfindung des Mitleids und der Ehrfurcht. Auf meinem Wege kam ich zu einem Greise, der meine ganze Aufmerksamkeit an sich zog. Er hatte eine edle sanfte Gestalt. Glänzend weißes Haar fiel in Silberlocken über seine breiten Schultern. Aufrichtigkeit und Güte sprachen aus seinen Zügen. Die Heiterkeit seiner Stirn und seiner Blicke war ein Spiegel seiner ungetrübten Seele. Er saß am Fuß eines Berges, der an dieser Stelle schnurgerade abgehauen, und mit Moos und Rasen belegt war. Eine ungeheure Felsenmasse die sich senkrecht über ihm er-

hob machte den Abhang des Berges, und bildete, in einer Höhe von mehr als zweihundert Fuß, eine Art ländliches Obdach, das sein ehrwürdiges Haupt vor Sonnenstralen bedeckte. Diese Felsen waren mit natürlichen Kränzen von immergrünem Epheu und rosenfarbener Winde bedeckt, die überall in buschichten Gebinden und ungleichen Schnüren herabhingen, und eben so zierlich als reichlich vertheilt und geflochten waren. Einige Schritte von dem alten Mann neigten zwei Weiden ihre biegsamen Aeste gegen einander, und überschatteten eine Quelle die vom Gebirge herabschoß. Ihr sprudelndes Gewässer durchbrach mit Ungestüm jedes Hinderniß auf ihrem Wege, ward friedlich wie das Thal, schlängelte sich lieblich zwischen Blumen und Kräutern, schlich langsam zu den Füßen des Greises, und verlor sich mit leisem Murmeln in die Ferne. Ich bat den Alten um Erlaubniß mich neben ihm setzen zu dürfen, erzählte ihm darauf was der Hirtenknabe im Gebirge mir berichtet hatte, und verlangte von ihm völligen Aufschluß. „Von jeher," sagte mir der Alte, „widmeten die Menschen in dieser Gegend dem Hirtenleben die beiden entgegengesetzten Stufen des Alters, welche sich für dasselbe schicken; die Kindheit die so eben dem Schooße der Natur entsprießt, die Reife welche bald in diesen Schooß zurükkehrt. Die Knaben hüten der Heerden auf der Höhe. Dort erlangen sie die Stärke Thätigkeit und Kühnheit, welche den Gebirgsbewohner vorzüglich auszeichnen. Sie üben sich Felsen zu erklimmen, und über Gießbäche wegzusetzen. Sie gewöhnen sich ohne Schrecken in tiefen Abgrund zu blicken, und oft am gähen Rande eines Abhanges fortzulaufen, um eine flüchtige Ziege einzuholen und zurückzu-

führen. Aber im funfzehnten Jahre geben sie den Hirtenstab auf, und werden Ackerleute. Um diese Zeit ist der Jüngling stolz seines Vaters Arbeit theilen zu können, verläßt gern seine Berge, und übergiebt seinen Schäferstab mit Freuden schwächeren Händen. Von nun an geben der Spaden und das Grabscheit seinen nervigten Armen eine würdigere Beschäftigung. Ehe er aber in die Ebene hinabsteigt wirft er einen traurigen Blick auf seine Heerde, auf den einzigen Gegenstand seiner bisherigen Sorge, und bleibt nicht ungerührt wenn ihm sein getreuer Hund zum letztenmal schmeichelt. Unter den Ackerleuten bleiben wir bis unsre Kräfte abnehmen; können wir aber den Feldarbeiten nicht länger obliegen, so nehmen wir die Schäfertasche und den Stab demüthig zurück, und verbringen den Ueberrest unsrer Tage auf diesen Wiesen.“ Er schwieg, ein leises Gewölk verdunkelte auf einen Augenblick die Heiterkeit seines Antlitzes. Ich sah, er erinnerte sich nicht ohne Kummer des Zeitpunktes, wo das Alter ihn gezwungen hatte sich unwiderruflich dem Hirtenleben zu widmen. Er schwieg, und ich mochte nicht weiter fragen. Bald aber unterbrach er sein Schweigen. „Doch ist unser Alter vollkommen glücklich,“ sprach er, „wir genießen einer süßen Ruhe.“ — Macht aber, fragte ich ihn, die lange Gewohnheit der Arbeit eine so ununterbrochene Ruhe nicht langweilig? — „Nein,“ war seine Antwort, „denn diese Ruhe ist nützlich. Ich würde vor langer Weile umkommen, wenn ich in meiner Hütte unthätig bleiben müßte. Wer andern nicht nutzt, ist sich selbst am meisten zur Last. Aber als Hüter dieser Herden, unter diesem Felsen sitzend, diene ich den Meinigen eben so gut, als da ich noch das

Feld baute und den Pflug führte. Dieser Gedanke allein könnte mir den Stand meiner Ruhe angenehm machen. Außerdem aber, wenn man mehr als funfzig Jahr hinter einander rastlos Arme und Kräfte gebraucht hat, ist es ganz angenehm zu weiter nichts verbunden zu seyn, als sich auf grünen Wiesenrasen hinzustrecken.“ — Und bei dieser gänzlichen Unthätigkeit wird euch die Zeit nicht lang? — „Wie könnte sie mir lang werden, da mich alles rund umher zu angenehmen Erinnerungen auffordert? Diese Berge um mich her habe ich als Knabe alle durchstreift. An der Stellung der Fichten und der Felsenklumpen erkenne ich von hieraus die Plätze, die ich am häufigsten besuchte. Mein schwaches Gesicht erlaubt mir nicht, alles zu entdecken was Ihre Augen unterscheiden; aber mein Gedächtniß hilft mir aus. Es sagt mir treulich, was meinen Augen verborgen bleibt. Und diese Träume erfordern eine gewisse Anstrengung des Geistes, wodurch sie noch anziehender werden. Meine Einbildungskraft versetzt mich auf jene hohen Berge, die sich in den Wolken verlieren. Unauslöschliche Erinnerungen leiten mich durch ihre Schlangenpfade, auf steilen schlüpfrigen Fußstegen die sie durchkreuzen und verbinden. Zuweilen verläßt mich freilich mein hinfälliges Gedächtniß am Rande eines Gießbachs, am Abhange eines Abgrundes. Ich kann nicht weiter, mich schaudert. Finde ich aber in diesem Augenblicke den verlornen Weg wieder, so hüpft mir das Herz vor Freude, wie im Frühling meiner Jahre. So darf ich nicht von der Stelle gehn, um jene Berge zu besteigen. Ich kenne sie wieder, ich durchlaufe sie, und finde alles von neuem, was mir in meiner Jugend herzerhebend und erfreu-

lich war.“ So sprachen wir als in der Ferne, vom Gipfel des hinter uns gelegenen Berges, der Ton einer Schallmei erschallte. „Ach!“ sagte der Greis lächelnd, da kommt Tobies auf den Felsen. Er spielt mein Leibstückchen. Das ist das Lied, das ich in seinem Alter so oft sang.“ Der Alte schlug leise den Takt mit seinem Kopf, und ward ungemein freundlich. Wer ist Tobies? fragt' ich. — „Ein Hirt von funfzehn Jahren. Er liebt meine Enkelin Lina. Sie ist von seinem Alter. Möge ich sie als Mann und Frau erblicken, ehe ich sterbe! Dies ist die Stunde, in der unsre Enkelinnen alle Morgen unser Frühstück bringen. Dann führt Tobies seine Ziegen auf den Hügel, unter dem ich ruhe.“ Indem erblickt' ich auch schon am andern Ende des Thals ein zahlreiches Gefolge junger Mädchen, die rasch heran kamen, und sich bald im Thale verbreiteten. Bald darauf liefen alle Hirten auf dem umstehenden Gebirge herbei, und erschienen am steilen Abhange der Felsen. Einige lehnten sich so weit herüber, daß ich befürchtete die Erde möchte unter ihnen ausgleiten. Andre bestiegen die Gipfel der Bäume, um den liebenswürdigen reizenden Zug, der täglich zur nämlichen Stunde erschien, früher zu erblicken. Um diese Tageszeit waren die Heerden der Gebirge ein Weilchen sich selbst überlassen, und konnten nach Willkühr umherschweifen. Auf den Bergen und im Thal war alles in Bewegung. Neugier, erste Liebe, väterliche Zärtlichkeit, ließen Alt und Jung nicht ungerührt. Nun trennten sich die Landmädchen, und suchten ihre Großväter auf den Wiesen, um ihnen, in niedlichen Weidenkörben, Früchte und Käse zu bringen. Sie eilten den Greisen zu, die ihnen die Arme entgegen streckten,

Ich bewunderte den Anstand und den leichten Gang dieser artigen Landmädchen der Pyrenäen, die sich alle durch Zierlichkeit und Schönheit des Wuchses unterschieden, aber mein Herz hegte die meiste Theilnahme für Lina. Noch war sie hundert Schritte von uns entfernt, als sie mir ihr Großvater unter einer Menge junger Mädchen bezeichnete: Es ist die hübscheste! Auch betrog ihn seine elterliche Liebe nicht; sie war in der That reizend. Sie warf sich in die Arme des Alten, der sie zärtlich an seinen Busen drückte, und ging hernach um seinen Korb zu holen, den eine ihrer Gespielinnen hielt. Während dieses Ganges warf Lina ihre schüchternen Augen zum Gipfel des Berges empor, und Tobies am Abhang des Felsen empfing ihren Blick; diesen rührenden Blick, dessen er seit Sonnenaufgang ungeduldig geharrt hatte, die süße Belohnung seines langen Tagewerks. In diesem Augenblick warf Tobies einen Rosenstrauß herunter, der einige Schritte vor Lina und ihren Gefährtinnen niederfiel. Lina erröthete, und wagte nicht den Strauß aufzuheben. Der Alte weidete sich an ihrer Bestürzung, die andern jungen Mädchen riefen lachend, etwas schalkhaft und herzlich fröhlich, mit einer Stimme: Für Lina! für Lina! Endlich ward Lina verurtheilt den Strauß zu nehmen. Mit zitternder Hand steckte sie ihn an ihren Busen, suchte ihre Verwirrung zu verbergen, flüchtete sich unter den Felsen zu ihrem Großvater, und setzte sich neben ihm. Wie hätt' ich eine so zärtliche angenehme Unterhaltung durch meine Gegenwart stören wollen? Der ehrwürdige Greis, Lina und Tobies, blieben mir noch im Gedächtnisse, da ich schon wieder in meiner Hütte war. Wohnt irgendwo das Glück auf Erden, so gebührt es solchen Sitten, solchen Gefühlen!

Das Leben eines Landmanns der Pyrenäen zerfällt, wie man sieht, in drei merkwürdige Abschnitte. Er ist Hirt auf dem Gebirge, vom achten Jahr bis in sein funfzehntes; hernach Ackermann; und in seinem Alter Hirt im Thal. Der glänzendste Abschnitt seines Lebens ist der, wenn sich der Jüngling zum Ackermann erhebt; auch wird er mit Feierlichkeit begangen. Sobald der Hirt im Gebirge volle funfzehn Jahr alt ist, sucht ihn sein Vater auf, um ihn auf das Feld oder zu dem Weinberge zu führen, die er fortan bestellen soll. Dieser denkwürdige Tag ist ein Fest für die Familie des Jünglings. Ich wünschte diese ländliche Feierlichkeit zu sehen, ich sprach darüber mit meinem guten Alten, Lina's Großvater, und er berichtete mir, Tobies würde in vier Wochen die Gebirge und den Felsen, auf welchen ihn die Liebe für Lina so oft geführt hatte, für immer verlassen. Ein sonderbarer Umstand machte diese Feierlichkeit noch rührender. Tobiesens siebenzigjähriger Vater mußte an eben diesem Tage dem Stande der Ackerleute entsagen, und wieder Hirt werden. Er hatte vier Söhne aus einer ersten Ehe. Tobies war das Kind einer zweiten, und funfzehn Jahr jünger als der Bruder der ihm am nächsten war.

Endlich erschien dieser festliche Tag, und ich begab mich drei Stunden vor Sonnenuntergang in die Ebene. Dort fand ich alle alten Hirten am Fuße des Berges versammelt, wo Tobies seine Heerden weidete; und bald sahen wir eine Menge Bauern und Bäuerinnen von jedem Alter herbeieilen, welche die Neugier herzulockte. Lina, von ihrer Mutter hergeführt, trat neben mir, und nahm sicherlich nicht den wenigsten Antheil an diesem Feste. Der Haufen ging

Tobiesens altem ernsten Vater entgegen, den seine Söhne begleiteten. Er hielt ein Grabscheit in der Hand, und stützte sich auf dem Arm seines ältesten Sohnes. Als er am Fuß des Berges anlangte öffnete sich die Versammlung, um ihm Durchgang zu gestatten. Der Alte aber stand still, und warf einen traurigen Blick auf den Felsenpfad welcher zum Gipfel des Berges führte, seufzte, schwieg eine kleine Weile, und hub dann zu reden an. „Nach alter Weise sollte ich selbst meinen Sohn aufsuchen, aber ich bin siebenzig Jahr alt, und kann ihn nur erwarten.“ — „Wir wollen euch hinauftragen, Vater!“ riefen seine Kinder. Die Versammlung jauchzte diesem Vorschlage Beifall, der Alte ward freundlicher, seine Söhne schlugen die Arme in einander, hoben ihn sanft in die Höhe, und gingen vorwärts. Die Landleute blieben in der Ebene, ich aber folgte dem Greise, denn ich wollte zugegen seyn, wenn er mit Tobies zusammenträfe. Wir gingen langsam, und der Alte ließ seine Träger von Zeit zu Zeit einhalten, damit sie sich verschnaufen möchten, und er die Gegend umher betrachten könnte, die ihm das süße Andenken seiner Jugend zurückrief. Er fuhr vor Freude zusammen, als er überall den Ton der Silberglöckchen an dem Halse der Schafe und Ziegen vernahm, die man nur den Heerden im Gebirge umbindet. Oft sagte er vorher welche Gegenstände wir erblicken würden; oft hatte auch die Zeit zerstört oder verändert was er bezeichnete. Er betrachtete alles mit theilnehmender Empfindung und Neugier. Je höher wir stiegen desto lebhafter und freudiger wurden seine Züge, desto funkelnder seine Blicke, und er schien neues Leben zu gewinnen, als er zum letztenmal die kräftige reine

Luft der Gebirge athmete. Endlich gelangten wir ans Ziel. Man setzte den Alten auf einen Felsen, er stand auf, lehnte sich auf sein Grabscheit das er nie losgelassen hatte, und übersah die unermeßliche Aussicht mit Entzücken. In diesem Augenblick verließ Tobies seine Heerde, und warf sich zu den Füßen seines Vaters. Der Alte umarmte ihn zärtlich. „Nimm," sprach er, „dieses Grabscheit, mein Sohn, es hat mir mehr als funfzig Jahr gedient, mögest du es eben so lange bewahren! Um es selbst deinen Händen anzuvertrauen, habe ich Arbeiten die meinem Alter schwer fielen über die gewöhnliche Zeit hinaus fortgeführt. Heute verlasse ich auf immer unsern Acker und unsern Weinberg, aber du trittst an meine Stelle!" Mit diesen Worten übergab der Greis das Grabscheit an Tobies, und empfing dafür dessen Schäferstab. „Vater," sprach der Jüngling mit inniger Rührung, „nehmt auch noch diesen treuen Hund, der mir seit sieben Jahren folgt. Dient er und vertheidigt er euch, so wird er mir von nun an erst recht nützlich!" Der Alte konnte sich einiger Thränen nicht erwehren. Sie flossen sanft über seine ehrwürdigen Wangen. Er streichelte den Hund den sein Sohn ihm hinhielt. Das Thier sträubte sich unter Tobiesens Händen, und winselte, und schien zu ahnden daß es seinen Herrn einbüßen sollte. Darauf gingen wir sämmtlich ins Thal zurück wo wir alle Landleute wieder fanden, und beschlossen das Fest durch einen ländlichen Tanz, bei welchem ich das Vergnügen hatte, Tobies und Lina zusammen tanzen zu sehn. So oft ich in der Folge die Wiese besuchte, fand ich beide Alten neben einander unter dem Obdach der Felsen sitzen, wo sie über ihre Jugendzeit, und am öftersten

über ihre Kinder sich besprachen. Zur gewöhnlichen Stunde brachte ihnen Lina pünktlich Früchte und Milch. Tobies trat nicht mehr auf dem Felsen hervor; aber noch immer warf Lina ihre Blicke hinauf, und sah mit lebhafter Freude wie die Alten sich wechselseitig befreundeten, und überließ sich einer angenehmen Ahndung. Nach der Hand habe ich wirklich erfahren, daß die Alten des Glücks genossen Lina's und Tobiesens Hochzeit zu feiern, und daß Lina jetzt eine sehr zärtliche und glückliche Gattin und Mutter ist.

VIII.

Frau Gertrude Klatsche.

Eine Mähr.

Es war einmal ein Biedermann,
Vor nicht gar langen Jahren,
Der schlecht und recht — jedoch ich kann
Mir seine Schildrung sparen;
Les't nur, bis es zu Ende geht,
Mein Mährlein weiter, und ihr seht
Dann selbst, was er gewesen.

Er hieß Friz Wahrmund, und begab
Sich einstmals auf die Reise;
Zu Pferde ging's, bergauf, bergab,
Durch alle deutschen Kreise.
Zu sehn, wie es im Vaterland
Um Geistes — Sittenbildung stand,
Durchreist' er Städt' und Staaten.

Fast hatte schon durch Wald und Flur
Sein Roß den Lauf vollendet;
Beinah war seine grande tour
Ums deutsche Reich geendet:
Da lag auf einmal, schau'rlich wild,
Vor ihm ein waldigtes Gefild,
Vermischt mit grauen Felsen.

Er trabte fürder. Plötzlich hob
Sein Gaul sich, wies die Zähne,
Stand auf den Hinterfüßen, schnob,
Und schüttelte die Mähne.
Umsonst drückt' er die Sporen tief
Ihm in die Rippen, schimpft' und rief;
Es wich nicht von der Stelle.

Es troff das arme Thier von Schweiß,
Er sah es sichtbar beben,
Als wie gebannt im Zauberkreis,
Schien's rückwärts nur zu streben;
Der Reuter warf den Blick empor,
Sieh da! ein großes Eisenthor
Stand dicht ihm vor der Nase.

Und hinter ihm erhob sich grau,
Mit schwarz berußten Wänden,
Und einem Dache gelblich blau
Bequalmt auf allen Enden,
Ein altes gothisches Gebäu;
Begreiflich war des Rosses Scheu
Nun ihm, und sein Entsetzen.

Ein dichter nebelgleicher Rauch
Umzog des Hauses Giebel,
Der statt, des Schornsteins, einem Schlauch
Entstieg am Dach. Die Bibel
Beschreibt nicht gräßlicher den Rauch,
Der aus des Höllenabgrunds Bauch
Emporqualmt in die Lüfte.

Ein pressender mephit'scher Duft
Entströmt' ihm, langsam wallten
Aus seinem Dunkel in die Luft
Todtähnliche Gestalten,
Blaß, zu Gerippen abgezehrt;
Hochauf fuhr schaudernd Wahrmunds Pferd,
Er selber bebt' und starrte.

Auf einmal sah' er sich umzischt
Von blauen Schwefelflammen,
Ihn schüttelte, mit Angst gemischt,
Ein Fieberfrost zusammen;
Er sah am Eisenthor ein Schild,
Darauf stand eines Weibes Bild,
Erschrecklich anzuschauen.

Es war ein hag'rer alter Kopf,
Mit vielen tausend Falten;
Auf dem, vom Ohre bis zum Schopf,
Wohl hundert Schlangen wallten.
Es stand bergan sein struppicht Haar,
Ein katzengrünes Augenpaar
Starrt ihm aus Haut und Knochen.

Blau war der Lippe Rand gestreift,
Und — denket euch Hyänen! —
Mit gelbem Geifer eingeseift,
Aus ein paar Stummelzähnen
Blökt eine Zunge, schwarz von Gift;
Es trug das Schild die Unterschrift:
Gasthof zur Lästerzunge.

Entsetzen senkte Wahrmunds Blick
Vom Schilde zu der Erde,
Wie Eis umlief es sein Genick',
Er sprang von seinem Pferde;
Auf Gräbern stand sein Fuß, und schnell
Las er an Leichensteinen hell:
Hier modern gute Namen.

Zurück wollt' er, da sprang das Thor
Rasch auf mit beiden Flügeln,
Und eine Hexe trat hervor
Dicht an den Todtenhügeln;
„Halt, rief sie, meiner Einsied'lei
Kommt unbemerkt kein Mensch vorbei,
Ich bin Gertrude Klatsche.“

Aus streckte sie die Klapperhand,
Und griff nach Wahrmunds Händen,
Er mußt' hinein, und bebend stand
Er zwischen hohen Wänden,
Mit gelben Spiegeln überdeckt;
Die Zunge hing herausgestreckt
Der Hexe von den Lefzen.

„Komm her, rief höhnend sie, halt Rast
Von deiner langen Reise,
Und sei an meinem Tische Gast,
Gedeckt nach meiner Weise.
Du schauderst? Närrchen! sprich wofür?
Iß ohne Furcht, du zahlst dafür
Nur deinen guten Namen.“

„Gern nähm' ich auch dein Pferd hier ein,
Doch weder Heu, noch Hafer
Hab' ich im Hauſ', ihm aufzuſtreun,
Ich tiſche nur Kadaver.
Willſt du nicht mit zur Tafel gehn,
So kannſt du mich doch ſchmauſen ſehn
Mit großem Appetite.“

„In dieſen langen Spiegeln hier
Erſeh' ich meine Beute,
Was immer vorgeht, zeigt ſich mir
Viel Meilen in der Weite;
Und, daß kein Bild rein vor mir tritt,
So färb' ich dieſe Spiegel mit
Der Farbe meiner Seele.“

„Sind ſo von meines Weſens Schein
Umfloſſen die Figuren,
Schaff' ich Naturen engelrein
Zu teufliſchen Naturen;
Der Unſchuld weißes Feſtgewand,
Wird, faßt es meine feuchte Hand,
So brandgelb, wie mein Inn'res.“

Sie ſprachs, zog Wahrmund aus dem Saal
In eine Höhle nieder,
Und: „Hier bereitet man mein Mahl!“
Begann ſie grinſend wieder.
„Wirf her den Blick auf dieſen Berg
Zernagter Knochen, und den Zwerg
Noch am Zernagten nagend.“

„Es ist mein lieber Sohn, der Neid,
Schief, puckligt, krumm und hager;
Einst war er lang und fett und breit,
Jetzt ist er schmal und mager;
Die Misgunst schrumpft ihn so zum Zwerg,
Und diesen breiten Knochenberg
Nagt er sich hier zusammen."

„Sein Zahn fällt über alles her,
Was glänzt und Farben spielet;
Sei's, daß Verdienst, daß Ohngefähr
Sich Farb' und Glanz erzielet;
Was in der Welt zum Ansehn hebt,
Geist, Schönheit, Tugend, Gold! er gräbt
Hinein mit seinem Zahne."

„Dies Ungeheu'r, von Kopf' ein Luchs,
Mit scheuem schielem Blicke,
Von innen und von außen Fuchs,
Ist meine Tochter, Tücke."
Sie wies mit ihrer Knochenhand
Auf ein Geschöpf, das seitwärts stand,
Und schwarze Suppe kochte.

„Die Suppe," fuhr die Hexe fort,
„Entsteht aus ihrem Geifer;
Mit ihm besprützt sie That und Wort,
Selbst reiner Tugend Eifer;
Und wär dein Ruf wie Schnee so rein,
Ein Tröpfchen ihrer Suppe drein,
So wird er schwarz wie Kohlen."

„ Sieh ferner noch hier meine Schnur,
Schon längst vermählt dem Neide,
Wie er satanischer Natur,
Ihr Nam' ist Schadenfreude;
Wie in des Niles Schilfe still
Nach Beute lauscht das Krokodill,
So brütet still sie Unheil. “

„ Ihr Antlitz trägt der Pavian;
An Schwärze gleich den Schiefern,
Fletscht sie den langen Eberzahn,
Und klappert mit den Kiefern;
Still in sich grinsend, haben Neid
Und Tück' in Zwietracht Zank und Streit
Nachbar und Freund verwickelt. “

„ Dann fährt sie aus der Höhl hervor,
Und packt mit ihren Krallen
Die Blutenden; läßt in ihr Ohr
Ein laut Gelächter schallen;
Quält langsam sie zum Todesschweiß,
Und mischt mit ihm mir Trank und Speis,
Für mich ein lecker Gastmal! “

„ Mein Tisch, durch diese drei bestellt,
Verräth, wie ich mich nähre;
Kein guter Nam' ist in der Welt,
An dem ich hier nicht zehre;
Tagtäglich send' ich aus die drei,
Auch halt' ich sonst noch zechefrei
Betschwestern, alte Jungfern. “

„Du sahst gewiß im deutschen Reich
Manch Zünftchen Kaffeeschwestern,
Die ihren Nächsten arm und reich
Und alt und jung belästern;
Die sämmtlich, wo nur immer tollt
Ihr Schmähgerücht, die stehn im Sold
Von Frau Gertruden Klatsche.“

„Sahst auch auf deiner Reise wohl
Getadelte Autoren,
Die, hohen Eigendünkels voll,
Wie ohne Fehl geboren
Ergrimmten, daß man schief hieß schief,
Und nicht vortreflich, herrlich! rief,
Wenn sie nichts treflich machten.“

„Das stieg den Herrn gewaltig nun
Zum dünkelvollen Brägen,
Und statt, wie weise Männer thun,
Die Fehler abzulegen,
Bewarfen sie mit Staub und Koth
Die Tadler; recht! sie essen Brod
Von Frau Gertruden Klatsche.“

„Du siehst hieraus, daß weit und breit
Gertrudens Pfeile recken;
Daß Schadenfreude, Tück' und Neid
Beherrschen Städt' und Flecken;
Auch du sollst wahrlich nicht entgehn,
Dir hab' ich eine Ruth' ersehn, —
Denk' an Gertrude Klatsche.“

„Lobst du nicht, was du Gutes siehst,
Mit Wärme, frei vom Neide?
Ehrst Wahrheit und Vernunft, und ziehst
Sogar zum Kampf für beide?
Bist deiner Freunde Freund? erzählst
Gern gute, edle Thaten? wählst
Sie dir sogar zum Muster?“

„Und ehrst du an den Weibern nicht
Mehr Geist und Herz, als Blüthe
Der Schönheit? Machst so gar zur Pflicht
Den Frauen Geist und Güte?
Blickst kalt in's blühendste Gesicht,
Wenn aus ihm keine Seele spricht,
Und gehst und zuckst die Achseln?“

„Kehrst du nicht der Empfindelei,
Der Ziererei den Rücken?
Und wägst die Anspruchmacherei
Mit kalten Prüferblicken?
Fröhnst keiner Autoreitelkeit?
Und beugst nur der Bescheidenheit
Dein Haupt und deinen Rücken?“

„Verlangst du dreist nicht Pflicht und Recht
Vom Purpur wie vom Kittel?
Ehrst du nicht Redlichkeit im Knecht
Mehr, als des Herren Tittel?
Und schützest du nicht Huldigung
Der Tugend, gegen Lästerung
Durch Wort und That und Fehde?“

„ Willst du nicht Prüfung frank und frei,
Erkenntniß nur in Klarheit?
Bleibst du nicht unerschüttert treu
In der erkannten Wahrheit?
Hältst du nicht fest und unverrückt
Die Hand, die deine redlich drückt?
Fürwahr! das sollst du büßen. "

„ Für jede Huldigung, geweiht
Der Wahrheit und der Tugend,
Erdicht' ich eine Schändlichkeit
Aus deiner frühsten Jugend;
Und deinen Kampf für Recht und Pflicht
Stell' ich in ein verderblich Licht,
Und stemple dich zum Schmeichler. "

„ Ich will die Sucht gerecht zu seyn
Nach Nothdurft dir vergelten;
Laut spötteln, merk' es! soll man dein,
Und dich Schmarotzer schelten,
Der für ein fettes Mittagsmahl,
Und einen vollen Weinpokal
Lobpreis't und Wunder rühmet. "

„ Will, deines Wahrheitssinnes satt,
Verbittern dir das Leben;
Der ärgsten Klatsche deiner Stadt
Will ich dich übergeben;
Die soll mit ihrem Schlangenzahn
Vergelten was du mir gethan,
An deinem guten Namen. "

So sprach Frau Klatsche. Was geschah?
Mit glänzendem Gefieder
Stand schnell Friz Wahrmunds Schutzgeist da;
Flugs sank die Hexe nieder.
„Komm," tönte seine Stimme mild,
„Bleib wahr und gut, dann deckt mein Schild
Dich vor Gertrudens Pfeilen!"

Friz Wahrmund folgt'; und unversehrt
Blieb, troz den Lästerungen
Der Klätscherzunft, sein Ruf, geehrt
Bei Alten und bei Jungen!
Er stand in seiner vor'gen Kraft,
Gertrudens Zunftgenossenschaft
Verspie umsonst die Lunge.

Wozu mein Mährlein dienen soll,
Wird wohl kein Leser fragen.
Sey Stadt und Land von Zungen voll,
Die guten Ruf benagen:
Wer Wahrheit Tugend und Vernunft
Fest ehrt, der steht der ganzen Zunft
Von Frau Gertruden Klatsche.

Schink.

Berlinisches
Archiv der Zeit
und
ihres Geschmacks.

Mai 1797.

I.

Uebersicht der neuesten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des März 1797.

Den letzten Monat hindurch ist Deütschland noch von den Verwüstungen des Krieges verschont geblieben; aber kaum darf man hoffen, daß diese Ruhe noch den künftigen Monat hindurch dauern werde, wenn nicht ein plötzlicher Friede den blutgierigen Anstrengungen beider Parteien endlich ein Ziel setzt.

Dagegen ist Italien der Hauptschauplatz des Krieges geblieben, und hier möchte auch vollends keine Erholung vor dem Frieden zu erwarten seyn. Die Folgen der Eroberung Mantua's sind von Zeit zu Zeit an Ausdehnung und Wichtigkeit gewachsen, und sind noch jetzt für die Zukunft unabsehbar. Buonaparte ließ die beiden Generale Massena und Augereau, gegen Norden nach Tyrol und gegen Westen nach Friaul zu, den Oestreichern gegenüber, während er selbst seine Eroberungen gegen Süden in dem Kirchenstaat ausdehnte. Er fand hier, außer den neulich erwehnten Gefechten, fast gar keinen Wiederstand: er selbst rückte in Ankona a), und sein aus der

a) Am 8ten Februar.

lombardischen Legion bestehender Vortrab an eben diesem Tage in Loretto ein, wo zwar das seit einem halben Jahrtausend dort befindliche heilige Haus unbeschädigt, aber der zu demselben gehörige Schatz bis auf eine Million vermindert angetroffen wurde. Bei Ankona wurden zwölfhundert päpstliche Krieger, die sich zur Vertheidigung anschickten, von dem General Victor ohne Flintenschuß gefangen genommen: auch fand man in dieser Vestung dreitausend vom Kaiser dem Papste geschickte Flinten, nebst hundert und zwanzig schweren Kanonen. Die katholischen Heiligthümer zu Loretto wurden mit aller Sorgfalt, unter dem Beiseyn öffentlicher Beamten eingepackt und nach Paris geschickt. Der französische Feldherr rückte nun gegen Rom weiter vor, die Franzosen besetzten Umbria, die Landschaft Perugia und die kleine Provinz Canorino, ihr Anführer nahm sein Hauptquartier in Falentino a). Er beobachtete alle Vorsicht, um den Einwohnern in den von ihm besetzten Städten die Sicherheit des Eigenthums und die Freiheit des Gottesdienstes zu erhalten: er billigte die freundschaftliche Einnahme der aus Frankreich verwiesenen unbeeidigten Priester, und machte sie sogar den Klöstern zum Gesetz: auch billigte das Directorium diese Maaßregeln und both allen übrigen Priestern dieser Art, die sich nach den von den Franzosen eroberten päpstlichen Staaten begeben wollten, dazu Reisepässe an. Nachdem Buonaparte in Foligno eingerückt war, machte er keine weitere Fortschritte, weil die Abgesandten des Papstes, unter Vermittelung mehrerer italischen Höfe, insbesondere von Neapel, Florenz und Parma, um den Frieden ansuchten, der auch zu Tolentino abgeschlossen ward b). Der Papst wiederrief alle

a) Am 18ten Februar. b) Am 19ten Februar.

seine Patente und Decrete, und entsagte allen Verbindungen gegen die französische Republik. Er verspricht die Feinde derselben unter keinem Vorwande weder mit Menschen, noch mit Schiffen, Waffen, Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln zu versorgen, und seine neugeworbene Kriegsmannschaft innerhalb fünf Tagen zu verabschieden, seine Häfen und Rheden den Kapern und Kriegsschiffen aller Feinde der Republik während des Kriegs zu verschließen, und der neuen Republik alle Vorrechte zu Rom zu gestatten, welche ehemals das Königreich Frankreich daselbst genoß. Außerdem thut der Papst nicht nur auf Avignon und Venaißin, sondern auch auf die Provinzen Bologna, Ferrara und Romagna auf immer Verzicht, und tritt sie der französischen Republik ab, welche dagegen in den letzten die katholische Religion nicht zu beeinträchtigen verspricht. Das Gebiet und die Stadt Ankona bleiben bis zum völligen Frieden auf dem vesten Lande von den Franzosen besetzt. Der Papst verpflichtet sich funfzehn Millionen Livres Tournois den 5ten März 1797 an den französischest Schatzmeister zu bezahlen, und zwar zehn Millionen in baarem Gelde und fünf Millionen in Diamanten und andern Kostbarkeiten; überdieß noch acht hundert Reitpferde mit Sattel und Zeug, acht hundert Zugpferde, Ochsen und andern Lebensmittel zu liefern, und in dem übrigen Theil des Monat März noch zehn, so wie im April noch fünf Millionen Livres Tournois zu entrichten. So wie diese Summen nach und nach bezahlt werden, wird der übrige Theil des päpstlichen Gebietes, den die Franzosen noch besetzt halten, geräumt. In Betreff der Kunstsachen und Handschriften werden die in dem Waffenstillstande zu Bologna vestgesetzten Bedingungen baldmöglichst erfüllt. Die französische Republik tritt an den Papst dagegen ihre Ansprüche auf die verschiednen geistli-

chen Stiftungen in Rom und Loretto, und der Papst ihr dafür alle dem heiligen Stuhl gehörigen Allodialgüter in Bologna, Ferrara und Romagna, und namentlich die Landschaft Mosela mit ihrem Gebiete ab; doch soll seinen Bevollmächtigten, im Fall ihres Verkaufs, ein Drittheil der daraus zu lösenden Summe ausgezahlt werden. Auch läßt der Papst den Mord des französischen Ministers Basseville durch seinen Minister mißbilligen, und zahlt dreißig tausend Livres an diejenigen, welche dadurch gelitten haben. Alle päpstlichen Kriegsgefangnen werden sogleich in Freiheit gesetzt. Der Handel zwischen beiden Staaten wird, bis zur Abschließung eines Handelsvertrags, auf den Fuß wie vor dem Frieden getrieben. Post und Kunstschule der Franzosen in Rom werden wieder hergestellt.

Die päpstlichen Gesandten reiseten nun sogleich nach Rom zurück, wo der Friede den Tag nach ihrer Ankunft vom Papste und dem Collegium der Cardinäle bestätigt ward a). Auch der französische Minister Cacault kehrte nun dahin zurück.

So bald der Friede mit dem Papste abgeschlossen war, rückte Buonaparte eilends mit den unterdessen angekommenen Verstärkungen, wozu auch die Abtheilungen von Bernadotte und Championet von dem Heere am Rhein gehörten, gegen die Kaiserlichen vor, welche sich in der Mitte des März von der Piave nach dem Tagliamento zurückzogen, wo der Erzherzog sein Hauptquartier zu Udine nahm, um die übrige Verstärkung abzuwarten, durch welche seine Macht bis auf mehr als hunderttausend Mann anwachsen sollte. Die Feindseligkeiten sind nun sogleich eröffnet. Obgleich Nachrichten von der Tyroler Gränze meldeten, daß im Cadorinischen zwanzigtausend Un-

a) Am 23sten Februar.

garn, längs der Piave bis Belluno funfzehntausend, und unter dem Generalmajor Lusignan in dieser Gegend dreitausend Mann stehen sollten; so hatten doch die Franzosen es möglich gefunden, diesen General zu umgehen und abzuschneiden, und ihn mit etwa vierzehnhundert Mann, die sich bei ihm befanden, zu Gefangnen zu machen: auch hatten sie nach diesem glücklichen Schlage ohne Wiederstand Feltre, Belluno und Cadore besetzt. Man erkennt in dieser Art, den Feldzug zu beginnen, wieder Buonaparte's Geist. Denn da es ihm durch die Besetzung dieser Oerter möglich geworden ist; von Westen her in Tyrol vorzudringen, die beiden kaiserlichen Heere an der Piave und in Tyrol von einander zu trennen, und durch schnelle Fortschritte das letzte zu einen schleunigen Rückzuge zu nöthigen, oder einen Theil desselben wohl gar abzuschneiden; so setzt er den Erzherzog nun in die Nothwendigkeit, Verstärkungen dahin abzuschicken, und dadurch sein Hauptheer, welches das Vorrücken der Franzosen gegen Triest und die östreichischen Erbstaaten hindern soll, so zu schwächen, daß ihn Buonaparte wahrscheinlich mit einer sehr überlegenen Macht wird angreifen können. Die Verlegenheit der Kaiserlichen muß jetzt desto größer seyn, da es durch diese Angriffe noch gar nicht entschieden ist, ob die Hauptabsicht der Franzosen auf Tyrol oder auf Triest gehe, oder ob Buonaparte, noch unentschieden, seine Hauptmacht dahin ziehen werde, wo er die meiste Blöße findet.

Eine andere Begebenheit in Italien, die sich ganz unerwartet ereignet hat, muß die Besorgnisse der Oestreicher noch vermehren. Es schien, wenigstens behauptete es das allgemeine Gerücht, als wenn die Venetianer ihre Macht mit der östreichischen gegen die Franzosen vereinigen wollten, wodurch diese die Zahl ihrer Feinde in Italien um ein beträchtliches vermehrt ge-

sehen hätten; aber sie werden diesen Vorsatz jetzt schwerlich ausführen, da es nur von der Willkür Frankreichs abzuhängen scheint, ob sie nicht ihre sämtlichen Besitzungen auf dem vesten Lande von Italien gänzlich einbüßen sollen. Die angesehensten Städte in denselben, Verona, Bergamo, Brescia, die Vestung Cremona, und wie man sagt auch Vicenza, haben sich plötzlich für unabhängig erklärt a), und die ersten Familien ihrer Einwohner haben um französischen Schutz und um Vereinigung mit der lombardischen Republik nachgesucht. Die Venetianer müssen also befürchten, ihre freilich bisher unverkennbare Anhänglichkeit an Oestreich sehr schwer zu büßen, wenn sie nicht das vollkommenste Einverständniß zwischen ihrer und der französischen Regierung so schnell als möglich herzustellen bemüht sind. In jedem Fall verspricht die jetzige Lage Italiens sehr merkwürdige Begebenheiten: hoffentlich aber werden alle diese Vorfälle dazu beitragen, den Frieden auf dem vesten Lande zu beschleunigen.

Zur See hat sich dieser Monat durch zwei Ereignisse in den europäischen Gewässern ausgezeichnet, die beide in ihrer Art gleich auffallend und sonderbar sind. Eine spanische Flotte von sieben und zwanzig Linienschiffen, unter dem Admiral Don Joseph de Cordova, welche von Carthagena nach Cadix abgesegelt, und nach einem kurzen Aufenthalt daselbst wieder unter Segel gegangen war, vermuthlich um sich mit der französischen Flotte zu Brest zu vereinigen, wurde in der Gegend des Vorgebirges St. Vincent von funfzehn englischen Linienschiffen unter dem Admiral Jervis angegriffen, und es glückte ihm, so gewagt auch diese Unternehmung schien, einen Theil der spanischen Flotte abzuschneiden und nach einem hartnäckigen Ge-

a) Am 13ten März.

fechte vier spanische Linienschiffe zu erobern. So wahrscheinlich es auch ist, was spanische Berichte melden, daß ein großer Theil der spanischen Flotte nicht seine Schuldigkeit gethan habe, und daß der Sieg der Engländer nicht sowohl eine Folge ihrer Geschicklichkeit und Tapferkeit, als vielmehr einer Verrätherei gewesen seyn mag, und so sehr auch diese Vermuthung durch die große Anzahl der Verwundeten und Gebliebenen auf den eroberten spanischen Schiffen bestätigt wird, welche den Muth und die Tapferkeit derjenigen Spanier, welche zum Gefecht gekommen sind, vollkommen außer Zweifel setzen: so bleibt doch diese Begebenheit ein unauslöschlicher Flecken für die Geschichte der spanischen Seemacht, so wie ihn die Engländer hingegen auf immer unter die ruhmvollesten Beurkundungen ihrer Herrschaft über das Meer rechnen werden. Beide Parlamentshäuser haben deswegen auch eine Dankschrift im Namen der Nation an den Admiral Jervis, an die übrigen Befehlshaber der Schiffe in seiner Flotte, und an die ganze Mannschaft derselben beschlossen: auch soll er unter einem ehrenvollen Namen, der an seine Verdienste erinnert, unter dem Namen des Lords Vincent zu einem Pair des Reichs ernannt werden.

Je stolzer die Britten indessen auf diesen Sieg über die Spanier sind, desto mehr muß es sie kränken, daß Frankreich ihre unstreitige Ueberlegenheit zur See gar nicht fürchtet, sondern vielmehr zu verspotten scheint. Die Franzosen wagten es, von Brest aus vier einzelne Kriegsschiffe abzuschicken a), die auch wohlbehalten bei Fishgarde in der Cardigan-Bay an der Westküste von England ankamen b), und vierzehnhundert Galeerensklaven daselbst an's Land setzten: zwar both ihr Anführer Tate, sogleich bei der Annäherung

a) Am 16. Februar. b) Am 22. Februar.

der brittischen Mannschaft, dem Befehlshaber derselben Lord Cawdor, Vergleichsvorschläge an, und ergab sich mit seiner Schaar zu Kriegsgefangenen a); doch hatten sie schon vorher einige Plünderungen in der umliegenden Gegend verübt, und über das ganze Reich ein allgemeines Schrecken verbreitet. Man hat sogleich einen großen Theil dieser Streifschaar wieder eingeschifft, um sie an den französischen Küsten auszusetzen: auch haben die Engländer wegen dieses Ueberfalls dadurch einigermaßen Rache genommen, daß sie zwei Fregatten, welche an diesem Zuge Theil genommen hatten, bei ihrer Rückkehr, unweit Brest wegnahmen; allein dagegen hatten die zu dieser Unternehmung gebrauchten vier Kriegsschiffe auch auf ihrer Rückreise funfzehn englische Kauffahrteischiffe in Brand gesteckt, nachdem sie die Mannschaft von denselben, als kriegsgefangen, an Bord genommen hatten: auch sind die beiden übrigen Schiffe glücklich in Brest angelangt.

Nächstens kann man nun wichtige Vorfälle in dem atlantischen Meere erwarten, da die Engländer ihre Flotte in demselben verstärken, und da von der andern Seite die Spanier begierig seyn werden, ihre gekränkte Ehre wieder herzustellen; da die Franzosen in Brest allein vierzig Kriegsschiffe ausrüsten, und außerdem zu Dünkirchen die Anstalten zu einer Landung fortsetzen; und da endlich die holländische Seemacht, nachdem ihre Vereinigung glücklich gelungen ist, auch wohl nicht länger ganz müßig bleiben möchte.

Im innern Frankreich wird nun allmählig immer mehr, nicht bloß die Ruhe, sondern auch Wohlstand und Ueberfluß wieder hergestellt. Alle Lebensmittel, so wie überhaupt alle Bedürfnisse der ersten Nothwendigkeit, bloß die

a) Am 23. Februar.

schlechten Wollenwaaren ausgenommen, sind in Paris jetzt wohlfeiler, als vor der Revolution. Ackerbau, Gewerbe, Manufacturen und Handel nehmen nach und nach wieder zu, und scheinen in Kurzem durch eine weit höhere Blüthe den Schaden ersetzen zu wollen, welchen sie während der Revolutionsstürme erlitten haben. Selbst die Zeit der Wahlen, bei welchen man so viele Unruhen befürchtete, scheint ruhig vorüber zu gehn, und man hegt die Hoffnung, daß sie meistens auf rechtschaffene, billige, und republikanisch gesinnte Männer fallen werden. Zwar wird diese Stille noch wohl hie und da unterbrochen; insbesondere hat sich die Regierung über die Unruhen beklagt, welche die unbeeidigten Priester in den Departements de l'Eure und des Landes angezettelt haben: indessen sind solche Störungen des allgemeinen Friedens doch gewöhnlich nur von kurzer Dauer und auf einen engen Raum beschränkt.

In England haben vorzüglich die Angelegenheiten der Bank große Aufmerksamkeit und Unruhe verursacht. Die Menge von Banknoten, deren Auszahlung in baarem Gelde man verlangte, ward plötzlich so groß, daß die Fonds innerhalb weniger Tage nicht nur um beinahe Zehn auf's Hundert fielen, so daß die drei Procent Fonds zu funfzig verkauft wurden [a]); sondern daß auch ein Cabinetsbefehl erschien, vermöge dessen die Bank von England auf eine gewisse Zeit mit der Zahlung in baarem Gelde oder Golde und Guineen auf eine Zeitlang inne halten sollte [a]); indem man „sonst Ursach haben werde, einen Mangel an baarem Gelde für die nöthigen Staatsbedürfnisse zu befürchten." Die Bank erklärte darauf [b]), daß ihre Umstände sehr blühend und glücklich wären, daß sie sich aber dem königlichen Befehle unterwerfe, und die Wechsel, so wie die Staats-

a) Am 25. Februar. b) Am 26. Februar. c) Am 27. Februar.

Intereſſen bloß in Banknoten discontiren werde. Auch machten einige der angeſehenſten Handelshäuſer und Banquiers ihren Entſchluß bekannt, in ihren Geſchäften ſtatt des baaren Geldes künftig die Banknoten auszugeben und anzunehmen. Der Staatsſekretair Lord Grenville trug im Oberhauſe, da der König ſeine Verfügung beiden Parlamentshäuſern durch eine Botſchaft hatte bekannt machen laſſen a), darauf an b), daß ein geheimer Ausſchuß zur Unterſuchung des Zuſtandes der Bank, und der Nothwendigkeit und Dauer der von der Regierung getroffenen Maaßregel, niedergeſetzt werden mögte, und eben dieß that Herr Pitt im Unterhauſe. Ihre Anträge gingen durch, obgleich die Gegenpartei erklärte, daß ſie dieſe Maßregel für nichts anders als für einen Bankerott der Bank anſehen könnte, und daß der öffentliche Credit unendlich darunter leiden müſſe. Der geheime Ausſchuß erklärte darauf c), die Bank ſei jetzt d) 13 Mill. 770390 Pfd. Sterl. ſchuldig, und ihre Fonds zur Abtragung dieſer Schuld beſtänden in 17 Mill. 597280 Pfd. ohne die 11 Mill. 686800 Pfd. die ihr die Regierung ſchuldig ſei. Die Gegner wünſchten angegeben, ob ſich jener Ueberſchuß in baarem Gelde, oder in Wechſeln, oder in Verſchreibungen der Regierung in der Bank-Caſſe befinde; allein darin wurde ihnen nicht gewillfahrt. Herr Pitt meinte, daß binnen drei Monaten wohl die Bank-Angelegenheiten ſchon wieder im vorigen Geleiſe ſeyn könnten. Er verwarf den Vorſchlag Foxens, daß wenigſtens die Zinſen der Actieninhaber von der Bank in baarem Gelde ausgezahlt werden ſollten, und er verſprach, künftig Vorſchläge darüber zu thun, wie man der wahrlich ſehr ſchreienden Unbequemlichkeit

a) Am 27. Februar.
b) Am 28. Februar.
c) Am 4. März.
d) Am 25. Februar.

abhelfen könne, daß die Gläubiger der Bank, welche dort gegen alle ihre Forderungen kein baares Geld bekommen, wenn sie an andere Leute zu zahlen haben, von diesen in's Gefängniß geworfen werden dürfen, wofern sie nicht in baarem Gelde sondern in Banknoten bezahlen wollen.

Die Unsicherheit des Credits und die Stockung des Handels, welche eine nothwendige Folge von dem Mißtrauen in die Bank ist, so wie zugleich die immer wachsenden Unruhen in Irland, die an einigen Orten schon bis zu einem offenbaren Widerstande gegen die bewaffnete Macht und zu einer lauten Erklärung gegen die Oberherrschaft England's gediehen sind, scheinen den vorzüglichsten Anlaß zu einer Versammlung der Londner Bürgerschaft in Guildhall gegeben zu haben [a]), wo mit einer Stimmenmehrheit von dreitausend gegen fünf beschlossen ward, dem Könige eine Adresse zu übergeben, durch welche er ersucht werde, seine jetzigen öffentlichen und geheimen Rathgeber von sich zu entfernen, deren Maßregeln sich hinlänglich durch die Erfahrung als unweise und verderblich erwiesen hätten. Man hat großen Grund zu vermuthen, daß dieses Beispiel von London in den angesehensten Städten des Reichs Nachahmung finden werde, und es scheint daher, daß Pitt bald nur zwischen seiner Abdankung oder zwischen dem Frieden werde wählen können. Möchte doch bald der heiße Wunsch der trauernden Menschheit erfüllt werden!

Berlin, den 3ten April 1797.

Y —

II.

Die Xenien.

Bruchstück eines Briefes.

Audiatur et altera pars!

Der Schillersche Musenalmanach, der ja, leider! in Deutschland nicht ruhen kann, ist auch bis zu meinem Winkel an der Ostsee gekommen. — Wie ich die unheilgebärenden Xenien gelesen hatte, sagte ich:

Richtig ist der Kalender, wie deutschem Fleiße gebühret;
Aber der häufige Witz! — Ist der in Deutschland gedruckt?

Das Interesse, das ich an Aglajen zu nehmen, nur mit dem Ende meines Lebens aufhören werde, hat, wie Sie wissen, mir das Archiv der Zeit lieb gemacht. Und jede Stellung, die eine Grazie annehmen kann, ist für mich schön.

Wenn die Aglaja auf dem Umschlage des Archivs der Zeit mit den Xenien oder dem Schillerschen Almanach selbst sprechen wollte, — denn zu dem Umschlage sagt sie ja gewiß nichts, könnte sie sich nicht ungefähr so ausdrücken:

Was an Venus Urania Smollet, der Grämliche, lobte,
Zeige lächelnd ich euch. — Seht es; ich lächle dazu.

Oder meinen Sie nicht?

Sie sind unter allen Schriftstellern der erste, dem ich es gestehe, daß mir die Xenien Freude gemacht haben. Boshaft bin ich, so viel mir bekannt ist, nicht; aber, leider! noch immer hypochondrisch. — So machte mir denn auch der eigentliche, wahre Sinn des Worts: Xenien, anfangs viel vergebliche Mühe, und, weil mir nicht einfiel, wie man in Deutschland (oben) das Griechische ausspricht, gerieth ich auf die Bedeutung von Zugvögeln. Auch gut! dachte ich, weil meine Nachbarn die Störche für glückliche Vögel halten, und ich mich auch im letzten Frühlinge sehr gefreut habe, da sie meine ausgetrocknete Wiese zum erstenmal besuchten. — Aber die Xenien selbst halfen mir aus, S. 237 des Almanachs. — Ich dachte:

Der Pedant.

Wie man Pedant uns verdeutscht, bescheid' ich mich gerne zu fragen.
Uebersetze das Wort, wer es von Hause aus kennt!

Heute erfahre ich, durch den Genius der Zeit, mittelst eines Briefes aus Halle, glücklicher Weise auf eine gelehrte Art, in welchem Verhältnisse das Wort ξενιον sich zum Homer befunden hat, und nun liegt mir nur noch auf der Seele, daß — der Schillersche Almanach mit lateinischen Lettern gedruckt ist.

In der That ein boshafter Kunstgriff!

Wäre nicht die feine Schlauheit, welche hier zum Grunde liegen mag, vermögend, die selige Ruhe der Götter des deutschen Parnasses zu stören? — Wäre es nicht möglich, daß wir über den Aetazismus und Itazismus noch einmal müßten blöcken hören?

Denn wie verschieden wird nicht in Deutschland das Ch vom X ausgesprochen!

Bedenken Sie das! — Es ist der größte Kummer, den mir die Xenien gemacht haben.

In der That, auch wenn es ausgemacht wird, daß die Xenien sowohl Kuhfüße, als Gastgeschenke sind: es ist doch mein größter Kummer. — Daß ich nichts bekommen habe, wiewohl ich bei den Austheilern oft zu Gaste gewesen bin, kränket mich nicht. Ich habe mich immer unbekannter Weise eingefunden, und mit Dank genossen, was reichlich für Alle bereitet war.

Aber daß Göthe oder Schiller, oder irgend ein andrer, der gastfrei das Seine darbietet, das mir Genuß gewährt hat, wie die Freier der Penelope — Gastgeschenke aus fremden Eigenthum gegeben, habe ich auch nicht gefunden.

In Halle scheint diese Entdeckung gemacht zu seyn.

Sie wissen, daß ich vor funfzehn bis sechzehn Jahren mit Halle (in Sachsen) genauere Bekanntschaft gemacht habe. Ich kann nicht dafür, daß die gelehrte Erklärung des Xenophilos im Genius der Zeit *) mich zu gleicher Zeit an die selige Ausgabe, welche der gottselige Niemeyer weiland mit dem unschuldigen Homer vornahm, und an eine Stunde erinnerte, die ich einmal in Halle zubrachte, um einen andern, sehr gelehrten Mann nicht ausmachen zu hören, „ob Horazens Vater coactor exauctionum oder coactor redituum gewesen sey." Genealogie verführt ja immer; und ängstlich bin ich einmal.

*) Genius der Zeit. März 1797. S. 429.

Sagen Sie selbst: — wenn nun die Disticha (die nur vermittelst einer Sünde gegen zwei Sprachen Doppel-Verse werden können) am Ende auch Kuhfüße sind; — wäre nicht vor der Mittheilung dieses Geheimnisses an eine Dame zu bedenken gewesen, daß die vermutheten Austheiler jener Kuhfüße verheirathete Männer sind, und also durch eine Hinweisung auf ihr Verhältniß zu den übelberufenen Freiern, die um die keusche Spinnerin, Penelope, buhlten, ehelicher Unfriede gestiftet werden könne?

Wich doch der kluge Odüsseus nur aus, und ließ die Kuhfüße, welche er nicht haben wollte, an der Wand abprallen, ohne etwas davon zu erzählen!

Ein so großes Beispiel könnte wohl schon allein meine Aengstlichkeit entschuldigen. Aber mit welcher Feierlichkeit protestirt nicht jeder, der sie empfängt, gegen diese Kuhfüße, daß — er sie nicht verschrieben habe!

Mein Gott! Wir haben so viel Krieg von außen. Wenn es nun im Innern auch noch losgeht, und es fehlt dann den Vertheidigern der guten Sache an andrer Ammunition, als die sie in den Zeughäusern der Moral finden, die schon so lange geplündert sind: wie will das werden!!!

Ich muß gestehen, mir ist sogar um unser Haupt-Arsenal, um die allgemeine Literatur-Zeitung bange.

III.

Ueber Pygmalion,

in Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797. S. 126.

Gegen eine Aeußerung des Archivs, Januar 1796. S. 35.

Bekanntlich ist unter den Deutschen, nicht so wohl durch Verjährung, als durch unstreitige Befugniß, Wieland im Besitze des Recensions-Rechts der Musen-Almanache. Aber Schillers Musen-Almanach von 1797 macht selbst eine unerhörte Ausnahme.

Wenn man deutschen Lesern Sachen zu lesen giebt, als ob sie alle Kästner und Lichtenberg wären, so — sprechen sie wenigstens darüber.

Alle Leser sind Dilettanten; alle Dilettanten sprechen gern; Pygmalion, der Künstler, wird an solches Gespräch am besten gewöhnt seyn. Daher keine Entschuldigung.

Bürger erinnerte durch seine Verse, mehr als Göckingk, an Pope, diesen großen Meister in der Verskunst, der, was Fleiß und beurtheilende glückliche Sorgfalt betrift, noch von Wenigen erreicht und schwerlich von Einem übertroffen ist.

Bürger übertraf Pope, wiewohl nicht seine Verse. Bürgers Gedichte haben Empfindung; Popens Verse belebet der Witz. — Pygmalion! — Um die Seele war es ja dem am meisten zu thun; was der Meißel vermögte, hatte er durch geschickte Handfertigkeit lange versucht.

Kann

Kann die Begeisterung, die das steinerne Bild beleben soll, durch fünf und dreißig achtzeilige Strophen dauren?

Das Ende von allem ist „ein Kuß?" Und hinten nach kommt noch ein „geheimnißvoller Zug!"

Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Wenn man annimmt, daß die zarten, allenfalls geistigen Empfindungen einer reinen und großen Seele wenig und zarten Ausdruck erfordern: so ist die vierte Strophe vielleicht bedenklich zu nennen.

Ach! ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunst und Glück,
Und es hob von schnellern Herzensschlägen
Mancher Busen sich vor seinem Blick.
Doch umsonst! nie öffnet er die Arme,
Daß davon umstrickt ein Herz erwarme;
Dieser Mund, wo frisch die Jugend blüht,
Wird von Küssen nie durchglüht.

Wird sich nicht mancher Deutsche der mehr als einmal lieset, noch dankbar an Bürger erinnern? Und, wenn es erlaubt ist, was ihm tiefsinnig und wahr, über Ideale und Idealisiren gesagt ward (wie ein Dilettante vermag) in alltäglichen Ausdrücken zu sagen: manchen von Bürgers Gedichten wäre mehr Schönheit der Empfindung zu wünschen; aber Empfindung ist doch in seinen schönen Versen. Für diese Sinnlichkeit hier möchte ich nicht gern ein Beiwort suchen; welches es seyn müßte, ergeben nur gar zu deutlich in der folgenden Strophe die zwei Verse:

Hingeschmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnsucht ihn verzehren.

Wir hören alle gern die Liebe besingen, auch wer wenig davon empfindet; aber wenn die Begierde besungen wird: müßte die nicht etwas verschönert werden?

Pygmalion hat, wie es ausgedrückt ist, eben nicht anders als jeder Krämergeselle bei uns — „zur Geliebten" sich eine erlesen!

Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Die noch nie ein sterblich Auge sah;

Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Nur ein Schatten, doch ein mächtig Wesen.

Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Auch die Dichtung, sonst die zarte Schöpferin, die züchtige Muse, „umarmt" hier den „Schatten" des „mächtigen Wesens."

Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Pygmalion fühlt sich bei der „Umarmung"
In erstauntes Anschaun so versunken

„allein" — „wenn er erwacht,"

War es der Mühe werth ihn darum in der Ruhe zu stören?

Seine versificirten Seufzer haben noch Spuren, daß er nicht recht zu sich selbst gekommen ist. Von den Göttern will er einen „Funken Schöpfermacht“ haben, und vergißt, indem er die Götter für Feuersteine ansieht, in den folgenden vier Zeilen auch die Grammatik; nur die Idee der Vermählung behält er.

Bin ich bloß zu eitlem Wahn geboren?
Meine Lieb' an einen Traum verloren,
Der, von ihrem Odem nie beseelt,
Liebevoll sich mir vermählt?

In der folgenden Strophe könnte man ja gerne der Schönheit das Trinken zu gut halten, wenn sich nur begreifen ließe wie „Jugend“ und „ambrosische Gestalt trinkbar“ zu machen sind.

Kann einer an die himmlische oder irdische Venus ein kälteres Gebet richten, als das in der neunten Strophe?

Du, die in der Brust der Menschensöhne,
Wie der Götter, linde Wonne haucht,
Sieh mit unaussprechlichem Verlangen,
Mich am Schatten deines Bildes hangen;
Diese Züge hoher Anmuth lieh
Nur von dir die Phantasie.

Hatte der empfindsame Leser der Erinnerung nöthig, um sich vergebliche Mühe zu ersparen, den Pygmalion abzuschneiden, der am Schatten eines Bildes hängt?

Und, wie wir aus der eilften Strophe sehen, hat er oft so geflehet;

Doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.

Ich will die „Erhörung" gern „herab" steigen lassen, so wenig die Göttin des Ohrs daran gewöhnt seyn mag, wenn ich die Kraft kennen lerne, die, aller Grammatik zum Troz „seinen Wunsch gewähren," und allen Alterthümern zum Troz „dem Wunsche Flügel geben" konnte. Aber daß in ihm die Quelle „schönes Lebens," die immerhin da fließen kann, „die Brust schwellt und das Auge erhellt," ist doch wohl die allmächtige Stimme des Reims.

Daß Pygmalion bei der Unkunde seiner Zeiten in der Mineralogie, „goldne Waffen schärfte," läßt sich ja auch anhören. Nur erfährt man nichts von dem Erfolge; denn was er nachher gebraucht hat ist der friedliche Meissel.

Wem eben spaßhaft zu Muthe wäre, der könnte zwar auch an den Flaschenzug denken; denn er

Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.

Aber alles Lustige vergeht einem, wenn man nur um Eine Zeile weiter liest:

Doch nicht groß wie die unnennbar Hohen
Schien ihr mildres, nicht umstraltes Haupt
Der Unsterblichkeit beraubt.

In der sechzehnten Strophe wird gar dem armen Pygmalion

Süß und quälend, seine Brust entzweit.

Ohne zu merken, wie sehr er sich so vielleicht dem schönen Geschlecht nähere, überläßt er sich seinem Muthe gar zu sehr; denn, wie es hier heißt:

Will er seinen Augen offenbaren,
Was sein Busen heimlich längst gehegt.

Die begeisternden Gedanken schwanken entbunden in der Flut
um die Sinne; und so tritt Pygmalion liebeglühend,

In der Werkstatt Pantheon.

Wenn man auch vergessen könnte, daß kein berühmter Künstler des Alterthums alle Götter gebildet hat: — über wie manchen Cicerone in Rom hat nicht so mancher Deutsche gelacht?

IV.

Sinngedichte.

Die Mitte.

Ist nicht die Mitte zwischen Zweien künstlich gezogen?
Solon, o Solon, du schweigst? Ziehe die Mitte doch du! a)

Das moralische Publikum an die Dichter.

Bessern die Dichter uns nicht? Wir zahlen in sächsischem Gelde.
Setzet den Biedern den Preis; Kalbfleisch und Rindfleisch hat ihn! b)

An die Obern.

Sitzet ihr Hohen! Es wandeln, euch dankbar, sehr ruhig die Bettler,
Gebet, politisch, ihr nichts; andere müssen es wohl. c)

Der seltene Wieland.

Selten zeigt im Merkur sich Wieland, und ist da zu Hause?
Griechenland sah er und Rom, reiset der Seltene noch?

Die Geschlechter.

Müssen wir lieben; glaubt uns, wir thun es willig und gerne;
Schweiget nur stille davon; singt man erst, hört man bald auf.

a) Schiller's Musenalmanach, 222. b) 248. c) 252.

Trost für Schlichtegrolls Nachricht an das Publikum. a)

Weinet, Töchter des Zeus, des Gesangs sich freuende Jungfraun!
Weinet, o! weinet nicht mehr; seyd ja so lange schon todt.
Christus Gemeinde, Geduldige! Sey auch getröstet, und fürchte,
Fürchte nur ihn, der verdirbt neben dem Leibe den Geist. b)

a) Genius der Zeit. Januar 1797. Seite 54.

b) Matth. 10, v. 28. — „Was ich euch sage in finsterniß, das redet im licht: und was ihr höret in das ohr, das prediget auf den dächern.“ Matth. 10, v. 27. — „Selig ist der sich nicht an mir ärgert.“ Matth. 11, v. 6. — „Wir haben euch gepfiffen, und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben euch geklagt, und ihr wolltet nicht weinen.“ Matth. 11, v. 17.

Parallel-Stelle.

1 B. Mos. 9, 20. ff. Noah aber fing an und ward ein ackermann und pflanzte weinberge; und da er des weins trank, ward er trunken, und lag in der hütte aufgedeckt. Da nun Ham, Kanaans vater, sahe seines vaters schaam, sagte ers seinen beiden brüdern draußen. Da nahmen Sem und Japhet ein kleid, und legten es auf ihre beiden schultern, und gingen rücklings hinzu, und deckten ihres vaters schaam zu; und ihr angesicht war abgewandt, daß sie ihres vaters schaam nicht sahen.

V.

Merkwürdigkeiten der neuesten französischen Literatur.

Aus ungedruckten Briefen eines bedeutenden Pariser Gelehrten.

Paris den 13ten Mai 96. Man sieht jetzt fast nichts als neue Auflagen alter Werke, Vaillants Ornithologie ausgenommen, deren erstes Heft erschienen ist. Die schwarzen und bunten Abdrücke der Kupfer sind recht gut, aber Kenner halten wenig auf den Verfasser und sein Werk. Unterdessen verdient es doch einige Aufmerksamkeit, weil sich unter den abgebildeten Vögeln mehrere neue Gattungen befinden, denen bessere Naturkundige den Platz in ihrem System anweisen werden, der ihnen zukommt.

Auch Faujas von Saint Fond läßt ein Voyage en Ecosse in zwei Oktavbänden drucken. Die Reise welche er hier beschreibt, ward vor zwölf Jahren von ihm gemacht. Er ist etwas geschwätzig, hat aber ausgebreitetere zuverlässigere Kenntnisse als Vaillant.

Cousins Traité du calcul différenciel, ein Band in groß Quart voller Berechnungen, ist ein klassisches Buch. Es bedarf jedoch keiner Uebersetzung, weil es größtentheils Zahlen enthält, die ja bei allen kultivirten Völkern die nämlichen sind, und man nur wenig Französisch verstehen darf, um es gebrauchen zu können.

Montjoye's Histoire de la conjuration d'Orleans, in drei Oktavbänden, ist eine Parteischrift, aber voller Anekdoten und Namen, die mir noch nicht vorgekommen sind. Dieses Buch ist nur für klingende Münze feil.

Louis Coupé hat eine neue Uebersetzung der Trauerspiele des Seneka herausgegeben, die nicht schlecht ist.

Faujas hat den ersten Theil einer Uebersetzung der Reisen Spallanzani's mit seinen Anmerkungen begleitet.

Den 6ten Junius. Man darf Vaillants Abbildungen der Vögel nicht unbedingt trauen, weil er ihre Größe und ihre Farbe zuweilen übertrieben hat, um sie desto seltsamer aufzuführen. Diese Marktschreierei verdiente gezüchtigt zu werden. Aber sie ist keine neue literarische Erscheinung. Hat doch Hill Zeichnungen von Thieren aufgestellt, die nie in der Welt waren; und Panvinius und Serlio Amphitheater und Naumachien, denen nur ihre Einbildungskraft das Daseyn gab!

Mentelle's Géographie élémentaire verdient nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Faujas Traité des fossiles de la Belgique wird mit prächtigen Kupfern begleitet seyn.

So eben erscheint ein Cours de Chirurgie von Chopart und du Sault. Es ist du Saults Jugendarbeit, die er zur Vergessenheit verdammt hatte, und deren Druck er noch kurz vor seinem Ende untersagte.

Den 28sten Junius. Lavoisiers Werke werden nur langsam abgedruckt. *)

Das Journal d'Agriculture et des Arts, von wel-

*) Eine Uebersetzung derselben wird in Berlin veranstaltet.

chem bereits zehn Hefte erschienen sind, ist eine vortrefliche Zeitschrift.

Den 30sten Junius. Montjoye hat wirklich schriftstellerisches Verdienst. Er war, nach Royou, Herausgeber des Ami du roi, und schrieb auch eine Conjuration de Robespierre.

Detouteville, Enkel des großen Colbert, hat Dante's Hölle Fegefeuer und Paradies zum erstenmal vollständig in's Französische übersetzt, da wir bisher in unsrer Sprache nur eine Uebersetzung der Hölle von Montouvet und Rivarol besaßen.

Der berühmte Botaniker la Mark hat heute ein großes Werk gegen die pneumatische Chemie herausgegeben. Es ist sonderbar daß er ein Fach verläßt, in welchem er mit so vielem Recht glänzte, um über Naturlehre und Scheidekunst Unsinn zu schreiben. Doch macht vielleicht gerade diese Kühnheit Aufsehn.

Das Bulletin de Littérature des Sciences et des Arts, und der Courier de la Librairie, sind weit besser als Morin's Nouvelliste.

La Grange giebt bald einen Auszug seines großen Werks über die Analyse heraus, der das ganze fünfte Stück des Journal polytechnique einnehmen, und einen starken Oktavband ausmachen wird. Er verdiente sehr, übersetzt zu werden. *)

Eine neue Uebersetzung des Tibull geht auf Mirabeau's Rechnung. La Chabeaußiere macht Anspruch darauf, und hat Unrecht. Denn die Uebersetzung ist schlecht,

*) Herr Professor Michelsen beschäftigt sich bereits damit.

und kann nur durch Mirabeau's Namen einiges Glück machen.

Doktor Bosquillon's Uebersetzung der chirurgischen Werke Bell's wird sehr geschätzt.

Den 31sten Julius. Das Lyceum feiert morgen Lavoisier's Gedächtniß. Fourcroy wird bei dieser Gelegenheit eine kleine Abhandlung über Lavoisier's Verdienste vorlesen, die sogleich in den Druck gegeben werden soll, und allerdings Aufsehn erregen muß.

Nivernois Fabeln sind im Ganzen nichts Außerordentliches. Doch haben einige derselben bei Vorlesungen, selbst in den akademischen Sitzungen, sehr gefallen; und der Name eines vormaligen Herzogs gilt immer noch etwas. *)

Dupont von Nemours Philosophie de l'univers ist eine Art neuer Offenbarung, die hoffentlich wenig Glauben finden wird, aber doch als die Verirrung eines sonst aufgeklärten und vernünftigen Mannes Aufmerksamkeit verdient.

Arnauld's Trauerspiel Oscar ist nicht sowohl gut als seltsam. Ueberhaupt fehlt es an guten Schauspielen, und dieser Dichter zeichnet sich wenigstens etwas aus.

Die Commission d'agricultnre et des arts hat nach und nach etwa funfzig Flugschriften herausgegeben, die selten sind, weil sie nicht verkauft werden.

Uebrigens kommt nichts weder literarisch noch politisch Wichtiges heraus. Nur Herr Röderer verspricht ein neues Journal d'économie politique.

Ein vertrauter Freund Bailly's wird das Leben

*) So eben hat eine niedliche Ausgabe derselben, in zwei Bändchen Taschenformat, zu Berlin die Presse verlassen.

dieses merkwürdigen Mannes schreiben. Der Verfasser hat keinen Namen und verdient keinen, ist aber sehr unterrichtet, und im Stande wichtige unbekannte Aufschlüsse zu geben.

Den 12ten Julius. Das Tombeau de Jacques Molay ist ein sonderbares Buch. Es sezt unsre Revolution auf Rechnung unbekannter Nachfolger der Tempelherren. Das muß in Deutschland Glück machen, wo geheime Gesellschaften, Illuminaten, und desgleichen, so sehr Mode sind.

Kant vom Erhabenen und Schönen ist bei uns übersezt.

Den 18ten August. Fourcroy saß im Convent, als Lavoisier verurtheilt ward. Lavoisier's Gattin forderte ihn auf ihren Mann zu vertreten, aber Fourcroy weigerte sich dessen, weil er den Gewalträuber scheute, vor welchem damals ganz Frankreich erbebte. Dieses Betragen ist ihm nachtheilig gewesen. Man behauptet, er hätte seine Stimme erheben und für den unschuldig Verfolgten sprechen sollen. Ohne Zweifel wäre das edler gewesen als zu schweigen, aber er erlag unter der Furcht, wie Jedermann darunter erlag. Nun schließt man daraus, was ich nicht glaube, es sey ihm ganz recht gewesen, einen Nebenbuhler seines Ruhms umkommen zu sehn. Diesen bittern Vorwurf von sich abzulehnen, hat er jezt seine Lobrede auf Lavoisier gehalten, fand aber bei deren Vorlesung keine günstige Aufnahme.

Die Nationaldruckerei beschäftigt sich jezt mit der Reise des Lapeyrouse, aus der Feder eines sehr mittelmäßigen Schriftstellers, die jedoch der Name des Weltumseglers verkaufen wird.

Mirabeau's Briefe an Champfort sind ächt, merkwürdig, und kein dickes Buch.

Den 1sten September. Sennebier's Uebersetzung der Reise des Spallanzani, welche in drei Oktavbänden zu Bern herausgekommen ist, verdient der Pariser mit Faujas Anmerkungen weit vorgezogen zu werden. Sennebier ist Spallanzani's Freund.

Sabathier's Werk über die Chirurgie ist sehr gründlich. Der Verfasser ist der erste Wundarzt des hôtel-dieu, und du Saults Nachfolger.

Der vormalige Graf von Toulongeon, welcher sich in der ersten Nationalversammlung unter der Minderheit der adlichen Deputirten auszeichnete, hat ein Manuel révolutionnaire herausgegeben, das Aufsehn erregt.

Durch den Uebergang vom Papiergelde zur klingenden Münze ist die Literatur in Stocken gerathen. Alle Bücher gehn in Versteigerungen wohlfeil weg, und viele Fremde nutzen diesen Augenblick um vortheilhaft einzukaufen.

Das Magazin encyclopédique wird fortgesetzt, und erhält sich in seinem Werth.

De Lille läßt ein Gedicht de l'imagination in Straßburg drucken.

Den 1sten Oktober. Spätstens in einem Monat giebt Fourcroy eine Hiſtoire de la révolution operée dans la chymie par la théorie pneumatique unter die Presse. Sie wird einen starken Oktavband anfüllen. Er wünscht sehr, daß Herr Klaproth in Berlin eine Uebersetzung derselben veranstalten möchte. Sonst höre ich von keiner bedeutenden literarischen Neuigkeit.

Zwar ist eine Collection des trois fabuliſtes, Eſope Phèdre et Lafontaine erschienen. Dem griechischen Text der beiden ersten ist eine französische Uebersetzung und ein Kommentar von

Gail hinzugefügt, dessen Gelehrsamkeit nicht sehr ausgebreitet ist. Lafontaine hat einen Kommentar von Champfort erhalten, der in der Handschrift sehr berühmt war, und zwar diesem Ruhm nicht völlig entspricht, aber doch immer von lieben Händen kommt.

Desodoards de Fantin hat Révolutions de l'Inde pendant le dixhuitième Siècle herausgegeben, die als Uebersetzung einer Handschrift des Tippoo Saib angekündigt werden. Desodoards selbst ist ein Prunkredner, der den Geschichtschreiber spielt, und mit Robertson Gibbon und Hume nicht verglichen werden darf; doch erwirbt ihm der Name Tippoo neugierige Käufer.

Eine Sammlung einiger freilich schon bekannten Mémoires von La Grange und Lavoisier sur l'arithmétique politique hat desto mehr innern Gehalt.

Bitaubé hat sein Heldengedicht Guillaume unter dem Titel Le Batave ganz neu bearbeitet.

Bossu's dritte Ausgabe seines Traité d'Hydrodynamique hat beträchtliche Zusätze erhalten, und ist ein klassisches Werk.

Den 20sten Oktober. Das National-Institut beschäftigt sich mit dem Druck seiner Abhandlungen. Jede Klasse wird die ihrigen besonders herausgeben. Die der ersten werden sehr wichtig seyn. Die der zweiten können größtentheils nur als Streit- oder Gelegenheitsschriften angesehn werden. Eine akademische Sammlung kann Bauduin's Rede über die Volksgesellschaften, und Röderers Abhandlung über die Gräber nicht aufnehmen. Die dritte Klasse wird noch verlegener über ihre Auswahl seyn. Denn die Künstler, die Schauspieler, die Dichter, haben wenig vor-

züglicheseingereicht, und die Grammatiker bedeuten vollends nichts. Unter den wirklichen Gelehrten haben sich einige gänzlich zurückgezogen, und andre sind träge: so daß ich wirklich nur von der ersten Klasse etwas erwarte, die, troz ihrer neueren großen Verluste, Männer vereinigt, wie sie Europa sonst schwerlich zusammenbringt. Die Erscheinung der Abhandlungen wird sich aber wohl noch verzögern.

Unsre Centralschulen werden am 22sten dieses eröffnet; doch kann man deswegen nicht sagen, daß der Unterricht damit anfange, weil über die Specialschulen noch nichts beschlossen ist.

Unsre Gemäldeausstellung hat viele Stücke geliefert, aber kein einziges von Bedeutung, und die Menge ersetzt den Werth nicht. Isabey's Zeichnungen sind das Beste; lauter Bildnisse, in Kreide oder Miniatur.

Der Schaubühne gehts nicht besser. Seit zwei Monaten erscheint alle Tage ein neues Stück, das den Tag nicht überlebt.

Das beste neue Gedicht ist Legouvé's Lehrgedicht über die Begräbnisse. Es steht im Magazin encyclopédique.

Unsre Buchhändler drucken nichts als neue Auflagen. Der Handel fällt täglich mehr.

Den 2ten November. Eine seit zehn Jahren versprochene Reise des du Saulx durch die Pyrenäen ist endlich erschienen. Da der Verfasser weder der Naturlehre noch der Naturgeschichte kundig ist, so kann er über diese Gebirge nichts wichtiges sagen, und begnügt sich mit Deklamationen. Doch findet sein Werk Absatz, weil er einigen literarischen Ruf hat.

Außerdem haben wir nichts als Uebersetzungen.

Le Brigand ist gestorben. Er machte einiges Aufsehn durch einen Aufsatz, welchen ihm der Advokat Abeille stylisirte, worin er beweisen wollte, alle Sprachen der Erde ließen sich aus einem Dialekt der Niederbretagne herleiten, welcher im Kirchsprengel von Treguier gesprochen wird.

Den 20sten November. Das Journal du Lycée nimmt ein Ende. Als dieses Institut errichtet ward waren alle übrigen dieser Art in Frankreich vernichtet, und Freunde der Wissenschaften vereinigten sich in demselben, um deren gänzlichen Umsturz zu verhindern. Unter ihnen waren Vicq-d'Azyr, Borda, Lavoisier, und du Sault. Sie sind aber theils gestorben, theils haben sie sich, obgleich ihre Namen noch immer auf der Liste stehn, zurückgezogen, weil ein gewisser de Saudrai, ein bekannter Ränkeschmied, Mittel gefunden hat, die Direktion des Ganzen an sich zu reißen.

Den 23sten December. David hat einen höchst mittelmäßigen Nachstich der herkulanischen Alterthümer veranstaltet. Die Zeichnungen sind nichts weniger als genau, und der unwissende Uebersetzer des italienischen Textes hat oftmals Erläuterungen niedergeschrieben, wovon in der Urschrift keine Sylbe enthalten ist.

Seit einiger Zeit erscheint Nichts, als jämmerliche Romane und abgeschmackte Kompilationen; ausgenommen die Einleitung zum Moniteur, ein Gedicht des François von Neufchateau les Vosges, und ein andres von Ricard de la Sphère. Ricard ist der Uebersetzer der plutarchischen Sittenschriften.

Maradan

Maradan hat den Text der Lukanischen Pharsalia mit Brebeufs Uebersetzung schön gedruckt.

Auch sind die Hefte einer sehr artigen Sammlung Gassenhauer, unter dem Titel Les diners du Vaudeville herausgekommen. Unsre besten Liedersänger essen nämlich monatlich mit einander zu Mittage, werfen jeder ein Zettelchen in ein Gefäß, verlosen solche, und bringen zu der nächsten Mahlzeit ein Lied über den Gegenstand mit, der ihnen durchs Loos zugefallen ist.

La Mark bekämpft unaufhörlich die pneumatische Chemie. Er hat wieder eine kleine Schrift herausgegeben, der noch zwei andre folgen sollen, macht sich zum armen Mann aus Eifer für eine Wissenschaft von der er nichts versteht, und möchte verzweifeln daß ihm niemand antworten will. Doch hat Nicolas, in der öffentlichen Versammlung der medicinischen Gesellschaft zu Nancy, ihm die Ehre erzeigt, eine Widerlegung seiner Einwürfe abzulesen.

Das Journal des Arts, dessen Titel so viel versprach, hat nichts gehalten, ist todt zur Welt gekommen, und wird nicht fortgesetzt.

Chenier, den die ganze Welt angreift, hat in seiner poetischen Epistel sur la calomnie die ganze Welt angegriffen. Die Satyre darin ist ihm nicht recht geglückt, wohl aber einige Ausdrücke des Gefühls.

Den 30sten Januar 97. Etliche literarische Zeitschriften leben wieder auf. Die von Clement findet Abnehmer, weil sie beißend und wohlgeschrieben ist; auch bedürfen wir wahrlich der Kritik, indem seit Abnahme des Studirens der Geschmack sich zu verschlimmern anfängt.

Auch das Journal des Savants läßt sich wieder sehn, und

Camus steht an seiner Spitze. Er beginnt mit einer literarischen Uebersicht von Europa, die nicht viel Kunde des Auslands an den Tag legt; ohne Zweifel aber wird die Folge besser ausfallen.

Die Annales de Chymie werden von ihrem bisherigen Verfasser gleichfalls erneuert.

De la Harpe hat eine Abhandlung über die Literargeschichte herausgegeben, welche, einen Ausfall gegen die Regierung ausgenommen, wenig Neues enthält.

Cheniers Epître sur la calomnie ist größtentheils gegen unbekannte Verfasser kurzlebender Zeitungen gerichtet, und ihre satyrischen Züge sind Wiederholungen Lebruns und Gilberts. Seine Gegner haben sich dadurch noch vermehrt; er hat ihnen aber gestern durch eine neue äußerst witzige und geistreiche Satyre geantwortet, die zwar seinem Kopf Ehre, sein Herz aber immer verdächtiger macht.

De Pages hat eine Histoire secrète de la révolution in zwei Bänden herausgegeben, die im Grunde nur ein Auszug aus Montjoyes Conjuration d'Orléans ist. So schrieb er einst ein Voyage autour du monde, ohne die Welt gesehn zu haben. Doch wird auch diese Reise bei Jansen neu gedruckt.

Brez hat eine sehr wohlgeschriebene Histoire du Vaudois geschrieben, die zur Kirchengeschichte gehört.

Die Uebersetzung der Mémoires de Gibbon ist unvollständig, weil verschiedene Briefe darin fehlen, die der Uebersetzer zwar für unbedeutend erklärt, derentwegen man aber dennoch der Urschrift nicht entbehren kann.

Auch ist Müllers Schweizergeschichte übersetzt.

Ein sehr geschickter Naturforscher und Insektenkundiger, La Treille, hat zu Brive einen wohlgeschriebenen Précis

des caractères génériques des Insectes, disposés dans un ordre naturel, in einem Bande herausgegeben, welches vortrefliche Kennzeichen dieser schwer zu unterscheidenden Thierklasse aufstellt.

Auch La Croix, ein junger Meßkünstler, auf den La Grange und Laplace viel halten, hat einen starken Quartband geschrieben, Traité du calcul intégral et differenciel, der die ganze neue Methode enthält, und den La Grange sehr lobt.

Baudouin druckt die Mémoires de l'Institut national. Sie sind unter der Presse.

Auch sind neuerlich die Aktenstücke der Conspiration de Babeuf erschienen.

Den 8ten Februar. Bitaubé's Heldengedicht Le Batave scheint mir leider sehr kalt. Die eingemischten Erdichtungen können der Einbildungskraft nicht sehr gefallen. Ein prosaisches Gedicht gleicht einer Uebersetzung, deren Urschrift man kennen zu lernen wünscht. Nur Fenelons Telemach macht eine Ausnahme, aber Fenelon selbst ist auch eine Ausnahme unter den Dichtern.

Wielands Peregrinus Proteus ist übersetzt, jedoch vieles weggelassen, und die Gesprächform unterdrückt. Es mag noch immer für ein artiges wohlgeschriebenes französisches Werkchen gelten, aber es ist nicht mehr Wielands Proteus.

Eine Flugschrift, Les cinq hommes, ist eine Schilderung unsrer fünf Direktoren. Die Treue derselben kann ich nicht verbürgen. Der Verfasser hat, wie es scheint, jeden loben wollen, um sich allen zu empfehlen; aber die Wahl seines Gegenstandes verschafft ihm mehr Leser, als sein schriftstellerisches Verdienst.

Levrault in Strasburg druckt de Lille's Géorgiques françaises.

Von Millins Elémens d'histoire naturelle ist eine neue Ausgabe erschienen.

Madam Pipelet hat eine Epître aux femmes herausgegeben, in welcher vortrefliche Sachen sind.

Wahrscheinlich druckt Buisson eine Histoire de la révolution de Russie de 1762 von Rulhière, die in der Handschrift großes Aufsehn erregt hat, thut aber sehr geheim damit.

Den 25sten Februar. Während sich Buisson mit dem Druck der Histoire de la révolution de Russie von Rulhière beschäftigte, wovon sich mehrere Handschriften umhertreiben, ist ihm de Senne zuvorgekommen.

Desodoards de Fantin hat eine zweite Ausgabe seiner Revolutionsgeschichte in vier Bänden herausgegeben; so lange aber noch Hauptpersonen am Leben sind, läßt sich das Trauerspiel schwerlich genügend schreiben.

Unter dem Namen des verstorbenen Abbé Barthelemy erscheinen schlechte Romane, die nicht von ihm, sondern eine literarische Spitzbüberei sind, der man Einhalt thun sollte.

Baour Lormian giebt eine zweite Ausgabe seiner versificirten Uebersetzung des befreiten Jerusalem in zwei Quartbänden, mit vierzig Kupfertafeln heraus. Ich begreife nicht, wie die erste einer so mittelmäßigen Arbeit Käufer gefunden hat.

Ein gewisser Michaud hat Chenier's Satyre durch eine nicht schlechte Satyre beantwortet.

Auch ist eine angebliche Uebersetzung des angeblichen Briefes des Phalaris erschienen. Sie findet Leser, weil mancher, der die Erfahrung gemacht hat wie Tyrannen handeln, nun auch neugierig ist zu sehn, wie sie schreiben.

Gail hat eine zweite Ausgabe seines Theokrit in zwei Quartbänden auf Pergamentpapier besorgt. Die griechische

Schrift ist weit besser als in der ersten, und Barbier hat schöne Kupferstiche hinzugefügt.

Ein gewisser Le Sur hat ein Gedicht geschrieben, Les Francs. Das Direktorium läßt Exemplare davon vertheilen, weil alle seine Siege, bis auf die Einnahme von Mantua, darin verherrlicht sind, aber diese Begünstigung versetzt den Dichter nicht unter unsre großen Schriftsteller. Die Regierung kann wohl Generale ernennen, aber keine Dichter.

Die Literatur liegt ganz darnieder. Unsre jungen Leute sorgen nur für einen Säbel, für ein Pferd, für ein Paar Pistolen, und für ein Mädchen. Unter den Menschen, die seit sechs Jahren reich geworden sind, giebt es wenig Personen von Geschmack. Man kauft Einlaßzettel zu Bällen, und gute ernste Bücher finden keine Abnahme. Selbst unsre Schauspiele, aus denen sich doch etwas, wenigstens richtige Sprache lernen läßt, werden wenig besucht. Ein Lieferant giebt heute einen Ball, dessen Kosten er auf 45000 Livres anschlägt, hat aber nicht vierzig Heller übrig um ein Buch zu kaufen. Die friedlichgesinnten Leute, welche an Wissenschaften Vergnügen finden, sind zu Grunde gerichtet: und wenn die neuen Reichen nicht wenigstens den Schein annehmen, die Künste und Wissenschaften begünstigen zu wollen, so ist es um Frankreichs Bedeutsamkeit in diesem Fach gethan, welche nur noch durch wenige Gelehrte nach dem alten Schlage emporgehalten wird.

Ich verspreche Ihnen regelmäßig zu schreiben, dafür kann ich aber nicht stehn, daß ich Ihnen etwas wichtiges zu sagen habe.

Den 5ten März. Camus Zeitschrift macht kein Glück. Seine Schilderung der europäischen Literatur ist äußerst ungenügend.

Warens prächtiges Haus in der Vorstadt St. Honoré, ehemals das Hôtel de Marbeuf, wird nach seiner Verschwindung, zu ebener Erde von der Frau vom Muy, der Vormünderin der Unmündigen bewohnt. Lebrun, Vorsteher des Lyceums der Fremden, hat den ersten Stock gemiethet. La Harpe hält daselbst Vorlesungen, deren jede ihm mit hundert Livres bezahlt wird. Aber dieses Institut liegt weit außerhalb des Mittelpunkts von Paris, und würde wenig besucht werden, wenn nicht glänzende Tanzgelage einen großen Zulauf hinzögen. Nur verdirbt der Staub, welchen die ewige Erschütterung hervorbringt, alle schönen Verzierungen, und die prächtigen Säle sind fast nicht mehr zu kennen.

Champagne hat die Politik des Aristoteles übersetzt, und rühmt sich den Text häufig verbessert zu haben. Ich kenne ihn aber als einen schwachen Griechen, und traue seinen angeblichen Verbesserungen nicht. Ohne Zweifel hat er bloß, aus verschiedenen Lesearten, diejenige erwählt welche ihm am leichtesten zu übersetzen fiel.

Maradan verkauft einen Roman, Le Moine, der viel Aufsehen macht. Die Teufelei vertritt in demselben die Stelle der Feerei. Ein Teufel, der einen Mönch verführen will, nimmt verschiedene Gestalten an, verleitet ihn zu allen möglichen Verbrechen, beredet ihn sich dem Teufel zu ergeben um der Strafe der Gerechtigkeit zu entgehn, und holt ihn zuletzt. Diese seltsame Dichtung giebt zu manchen sonderbaren Auftritten Gelegenheit, welche die Neugier müßiger Leser beschäftigen.

La Harpe's zweite Vorlesung im Lyceum, über die Revolutionssprache und über die Verfolgung der Geistlichen, ist noch viel heftiger als die erste. Er kennt keine Schonung mehr, läßt sich von religiosem Eifer hin-

reißen, und sagt dem Unglauben Hut und Weide auf. Doch ist es mehr Parteigeist, als Geist des Christenthums, der ihm Beifall zujauchzt.

Seinen Cours de littérature hat er an Agaße für 2000 Livres Leibrenten verkauft.

Fourcroy ist durch das Loos von der gesetzgebenden Versammlung entfernt, und wird jetzt mit desto größerer Thätigkeit für seine Wissenschaft leben.

Wir fügen diesen Bruchstücken, die für sich selbst sprechen, eine Stelle aus dem Briefe eines angesehenen Pariser Buchhändlers, vom 20sten Januar dieses Jahres hinzu.

„Mathematische Bücher finden keine Abnehmer mehr. Ich habe funfzig Exemplare des ersten Theils der in Brüssel gedruckten Mémoires de mathématique du Commandant de Nieuport kommen lassen, von denen mir Kenner außerordentlich viel Gutes sagen, und seit Jahr und Tag nicht ein halbes Dutzend davon abgesetzt. Sie können sich nicht vorstellen, wie todt der Buchhandel in Paris und in ganz Frankreich ist. Man verkauft gar nichts mehr. Die beliebtesten Bücher bleiben ohne Nachfrage, und unsre Ballen stehen unbeweglich wie Marmorsäulen. Demnach ist an keine literarische Unternehmung zu denken, wir leben ein Pflanzenleben, und müssen uns täglich zu den größten Aufopferungen entschließen, wenn wir ehrliche Leute bleiben wollen. Frieden! Frieden! Frieden!

Da ich also christlicher gesinnt worden bin als jemals, so wünsche ich Ihnen ein so glückliches christliches Neujahr als mit selbst; das republikanische hat leider nichts getaugt.“

VI.

Bologna vor dem Jahre 1513.

Von

Herrn Professor Seidel.

(Beschluß.)

Bologna wurde, seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts, durch eine Menge von innern Revoluzionen und bürgerlichen Kriegen erschüttert, die endlich den Untergang seiner Freiheit und Unabhängigkeit bewirkten. In Freistaaten, die so wenig in Gleichgewicht gehalten sind, als es Bologna nach der Schilderung seiner Verfassung war, pflegen die Sitten nur eine kurze Zeit den Leidenschaften des Ehrgeizes und der Herrschsucht den Zügel zu halten. Es mag immer eine Zeit geben, wo jede noch so fehlerhafte Verfassung mit dem Glücke eines Volkes bestehn kann. Es ist die Periode der ersten Entwikkelung, wo ein angestrengter Gemeingeist die Kräfte zu einem Zwecke vereinigt. Aber kaum sind die ersten Schwierigkeiten überwunden, kaum zeigt sich der Genuß; so öffnet Pandora die verschlossene Büchse der Thorheiten, und sie lodern mit verwüstenden Flammen auf.

Das Anstreben der reicheren und klügeren Bürger nach einer gesetzwidrigen Macht, verursacht in allen Freistaaten,

die nicht nach den in der Erfahrung bewährten Grundsätzen der Politik, sondern nach Zufall sich bildeten, die ersten gefährlichen inneren Revoluzionen Denn entweder stellten sich wirklich edeldenkende Patrioten an die Spitze des bedrückten Volkes, oder die Ehrgeizigen ergriffen nur zum Schein seine Partei, um sich zulezt über Bedrücker und Bedrückte empor zu schwingen; auf jeden Fall aber floß Bürgerblut. So fachte der edle Gracchus in Rom zuerst das Feuer der bürgerlichen Kriege an, welches nicht eher erlosch, bis die Listigsten der Volkspartei die Republik vernichtet hatten.

In Bologna gab der Bischof Gherardo die erste Veranlassung zum Ausbruch bürgerlicher Unruhen. Als Kaiser Heinrich der Sechste, auf seiner Reise nach Rom und Neapel, in Bologna verweilte, bewirthete ihn Gherardo in seinem Pallaste, und erhielt für seine Gefälligkeit, von dem erlauchten Gaste, nicht nur den Titel eines Fürsten für seine Person, sondern auch neue Privilegien für seine Vaterstadt. Ganz Bologna erblickte jezt in Gherardo seinen würdigsten Bürger, und seinen verdienstvollesten Beschützer; und so ward er einstimmig zum Podesta gewählt. Kaum hatte sich Gherardo in seinem Ansehn durch Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe befestigt, so machte er sich durch Neuerung den reichen und mächtigen Familien furchtbar und verhaßt. Sey es nun, daß er ihrer Herrschsucht aus guten Absichten Einhalt thun, oder daß er sich durch Hülfe des Volkes endlich über beide Parteien, die aristokratische und die demokratische, emporschwingen wollte, kurz er fing an die Macht des Volkes auf Kosten der Nobili zu erweitern, und eine beleidigende Partheilichkeit für das erste zu zeigen. Der gekränkte Stolz der Nobili schritt endlich zu gewaltsamen Mitteln. Sie ver-

sammelten sich auf dem Forum, erklärten Gherardo seines Amtes verlustig, und wählten zwölf der angesehensten Männer zu Konsuln. Kaum erfuhr Gherardo das kühne Unternehmen, so sendete er ihnen seinen Vertrauten, den Giacomo Orsi, einen angesehenen Bürger, mit einer bewaffneten Schaar entgegen, um ihre gesetzwidrige Versammlung zu vertreiben, und ihren Entschluß zu vernichten. Aber Specialino Griffoni, ein muthiger Vertheidiger der Nobili, nahm das Wort in der Versammlung: „Erhebt eure edlen Seelen in diesem entscheidenden Augenblicke! verachtet das unerträgliche Joch der Tirannei! O möchte euch die gute Sache selbst, möchte euch der dargebotene Augenblick mehr anfachen, als meine Worte! Hier nehmt mich als euren Gefährten oder als euren Anführer; ich weihe euch Blut und Leben." — Er zog sein Schwerdt und die neugewählten Konsuln und die meisten Nobili stürmten ihm nach. Giacomo Orsi konnte mit seiner Schaar dem Ungestüm der tapfern Nobili nicht widerstehen; er rettete sich mit seinem Freunde Gherardo durch die Flucht.

Der erste Sturm war den Nobili gelungen; aber dennoch war Gherardo noch nicht besiegt. Gherardo beunruhigte die Konsuln aus den von seinen Anhängern besetzten Burgen, und in Bologna selbst theilten sich die mächtigsten Familien in unversöhnliche Partheien. Die Gieremei, Beschützer des Gherardo, die vermuthlich auf seine Fahne schworen, um ihre eigene Herrschaft durch eine fortgesetzte Partei zu befriedigen, wurden nur noch mehr erbittert, als Tomaso Taschi da i Gieremei in einem Streite mit den Anhängern der Nobili erschlagen ward. Zwar gelang es ihnen, die Würde des Podesta 1195 wiederherzustellen;

aber Guido Cino wurde noch vor dem Verlaufe des Jahres von diesem Posten gestürzt, und erst nach grausamen Mißhandlungen aus dem Gefängniß befreiet.

Die Wuth der Parteien ward im dreizehnten Jahrhundert nur noch mehr angefacht, als sich zu den einheimischen Streitigkeiten die Händel gesellten, die über das Verhältniß des römischen Bischofs zum Kaiser, unter dem Namen der Welfischen und Ghibellinischen Parteien, in ganz Italien ausbrachen. Ungeachtet die Bologneser Ursache hatten, sich weder für die eine noch für die andre Partei zu erklären, so waren doch die Namen der Fakzionen den streitsüchtigen Familien eine willkommene Losung, ihren Haß gegeneinander zu ergießen. Ein allgemeiner Schwindel ergriff die bethörten Bologneser; der Freund verrieth den Freund, der Sohn den Vater; weil sie beide über den so gleichgültigen als mißverstandenen politischen Punkt anders dachten, und die Streitenden unterschieden sich nicht blos durch eine Menge lächerlicher Abzeichen, sie verfolgten sich auch mit Feuer und Schwerdt. Die Geschichte der zahllosen Rebellionen erfüllt nur den Leser mit Unwillen, und sie unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß sie bald die aristokratische bald die demokratische Partei siegen machten.

Während dieses Kampfes beider Parteien wurde auch die Verfassung von Bologna im dreizehnten Jahrhundert wesentlich verändert. Die demokratische Partei suchte ihren Sieg über die aristokratische dadurch zu befestigen, daß sie eine eigene Republik des Volkes, der bisherigen Kommune entgegenstellte. Es wurde ein Hauptmann des Volkes gewählt, der dem Podesta das Kommando in auswärtigen Kriegen entriß; es wurden Antiani oder Aelteste des Volkes

ernannt, die mit den Gildemeistern der Kaufleute und den Vorstehern der Kollegien ein eignes Forum bildeten, vor welches sie die wichtigsten einheimischen Angelegenheiten eben so zu bringen wußten, wie einst die römischen Volkstribunen durch die Volksversammlungen nach den Tribus herrschten. Um endlich dem Aufruhr und der Mordlust Einhalt zu thun, wurden drei Friedensrichter mit unumschränkter richterlicher Gewalt ernannt. Sie erhielten das Recht, das Volk zu bewaffnen, Verbrecher zu ergreifen und zu bestrafen, und alle Streitigkeiten zu schlichten.

Aber bei allen diesen Neuerungen wurde das Hauptübel nicht geheilt. Die gesetzgebende Gewalt blieb ein Spiel der Parteien, indem sie bald den Nobili bald dem Volke ungetheilt dahin gegeben war.

Unter allen mächtigen Familien von Bologna zeichneten sich vorzüglich die Gieremei und Lambertacci durch einen unversöhnlichen Haß aus. Seit Gherardo's Vertreibung standen die Gieremei an der Spitze der Volkspartei, und die Lambertacci strebten mit gleichem Ehrgeize nach der Herrschaft. Zuerst hatten sie sich auf dem Forum von Bologna entzweit, bald aber stießen sie als Welfen und Ghibellinen nur noch heftiger auf einander. Indem sie einander mit unversöhnlicher Rache verfolgten, mußte unglücklicherweise das sanfte Band der Natur zwei der schuldlosesten Seelen aus der Mitte jener grausamen Familien an einander fesseln, um Bologna in ihr Verderben zu verwickeln. Boniface, der Sohn des Gieremia de Gieremei, ein schöner Jüngling, liebte Imelda, die Tochter des Orlando Lambertacci, und ward von ihr wieder geliebt. Der kühne Jüngling hatte endlich eine Gelegenheit gefun-

den, seine Geliebte selbst in ihrem väterlichen Hause zu sprechen. Aber ein Verräther überbrachte den Brüdern der schönen Imelda diese Nachricht, als sie eben bei einem ihrer Freunde ein Gastmal feierten. Mit blutdurstiger Wuth stürzten sie in das Zimmer der unglücklichen Imelda, und Boniface ward von ihren vergifteten Dolchen zu Boden gestreckt. Kaum war Imelda ihrer Rache entflohen, so ergriffen sie den blutigen Leichnam, schleppten ihn nach einer entfernten Kammer des Hauses, und verließen eilends Bologna. Als nun Imelda von Angst gefoltert zu ihrem Zimmer zurükkehren wollte, erblickte sie die blutige Spur und folgte ihr nach. Sie fand den Geliebten mit Blut bedeckt, sie drückte ihre Lippen auf seine rauchenden Wunden, sie sog das Gift aus seinen Adern, ihr Schmerz beschleunigte dessen Wirkung, und sie sank entseelt auf die geliebte Leiche.

Diese traurige Begebenheit entflammte nur noch mehr die Wuth der beiden mächtigen Familien. Nachdem Bologna vierzig Tage lang der Schauplatz der schrecklichsten Verwüstung gewesen war, mußten die Lambertacci von dem Schlachtfelde entfliehn. Ihre Häuser wurden zerstört, ihre Güter geächtet, und funfzehntausend Bürger mit ihnen zugleich verbannt. Die Vertriebenen versammelten sich hierauf zu Faenza und bedrohten nicht nur das Gebiet von Bologna, sondern auch die Stadt selbst, mit einem verzweifelten Angriff. Die Gieremei und die Häupter der Partei der Welfen beschlossen daher ihrem Angriff zuvorzukommen, aber sie wurden geschlagen, und drei Gieremei blieben auf dem Schlachtfeide.

Die grausamen Verwüstungen welche die Lambertacci in dem Gebiete von Bologna anrichteten, brachten die

Stadt zur Verzweiflung. Die Geduld des Volkes, welches so lange von den herrschsüchtigen Nobili hintergangen war, erlag unter der Last des Elendes, und es war ein allgemeiner Aufruhr zu befürchten. In dieser hülflosen Lage beschloß der Rath, die unglückliche Republik dem Schutze eines mächtigen Nachbaren zu unterwerfen, ehe sie ganz vernichtet würde.

Rudolph von Habsburg hatte während seines Krieges mit Ottokar von Böhmen zu wenig Muße, sich um die Angelegenheiten Italiens zu bekümmern. Da aber die Bologneser einer schleunigen Hülfe bedurften, so blieb ihnen nur die Wahl übrig, ob sie sich an Karl von Anjou, der den Thron von Neapel besaß, oder an den römischen Bischof, der nach dem Untergange des Hohenstaufenschen Hauses ein entscheidendes Ansehen in Italien erlangt hatte, wenden wollten. Die Bologneser entschieden für den Bischof, sey es nun, daß sie von ihm eine sanftere Vermittelung ihrer Angelegenheiten erwarteten, oder daß Nikolaus der dritte, der die Macht des Königes von Neapel mit Eifersucht bewachte, ihren Wünschen zuvorzukommen wußte. Die Abgesandten der Bologneser, und die des Bischofes, schlossen zu Viterbo einen Vergleich, wodurch die Kirche und der Pabst als Schutzpatron der Republik Bologna anerkannt wurden. Das Dokument, welches am 29sten Julius 1278 von den bolognesischen Abgesandten, im Namen Gottes, des Podesta, des Hauptmanns des Volkes, des Rathes und der Kommune unterschrieben wurde, setzte fest, daß die Hoheit und Gerichtsbarkeit der Stadt Bologna und ihres Gebietes, mit Beibehaltung aller Gesetze und Rechte derselben, unter dem Schutze St. Pe-

ters, und Nikolaus des dritten und seiner Nachfolger stehen sollte.

Das erste Geschäft der päbstlichen Abgesandten war, die Familien Gieremei und Lambertacci zu versöhnen, und die Ruhe in Bologna herzustellen. Alle Gefangene wurden in Freiheit gesetzt, und die Mitglieder beider Parteien öffentlich versammlet, um ihre Namen aufzeichnen zu lassen, und sich gegenseitige Freundschaft und einen ewigen Frieden zu schwören.

Wenn gleich die Bologneser drei Jahrhunderte lang umsonst nach dem ruhigen Besitze einer freien Verfassung gestrebt hatten; wenn gleich die zügellose Laune der Parteien, in einem so eingeschränkten Raum, so viele unglückliche Opfer am Altare der Freiheit mordete, daß sie der wilden Tirannei asiatischer Despoten an Grausamkeit gleich war, so hatte doch der freie Geist der Bologneser, mitten unter den Ausbrüchen seines Uebermuthes, so viel Gutes gewirkt, daß er uns eben so zur Bewunderung, wie zum Unwillen und Mitleiden dahin reißt. Es würde unbegreiflich scheinen, wie Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe, unter dem Getöse der Waffen gedeihen konnten, wenn wir nicht bedächten, daß jene unglücklichen Stürme nur die Folge einer mißgeleiteten Freiheit waren, und uns bloß ihre schlimmste Gestalt zeigten. Eben jene Freiheit, welche die Bürger auf dem Forum entzweite, begünstigte auch ihre Thätigkeit, und spannte ihre Seelenkräfte zu nützlichen Handlungen.

Während die größeren Staaten Europens nicht nur von dem Joche der Feudal-Verfassung, sondern auch von den Fesseln der Unwissenheit und des Aberglaubens unterdrückt wurden, gewährten die freien italienischen Kommunen, den in

ihren Mauern wieder auflebenden Künsten und Wissenschaften, zuerst eine Freistätte. Bologna zeichnete sich vor allen rühmlich aus, und die Wissenschaften, die hier aufblüheten, verbreiteten ihren Einfluß selbst auf einen großen Theil von Europa.

In Bologna bildete sich, im Anfange des zwölften Jahrhunderts, die erste berühmte Schule des römischen Rechts. Werner, ein Deutscher, der das zu Amalfi wiedergefundene Exemplar der Pandekten zuerst benutzte, eröffnete zu Bologna einen Lehrstuhl des Rechts, der nach einem halben Jahrhundert so berühmt wurde, daß sich oft zehntausend Lehrlinge zugleich aus allen Gegenden von Europa um ihn versammelten. Die Grundsätze der bononischen Rechtsschule hatten auf mehrere Staaten von Europa einen wichtigen Einfluß. Sie arbeiteten nicht nur den Mißbräuchen der Barbarei, den Gottesgerichten und dem Zweikampfe entgegen, sie beförderten auch die Wiederherstellung der richterlichen Gewalt der Könige, die während der Feudalanarchie gänzlich vernichtet war.

Die bononische Schule liefert überhaupt wichtige Beiträge, zur Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaften in dem neueren Europa. Der forschende Geist, der sich hier anfänglich nur in eingeschränkten Gesichtspunkten, und oft in gelehrten Spitzfindigkeiten geübt hatte, breitete sich nach und nach immer weiter aus; und die Bologneser wirkten endlich durch den Schutz, den sie den aus Konstantinopel fliehenden Griechen gewährten, und durch die Achtung, womit sie die geretteten Ueberreste des griechischen Genius aufnahmen, nicht wenig zur Wiederherstellung

eines

eines veredelten Geschmacks in den Wissenschaften und schönen Künsten.

Wenn gleich die Bologneser wegen Mangel eines Seehafens auf den einländischen Handel eingeschränkt blieben, hatten sie dennoch durch ihren Erwerbfleiß so viele Reichthümer aufgehäuft, daß sie an einem durch die Künste veredelten Lebensgenusse, gleich den Venezianern, Genuesern und Florentinern Geschmack fanden. Bologna war das Vaterland einer Menge berühmter Baumeister, Bildner und Maler, und Lippo von Bologna lehrte die italienischen Maler die Kunst der Oelmalerei, zu eben der Zeit, wo sie van Eyk in den Niederlanden ausbreitete.

Bologna's Freiheit wurde nur zu früh durch die Thorheit seiner mächtigen Bürger vernichtet; aber nie erlosch auch in ihren spätesten Nachkommen das Gefühl für das verscherzte Kleinod, und nie wurde der Geist der Thätigkeit und Liebe für Künste und Wissenschaften, auch bei den unterjochten Bolognesern, gänzlich vertilgt; sondern beide Ueberreste der besseren Zeit blieben vielmehr eine mächtige Schutzwehr, gegen die Despotie des römischen Bischofes.

Der Friede den die Gieremei und Lambertacci unter Nikolaus des dritten Vermittelung beschworen hatten, war von kurzer Dauer. Schon im folgenden Jahre brach der Haß beider Familien wieder in blutige Händel aus. Die Lambertacci wurden von neuem vertrieben, und Bologna ward noch zwei Jahrhunderte lang von inneren Fakzionen beunruhigt, die bald das Ansehn des römischen Bischofs zu ihren Absichten gebrauchten, bald jede Verbindung mit dem heiligen Stuhl aufhoben. Endlich

hatte Giovanni Bentivoglio, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, sich zum Herrn von Bologna aufgeworfen, und theils durch Gewalt der Waffen theils durch Großmuth und Freigebigkeit seine Herrschaft befestigt. Aber er mußte unterliegen, da er an dem kriegerischen und ränkevollen Pabst Julius dem Zweiten einen gefährlichen Gegner fand. Julius hatte eben das stolze Venedig durch die zu Cambray verbündeten Mächte gedemüthigt, als er seine eigenen kriegerischen Zurüstungen und die Hülfe seiner Bundesgenossen dazu gebrauchte, die vom Kirchenstaate abgefallenen Städte zu züchtigen. Die Eroberung von Bologna schmeichelte seinem Ehrgeize so sehr, daß er sich selbst mit einem ansehnlichen Corps in Bewegung setzte, um sie zu unternehmen. Giovanni Bentivoglio hatte in dessen Anstalten zu einem tapfern Widerstande gemacht. Er getraute sich dem päbstlichen Heer allein die Spitze zu bieten, aber er fürchtete sich vor den französischen Truppen die sich unter Chamonts Befehle mit den päbstlichen vereinigen sollten. Da es ihm nun nicht gelang, den französischen Feldherrn zur Neutralität zu bewegen, so verließ ihn der Muth, er bedang für sich und seine Familie einen sichern Rückzug nach Mailand, und verließ Bologna. Julius hielt darauf einen prächtigen Einzug in Bologna (1506.) Die Stadt unterwarf sich seiner Oberherrschaft, und um die Liebe der Bürger zu gewinnen, ließ er ihnen noch einen Schatten ihrer alten Freiheit, und setzte nur neue Magistrate, nach dem Muster der ehemaligen ein.

Aber die Szene änderte sich bald auf eine unerwartete Art. Der listige Pabst, dem es nur um eine Demüthigung

der stolzen Venezianer, und nicht um eine gänzliche Vernichtung derselben zu thun war, und der die siegreichen Waffen der Franzosen jetzt mehr fürchtete als die Venezianer, sprengte die Ligue und verband sich sogar selbst mit Venedig, mit Spanien, mit den Schweizern, und endlich mit dem Kaiser und mit England, gegen Ludwig den zwölften. Jetzt öffneten sich dem vertriebenen Bentivoglio neue Aussichten. Er vereinigte sich mit dem tapfern Gaston de Foix, und zog noch einmal unter dessen Schutze triumphirend in Bologna ein. Der Sieg der Franzosen bei Ravenna kostete ihrem großen Feldherrn das Leben, und mit seinem Tode sank auch ihr Glück dahin. Alle ihre Eroberungen in Italien gingen verloren. Bentivoglio mußte zum zweitenmale Bologna verlassen, und der erbitterte Pabst ließ nicht nur seinen Anhängern, sondern auch der ganzen Stadt, die sich ihm 1513 ergeben mußte, seinen Unwillen fühlen. Er verbannte nicht nur die Bentivoglio's, sondern belegte auch einen großen Theil der Einwohner mit harten Geldstrafen, und setzte die Magistrate ab, die ihn bei dem Wechsel des Kriegsglücks so treulos verlassen hatten. Der Tod, der ihn noch in demselben Jahre überraschte, verhinderte ihn die Bologneser noch härter zu bestrafen; denn er soll die Absicht gehabt haben die Stadt zu zerstören, und die Einwohner nach Cento, einer kleinen Stadt im Gebiete von Bologna, zu verweisen.

Julius Nachfolger waren zufrieden, die Oberherrschaft über das reiche Bologna zu besitzen, und wagten es nicht, eine so mächtige Provinz zu einer Zeit zum Aufruhr zu reizen, da der heilige Stuhl von so vielen Gefahren bedroht wurde. Die Bologneser hingegen hielten den römischen Bischof

mehr für ihren Schutzpatron, als für ihren unumschränkten Gebieter, und beruhigten sich damit, wenigstens einen Theil ihrer alten Rechte zu behaupten. Sie bezahlten zwar dem Pabste einen ansehnlichen Tribut, aber niemals konnte er es dahin bringen, sie der Willkühr der apostolischen Kammer zu unterwerfen. Wenn gleich das Volk seinen Antheil an der Regierung verlor, so behauptete doch der Adel die innere Verwaltung der Stadt und des Gebietes von Bologna, fast unabhängig von dem päbstlichen Statthalter oder Legaten. An die Stelle der ehemaligen vierzig Wahlherrn des Senates, traten jetzt vierzig Familien, die das Recht, den Senat mit dem ältesten Stammhaupte zu besetzen, erblich erhielten. Der Senat der vierzig Nobili vereinigte die gesetzgebende Gewalt in sich, und wählte aus seiner Mitte, alle zwei Monate abwechselnd, den höchsten ausübenden Beamten, Gonfaloniere genannt. Diesem höchsten Beamten wurden acht Antiani oder Aeltesten, und sechszehn Gonfalonieri del Popolo zur Seite gegeben, die alle vier Monate ihre Stelle wechselten. Die lezten bestanden aus einem Rechtsgelehrten, einem Künstler, zwei Senatoren, vier Adlichen, vier Bürgern und vier Kaufleuten, und wurden jede von ihren Zünften oder Ständen gewählt. Auch wählten mehrere Zünfte, alle drei Monate abwechselnd, sieben und zwanzig Repräsentanten, die ihre Angelegenheiten bei dem Kollegium der Gonfalonieri del Popolo besorgen mußten. Die Richter wurden zwar von den vierzig Senatoren ernannt, aber der päbstliche Legat hatte das Recht die Wahl zu verwerfen, ein Vorrecht das zu den größten Mißbräuchen Anlaß gab. Die Polizei der Stadt ward einem Barigello, dem Oberhaupte der Sbirren, übertragen, der sein Amt auf Lebenszeit verwaltete.

Unter dieser aristokratischen Verfassung übertraf dennoch Bologna, an Bevölkerung Erwerbsfleiß und Wohlstand, alle übrigen Provinzen des Kirchenstaates, die der unumschränkten Willkühr der Priesterherrschaft unterworfen waren. Es bedurfte nur einer lebhaften Erinnerung an die Vorzeit, und eines günstigen Augenblickes, und die Bologneser fühlten wieder in ihren Adern das Feuer der Freiheit, das ihre Vorfahren begeistert hatte.

Buonaparte's Proklamation hat ihre Wirkung nicht verfehlt.

VII.

Anfang der Blattern-Ausrottung in Deutschland und in Europa.

Es ist also wirklich angefangen, das große Werk der Menschenrettung, der Rettung der Hülflosen! — angefangen, wie Buchdruckerkunst und Reformation, durch Deutsche!

In Halberstadt durch Gottlieb Nathanael Fischer a) wird ein Blatternhaus errichtet! (Die gelegentliche Ursache war der Tod von 781 Menschen, die 1796 in dem Fürstenthum Halberstadt und der Grafschaft Hohenstein an den Blattern starben.)

Die Preußischen Staaten werden also die Ehre haben, das Erste Blattern-Ausrottungshaus in Deutschland

a) Man lese: „Die Pocken können, und also sollen und müssen sie ausgerottet werden! — Aufruf an seine Mitbürger von G. N. Fischer. — Aus den neuen gemeinnützigen (Halberstädter) Blättern. Halberstadt bei Delius Wittwe und Heinrich Matthias. (1797) Mit dem Spruch: Widerstehet dem Teufel so flieht er vor euch. Paulus. 46 S. 8." Bei Uebersendung dieser Schrift schreibt mir ein sehr ehrwürdiger Freund: „Ja, noch „mehr werden Sie sich freuen, wenn ich Ihnen, mein Theurer, sage: daß „die erwünschte Sache der Ausführung ganz nahe, und unserm guten Hal„berstadt wahrscheinlich die Ehre aufgehoben zu seyn scheint, die erste Stadt „in Deutschland zu seyn, die das realisirt, wofür Sie so warm bisher „schrieben und wirkten. Es kommen schon viele und beträchtliche Beiträge „ein, unter welchen vier Louisd'or von unserm trefflichen Dohm, der „auch Mitglied unsrer literarischen Gesellschaft ist, die ersten waren."

und in Europa erbaut, und mit ihm den Grundstein zur Vertilgung der Blattern gelegt zu haben.

Alles ist darzu vorbereitet. Auf Veranlassung des sehr verdienstvollen Prof. Junker zu Halle, berichtete, den 19. August 1796, das sehr ehrwürdige Königl. Preuß. Ober-Collegium medicum an Se. Majestät den König:

„Wie wir diese Bemühungen das Pockengift gänzlich auszurotten, dem menschlichen Geschlechte für „höchst vortheilhaft und für dasselbe als höchst wohlthätig ansehen, und nichts mehr wünschen, als daß dieses „mit so vielen Schwierigkeiten verknüpfte Unternehmen „aller Menschen Wünschen entsprechen möge." a)

Und Friedrich der Einzige, der Weise, der Gütige, schrieb eigenhändig den 18. April 1778.

„Aber Schwierigkeiten müssen, um ein für die „Menschheit so heilsames Werk zu beschleunigen, den „Muth eher anfeuern als abschrecken. Kann man sie „(sagt der Held) nicht überwinden, so fordert doch „die Menschenliebe, daß man es versuche." b)

Also, wenn es auch nur um den Versuch, ein der Menschheit so heilsames Werk zu beschleunigen, den die Menschenliebe fordert, (und den die Vernunft gebietet) zu thun wäre: so müßte schon deswegen das Blatternhaus in Halberstadt und die (gesetzmäßige) Absonderung der ersten Kranken zu Stande kommen.

Mit der Einimpfung (die unstreitig, wie es die Sterbelisten erweisen, durch Verbreitung und Erhaltung des Gifts

a) Junker's Archiv wider die Pockennoth. 1s St. S. 294.

b) Hinterlassene Werke, V. Bd. 2te Auflage. Berlin, 1789. S. 263.

mehrere Menschen tödtete als rettete a), haben es ja seit 1721 alle Völker Europens funfzig, sechszig, siebenzig und mehrere Jahre versucht; der Versuch wollte aber nicht glücken.

Und ich dächte daher, wir versuchten es mit dem Blatternhause, und mit dem, jedem Menschen einleuchtenden, Gebote: „Du sollst nicht tödten!" und folglich nicht mit den Blattern vergiften! und mit der durchs Gesetz (das auf jenes Gebot und die allgemeine Sicherheit sich grün-

a) Der sehr verdienstvolle Leibarzt Formey sagt S. 165 seines Versuchs einer medizinischen Topographie von Berlin (wo 1785, 1788, 1789, 1791, 1792 und 1794, also in sechs Jahren 4980 Menschen an den Blattern starben): „Die Blattern grassiren einzeln das ganze Jahr hindurch, wozu „die im Frühjahr und Herbst gewöhnlichen Einimpfungen den Stoff im„mer hergeben." Und S. 168. „Es ist indessen nicht zu läugnen, daß „durch die Einimpfung der Blattern dieses für das menschliche Geschlecht „so verheerende Uebel immer mehr ausgebreitet wird, und es bleibt daher „eine unerhörte Sache, daß es Eltern und Aerzten, ohne Rücksicht auf ihre „Mitbürger, zu jeder Zeit frei steht, durch die Impfung eines einzigen Kin„des, die Blattern in die Gesellschaft gesunder blatterfähiger Menschen zu „bringen. Es wäre ein wichtiger Gegenstand für die medizinische Polizei, „die Umstände näher zu bestimmen, unter denen es erlaubt wäre, sowohl „in Städten als auf dem Lande zu inokuliren." (Diese sind sehr leicht be„stimmt: in Blatternhäusern, sonst nirgends ist die Einimpfung er„laubt.) „Es ist gewiß ein schrecklicher Mißbrauch, daß durch eine einzige „willkührliche Einimpfung eine Seuche verbreitet werden kann, welche ge„wöhnlich den zwölften Menschen von allen denen, die von denselben an„gegriffen werden, tödtet, und die als ein verheerendes Feuer unaufhalt„sam und weit um sich her greift. Wie gerecht sind nicht die Besorgnisse „der Eltern, deren Kinder die Blattern noch nicht überstanden haben, „wenn sie hören, daß ihr Hausgenosse oder Nachbar die seinigen einim„pfen läßt; und doch können sie keine Einwendung dagegen machen." — O ja! sie können mit Recht bei der Obrigkeit klagen. Hoffentlich wird der Geheimerath Klein, in Sachen der Menschen wider die Blattern, ein rechtliches Bedenken abgeben.

det) befohlnen Absonderung der ersten Blatternkranken in jeder Gemeinde.

Dieser Versuch hat die gesunde Vernunft aller Menschen für sich, und kann unmöglich fehlschlagen.

Und wird er, wie nicht zu zweifeln ist, gemacht durch Friedrich Wilhelm den Menschenliebenden; und nachgeahmt, wie es nicht fehlen kann, von Allen, denen die Menschheit heilig ist: so sind in zehn, höchstens zwanzig Jahren, die Blattern in Deutschland vertilgt.

Ja! das werden sie seyn! und mit ihnen wird vertilgt das Brandmahl der Vernunft und Sittlichkeit der Menschen. — Siebenzig tausend Menschen, größtentheils hülflose Kinder, sind jährlich in Deutschland ein Opfer der Blattern. Künftig nicht mehr! Millionen Hülfloser (o! der guten, der menschenliebenden That!) werden errettet, das Brandmahl wird vertilgt, und Vernunft, Sittlichkeit und Wahrheit nehmen mit den Millionen in gleichem Verhältnisse zu. — Und es fängt (nachdem ein Mensch den andern nicht mehr vergiftet) eine neue Epoche der Menschenerhaltung, der Humanität und des physischen, intellektuellen und moralischen Zustands der Menschen an.

Fischer sagt: „Dies alles vorausgesetzt, wird man „beinahe unvermeidlich zur Frage hingerissen:

„Ob die Vorsehung diese gräuliche Krankheit nicht viel„leicht gar ausdrücklich dazu bestimmt hat, um durch „den Gedanken: Ein Uebel, das sich über die „ganze Erde ausgebreitet und durch Jahr„hunderte geherrscht hatte, endlich doch aus„gerottet zu haben! dem menschlichen Geist einen „neuen Schwung zu geben, wie ihn Argonautenzug und

„Eroberung Troja's, punische Kriege und Kreuzzüge und
„siebenjähriger Krieg, Reformation und Buchdrucker-
„kunst und Entdeckung Amerika's nur irgend zu geben
„vermochten!“

„Man würde billig in den Kalendern künftiger Jahrhunderte „das Hauptjahr, das dafür thätig gewesen wäre, unter die „großen Epochen der Menschheit setzen, die Niemanden erlaubt wäre, nicht zu wissen! Denn die Epoche, „von der an in Deutschland jährlich siebenzig tausend, in Europa also sicher eine halbe Million Menschen, vor „dieser Pest bewahrt worden wären, verdiente doch wahrlich „von Menschen gefeiert und in dankbarem Gedächtniß erhalten zu werden!“

Ja! der Versuch, die Blattern, das Brandmahl, zu vertilgen, ist groß, ist werth der Mühe!

Menschen! wendet sie an, diese leichte Mühe! und die Blattern sind vertilgt.

Bückeburg,
den 16. März 1796.

B. C. Faust.

Zusatz.

Da die wenigsten Leser Fischer's Aufruf besitzen werden, so will ich noch zwei Stellen abschreiben.

S. 16. heißt es: „Also kein schläfriges faules „Dulden des Uebels mehr! Gott hat die Zeit der Unwissenheit übersehen, aber nun gebeut er, durch die richtigern „Einsichten, die er uns giebt, allen Menschen an allen Enden „thätig zu seyn! Keine Inokulation, selbst auch die

„nicht einmal mehr a)! so bald wir etwas Besseres und „Vollkommneres haben, und nicht die unmittelbare Rettung „unsrer Lieben bei schon herrschender Epidemie sie nothwendig „macht! Ausrottung, Ausrottung, nichts als Aus„rottung! Weder Waffenstillstand, noch Friede mit dem ge„meinschaftlichen Feinde! Nichts als Krieg, und das Krieg, bis „zur Vertilgung! — Das ist meine Meinung!" — —

Und S. 31. „Ich dränge mich, Gott weiß es, nicht „gerne vor: aber wenn man in manchen Dingen ewig schwei„gen und bescheiden seyn will, so möchten die Steine zu „schreien anfangen. Also, weil doch Einer den Anfang ma„chen muß: Ich gebe vier Louisd'or dazu! (zum „Halberstädter Blatternhaus) b). Ich sage nicht: Wenns „zu Stande kommt, geb' ich sie dazu; sondern: Ich gebe sie „dazu. Denn mit dem: Wenn's zu Stande kommt, kommt „nichts zu Stande! — Wer's vermag, gebe sechs, acht,

---

a) In Blatternhäusern, aber auch nur da, mag und wird die Einimpfung ob der Furcht und vor der Hand Statt finden. Bei Kindern? Ob Eltern, besonders wenn durch Blatternhäuser die Blattervergiftung im Kreise der Kinder verhütet ist, das Recht haben, ihren Kindern eine Krankheit, an der sie sterben können, einimpfen zu lassen, verdiente untersucht zu werden.

b) Ihre Hochfürstliche Durchlaucht die verwittwete Fürstin Juliane von Schaumberg-Lippe, geborne Landgräfin von Hessen, die Fischer's Aufruf mit großer Freude über die künftige und nahe Befreiung der Menschen von den Blattern gelesen hatte, gab zu dem Halberstädter Blatternhause drei Louisd'or. Der Garnisonmedikus Dr. Philipp Hunold in Cassel (der mir als Freund und Gatte meiner Schwester lieb und andern merkwürdig ist, weil er, der als Knabe mit seinem Vater in den amerikanischen Krieg ging, zu Newport auf Rhode-Island, wo die Blattern ausgerottet sind, confirmirt wurde) einen Friedrichsd'or. Und ich, der ich doch auch gegen die Blattern stritt! sandte einen Friedrichsd'or.

„zehn, zwanzig; wie viel ihm sein Herz gebietet! — Wer „seine Lieblinge gerettet hat, bring' es als Dankopfer; wer „ihrer verloren hat, opfre der Menschenliebe, die Andern „gern den Schmerz erspart, der ihr einst das Herz zerriß; „wer noch für Kinder zu sorgen hat, streue Saamen auf „Hofnung aus, der gewiß Früchte tragen wird; wer diese „Sorge nicht hat, fühle sich desto glücklicher in dem Beruf, „als Mensch, Menschenwohl zu befördern! —

„Und weil doch auch Jemand Einnehmer seyn muß: so „bin ich sehr bereit, fürs erste auch Einnehmer zu seyn, und, „bis es wichtigern Händen anvertraut zu werden verdient, „über die größte und kleinste Gabe Rechnung abzulegen."

„Halberstadt aber wird die erste Stadt in „Deutschland seyn, die zu einem so großen Werk „ernstlich die Hände geboten hat; und so oft an„dre unserm Exempel folgen, wird Halberstadt „dabei wieder genannt werden, und immer aufs „neue den Dank der Geretteten verdienen!"

Und nun will ich noch etwas sagen, was mir schwer wird. Es muß aber seyn.

Ob auch Menschen, Gelehrte, Schriftsteller und Recensenten gegen das Halberstädter Blatternhaus reden, streiten, schreiben und ihm Hindernisse in den Weg legen; ob sie, die jene siebenzig tausend jährlich in ihrer Mitte Erwürgten zwar nicht läugnen können, übrigens aber um die Erschlagenen (die Hülflosen!) sich nicht kümmern, und mit Barrere sagen werden: „die Todten kommen nicht wieder!" — das weiß ich nicht.

So viel aber weiß ich, daß es, besonders jetzt, die Pflicht jedes vernünftigen und rechtschaffenen Mannes sey:

1) Glaubt er nicht an die Ausrottung der Blattern;

sich zu bescheiden, daß er sich irren, daß die Ausrottung doch wohl möglich seyn könne; und, um möglicherweise nicht schuldig an dem Tode der Hülflosen zu seyn, entweder zu schweigen, oder nur mit Achtung und Ernst, und mit Nennung seines Namens, über diese große Angelegenheit der Unmündigen, der zu Erwürgenden, zu sprechen.

2) Ist er durch Gründe der Vernunft von der Möglichkeit, (die durch die Wirklichkeit auf Rhode-Island schon lange erwiesen ist) und der (so leichten!) Ausführbarkeit der Ausrottung überzeugt;

mit allen seinen Kräften dazu beizutragen, daß nicht allein der Halberstädter Versuch vollführt, sondern daß auch in seinem Kreise ein Versuch gemacht werde.

Das ist die Pflicht jedes rechtschaffenen und vernünftigen Mannes.

Und ehe ich schließe, sey mir noch ein Wunsch erlaubt. Vor Zeiten sagte man immer, der achte, zehnte, zwölfte Mensch stirbt an den Blattern, und es war in den Wind geredet. Man las wohl, daß hier oder da, in diesem oder jenem Jahre, hundert oder tausend Menschen an den Blattern verstorben seyen, und man vergaß es. Da ich aber endlich diese große Sache und die Zahl der Opfer berechnete, und z. B. sagte: in Deutschland sterben an den Blattern jährlich siebenzigtausend, während Einer Generation zwei Millionen drei mal hundert drei und dreißig tausend drei hundert drei und dreißig, und in Einem Jahrhundert sieben Millionen Menschen, größtentheils hülflose Kinder, so schien man zu erschrecken und aufmerksamer zu werden. Und noch viel aufmerksamer würde

man werden, wenn der Preußische a) und jeder andere Staat, seine seit dreißig (oder wenigstens seit zwanzig) Jahren durch die Blattern oder Pocken Getödteten, und die ganze Zahl aller Verstorbenen zählen, und öffentlich in Junker's Archiv bekannt machen ließe. Dies gäbe eine genaue und vollständige Uebersicht. Und es wäre daher recht sehr zu wünschen, daß der Preußische und jeder andere Staat diese Zählung und Berechnung veranstalten und bekannt machen möchte.

B. C. Faust.

a) Seit 1765 werden, nach der Instruktion vom 30. Nov. 1764, in den Königl. Preuß. Staaten, die so menschenfreundlich der Erhaltung der Menschen sich annehmen, genaue Sterbslisten verfertiget.

VIII.

Die Angeber.

Venedig. 1622.

Straße.

Im Grunde der Pallast des spanischen Gesandten. Mondhelle Nacht.

Giulio Muscorno, Secretair des großen Raths von Venedig,

und

Fiorenzo Goncello, verlarvt und in rothe Mäntel gehüllt, kommen.

Muscorno.

Vergebens harrte ich, allnächtlich, hier, seitdem der Ritter zu Padua war. Gestern kam er von dort zurück; und wenn sich in dieser Nacht ein Verlarvter durch den Vorhof des spanischen Pallastes drückt, über die Scheidemauer klettert und den Piniengang hinabschleicht: ist es Antonio Foscarini, den Leonarda Divanelli, Venedigs jüngste, schönste und keuscheste Wittwe, mit offnen Armen und liebeheißem Busen erwartet.

Goncello. Mag sie ihn immer erwarten; wir werden ihn treffen.

Muscorno. Denk seiner gleichmüthigen, siegsichern Tapferkeit!

Goncello. Schützt Tapferkeit gegen einen Blitzschlag? Wenn Foscarini den Fuß in die Mauerblende setzt, bricht ihm mein Dolch das Herz.

Muscorno. Vertraue nicht sorglos der Fertigkeit deiner Hand; sie könnte fehlen, dein Dolch abgleiten: und nie käme uns dann, durch dies Blickfeuer gewarnt, das schlaue Wild wieder zu Schuß.

Goncello. Signora, Sie haben weniger für mich, als für sich zu fürchten. Ich morde kaltblütig, Sie morden aus und in Leidenschaft; wer von uns wird am sichersten Herr des Zufälligen werden?

Muscorno. So lange ich noch allein Foscarinis Gängen folgte und, in mancherley Verkleidungen, die Liebenden belauschte, fürchtete ich nichts; doch jezt — !

Goncello — wollen Sie dem Ritter Ihre Sorgsüchtigkeit zugesellen, den Kampf zwischen ihm und uns gleich zu machen? Wie großmüthig Sie Den behandeln, der Ihre Wünsche nicht einmal zu Worten kommen ließ! — Aber warum heirathete Antonio Leonarden noch nicht? Was hinderte ihn?

Muscorno. Daß Weiber wie Sünderinnen leben, und wie Heilige geehrt seyn wollen. — Die Last von funfzig mühevollen Jahren mahnte Pietro Divanelli, des Arbeitslohns und der Ruhe zu genießen; er übertrug also seine Handlung einem Gehülfen, heirathete die achtzehnjährige Leonarda Vanasco, setzte sie zur Erbinn seines großen Vermögens ein, und lieferte es ihr, der Ruhe erliegend, einige Monate drauf aus. Frey schau'te nun die junge Wittwe nach dem umher, was ihr Pietros guter Wille nicht gewähren konnte; ihr Forsch- und Werbblick

blick wurde von Foscarini verstanden: und bald durchglüh'te wechselseitiges Liebesfeuer das Bette, welches sie sonst einem frostigen, frühalten Geschäftsmanne heitzen mußte. Das Gerücht erdachte der Wahrheit treu, was es noch nicht wissen konnte, und log dazu: Schon vor Pietro's Tode habe Leonarda Antonio geliebt, und der Gram über die Undankbarkeit eines Weibes, dem er zur sorgenlosen Selbstständigkeit geholfen, das Leben des wackern Erb-lassers verkürzt. Daß diese Verläumdung nicht durch eine Heirath beglaubigt werde, deswegen weigert sich Leonarda, Antonio die Hand zu geben, sucht, wie ein unnatürliches Laster, ihre Liebe zu verheimlichen, und quält den Inniggeliebten durch eine beyspiellose Eifersucht, weil sie ihn, ohne Vertraute, nur mit ihren Blicken beobachten kann.

Goncello. Sonderbar! Wer allen, selbst seinen Feinden, Wort hielt und hält, sollte es der Geliebten nicht halten?

Muscorno. Antonio's Schwüre, Aufopferungen, Zurückweisen solcher Geschäfte, welche sein Herz beschäftigen müßten, überzeugen sie nicht davon. O, Goncello, laut mögt' ich dafür dem Schicksal danken, wenn ich sehe, wie der Kummer, einem Weibe das nicht einreden zu können, was Männer so gutwillig glaubten, den Stolzen täglich tiefer niederbeugt; aber doch ist er noch überglücklich, und hindern muß ich ihn, auch dessen zu genießen, was ihm Leonarda, so verschwenderisch, als schaffe sie Alles aus Nichts, dann giebt, wenn seine Liebeswuth jedes Zeugniß ihrer Grillen Lügen straft. Diese Nacht gründe m e i n Glück. Beyde Wege zu Leonarda's Wohnung besetzen wir —

Goncello. Foscarini kommt gewöhnlich von der Canalseite?

Muscorno. Unter zehnmalen gewiß neunmal von dort her.

Goncello. Dann sollten Sie sich, billig, dort anstellen.

der süßen Rache, meinen begünstigten Nebenbuhler selbst niederbohren zu können, würd' ich mich, so viel mir möglich wäre, versichern.

Muscorno. Zum Denken, nicht zum Ueberlegen, rieth ich dir.

Goncello. Beydes geschah, als Sie mich zu einer That dingten, die meinen Ruf nicht vermehren kann. Wem dürft' es nur wahrscheinlich werden, der edle, menschenfreundliche Foscarini sey durch Fiorenzo Goncello gefallen?

Muscorno. Deine Feigheit wird dir die Mühe ersparen, es verheimlichen zu müssen.

Goncello. Sie haben mich voraus bezahlt; das Geld ist vergeudet —

Muscorno. Ich schenk' es dir.

Goncello. Ich mag nicht von Almosen leben — will gehen.

Muscorno. Horch! Tritte eines Eilenden! Bleib!

Goncello. Zu solchen Hasensätzen kann den kühnen Foscarini nichts schmeicheln, nichts schrecken. D o r t erwart' ich ihn.

Er springt in den Vorhof des spanischen Pallastes.

Muscorno geht langsam die Straße hinunter, ihm entgegen kommt

G e n a r o T a r m a,

betrachtet ihn von Oben bis Unten, hält ihn an und sagt halblaut:

He, Signore Muscorno? Gut, daß ich Sie treffe. Ich habe etwas auf dem Herzen. Sie müssen's wissen, Signore, mir's zu Papier bringen. Wir finden noch eine Trinkstube offen. — Schreiben, schreiben sollt' ich gelernt haben! Ja, wenn mir das nicht abginge, weiß ich, wer ich dann wäre? Mein mündlicher Vortrag soll nicht der vernehmlichste seyn, das hab' ich von hoher Hand. Nun, jedes Fleisch hat seine

Knochen. — Besser, Sie schreiben's mir — Sie sitzen im Vollen — als ein armer Nobile, der den Pilgern die Klostersuppen und Brodtspenden beneidet, und mich das Sprüchwort fühlen ließe: Eig'ne Sporn und fremdes Pferd machen die Meilen kurz. Auch der Misser grande a) ist mein Mann nicht; theilt wie der Löwe in der Fabel. — Nun, Signore, wozu Verstellung? Weder die Larve, noch der Mantel deckt Sie; ich kenne Sie am Tappfüßeln.

Muscorno. Wer seyd ihr?

Tarma. Genaro Tarma, Ew. Excellenz zu dienen, der taube und lahme Bettler, welcher vor der Kirche San Giacomo di Rialto auf Schilfbündeln liegt.

Muscorno. Und bey Nacht hört ihr, und geht so rasch und vest?

Tarma. Für meine Geschäfte muß ich taub und lahm scheinen, scharfhörend und gut zu Fuß muß ich seyn für die Geschäfte des Staats. Verstanden?

Muscorno. Ja. — Er nimmt die Maske ab. — Was giebt's? Ich bin eilig.

Tarma. Lassen Sie 's Liebchen noch eine Weile schmachten; ein Paternoster mehr vor, ein Gratias mehr nach dem Essen. Und der Staat hat die ältesten Rechte. Wir dienen ihm Beyde —

Muscorno. Als Kundschafter?

Tarma. Sind Sie nicht Legationssecretair in London gewesen? Haben sich dort gewiß oft taub gestellt.

Muscorno unwillig. Ich wollt', ich wäre es jezt!

Tarma. Jezt?! O, Herr Gott! Wenn das die falschen

a) Policeylieutenant und Haupt der Sbirren in Venedig.

Angeber hörten, die ich erwitterte, ausspähte, entdeckte, behorchte; Ew. Excellenz schwitzten morgen unter den Bleydächern. Verstanden? Mögten Sie jezt noch taub seyn? Nicht um aller Ueberlästigen willen. Ja, ohne mich —! Nun, nicht Jeder, welcher zum Bau der Rialtobrücke Mörtel schlug, konnte sein Wapen am Schwiebbogen prangen sehen.

Muscorno. Haltet der Sache Stand, und bringt mich ihr näher.

Tarma. Ew. Excellenz sollen sich gleich mitten drinn befinden. Die Corda a) hat seit einiger Zeit so manche ehrliche Haut zerquetscht — dem wird nun gesteur't, gewehrt, abgeholfen, durch mich, Signore, durch mich! — Zwar auf den Zecchinen macht man nie den Ort nahmhaft, wo das Gold dazu gefunden ist. — Tag und Nacht, sag' ich, haben die drey da Oben b) zu lesen, zu verhören, zu urtheilen gehabt. „Die Zeiten" — hieß es — „die trüben Zeiten!" — wenn Morgen für Morgen ein anderer Verschleierter vom Schnellgalgen zwischen den Säulen des heil'gen Markus niederdrückte. Signore, die Menschen trüben den Zeitenstrom, und die Geheimkünstler tauchen dann sorglos unter, bohren Kriegs- und Handelsschiffe an, oder schrauben sich, gleich Schildfischen c), in die besten Segler, und halten sie vest. Hinfort nicht also! Des Stilllebens, dem nur noch das Einrahmen zu fehlen scheinet, achten die Weitsehenden nicht; aber Stillleben hört und merkt, nimmt zu Kopf und Herzen, folgert, schließt und — Was man da erfährt, lernt, durchblickt,

---

a) Die Machiene, mit welcher die Staatsverbrecher zu Venedig im Gefängnisse erdrosselt werden.

b) Die Staatsinquisitoren.

c) Sauger. Echeneis Linn.

Signore — unsäglich! Gegen meine Schilfbündel sind alle hohen Schulen Buchstabierbänke. Die Wurffalten eines verlohrnen Mantels — daß ich mich nur des geringsten meiner Talente rühme — entdecken mir den Eigenthümer; am Gange, am Armtragen, am Niesen und Räuspern kenn' ich ganz Venedig. — Verstehen Sie, welche Leute ich Taucher und Sauger nenne?

Muscorno. Ich würd' es, müßt' ich nicht meine Aufmerksamkeit zwischen meiner Wißbegier und der Sorge theilen, hier behorcht zu werden. Erwartet mich in der nächsten Trinkstube —

Tarma. Vor der Sorge wären wir dort sicher, denn auch unser leisestes Wispern würde da gehört werden. Ihnen kann ja nicht unbekannt seyn, wie man in Venedig für's Ohr bauet, gründet, wölbt. Freylich, Ew. Excellenz Wohnung wäre bequemer —

Muscorno. Nein, nein!

Tarma. Also bleiben wir hier. — Taucher und Sauger nenn' ich die Schlauköpfe, welche das altherkömmliche Mißtrauen gewisser Führer gegen die Geführten — Verstanden? — nutzen, den Furchtsamgewordnen Blendlaternen vortragen zu können. Signore, selbst im Dunkeln macht man doch nach und nach Bekanntschaft mit den Dingen umher, in solchem Schimmer nie — nenn' ich die Klügler, welche aus einem gefundenen Schnitzspahne folgern, irgendwo müßten Sturmleitern in der Arbeit seyn, und es dem Spahne absehen, wie hoch diese an den Pallast von San Marco reichen würden; — nenn' ich die Deutler, welche jedem Schritte zum Hochzeitsbette oder Sarge, Ziele auf den Trümmern unsrer Staatsverfassung stecken, ganz gewöhnliche Blicke und Gebehrden zu Dollmetschern der schwärzesten Vorsätze machen, halbgehörte Worte zu

den schreckendsten Verschwörungen ergänzen und die Plane dazu — Wahrheiten auf dem Papier, Lügen in der Würklichkeit, — durch die Löwenrachen den Staatsinquisitoren zu Gesicht bringen. Nun, zu verdienen ist reichlich dabey —

Muscorno. Wie? Was?

Tarma. Ew. Excellenz sind zerstreut, erinnern sich nicht des gewichtigen Blutlohns — Bösesthun wurde ja von jeher besser als Gutesthun bezahlt, — nicht der Losbitte, welche dem Anzeiger eines Staatsverbrechens zugestanden wird. Ich weiß, daß Mancher, dem es gleich gilt, wie er sich nährt, durch mehrere tausend Zecchinen erkauft worden ist, einen strafwürdigen, altadlichen Mißthäter aus dem Gefängnisse vom Strange loszubitten. Wessen entbehren die Geschlechter nicht gerne drinnen, wenn nur die Facciaten ihrer Häuser groß und herrlich ins Auge fallen? — Und eine Rotte solcher Schurken, welche die Angeberey zum Gewerbe wählte, klügelt, deutelt, verläumdet, mordet durch die da Oben — mögen sie mich säcken lassen, wenn ich den Beweis schuldig bleibe — mitten unter uns. Signore, der messelesende Pfaff am Altare, Stillleben auf seinen Schilfbündeln ist nicht sicher vor ihren Ränken.

Muscorno. Genaro, ihr sagt mir Dinge —

Tarma — die eine verpaßte Schäferstunde wohl aufwiegen. Ja, ja, und ich — nun, man sieht's einem Boden nicht immer an, welche Schätze drinn rosten — ich bin der Allmächtigen, zwar mit Lebensgefahr, Herr geworden, durch mich sind sie entdeckt, umgarnt, so gut als erlegt.

Muscorno. Beweise, wenn ich euch glauben soll! Ihre Namen, den Ort, wo sie zusammenkommen —

Tarma — alles, alles sollen Sie erfahren, wissen, wiedersagen können, ihre Lebensläufe obendrein. — Er setzt sich auf einen Wehrstein.

Muscorno vor sich. Wehe mir! Ich Thor durchstach einen Damm, und bin den Fluthen ausgesetzt!

Tarma. Im Sestier von Dorsoduro steht ein kleines, niedliches Häuschen, hellgrün angemalt, vergoldete Gitter vor den Fenstern; ein Heckbauer für Canarienvögel, leibhaftig: da horsten nun die scheußlichen Geyer. Tiberio Corosecco, ehemals Kaufmann, jezt, was kein Geschöpf Gottes seyn sollte, schenkte es einer Signoressa, von der er die Kunst lernte, auf Zeiten, Umstände, Bedürfnisse zu speculieren. Nun, sie hatte es wohl verdient, denn durch sie war der Lehrling so feinempfindend geworden, daß er es, gleich dem Stachelschweine, immer vorher fühlte, aus welcher Himmelsgegend der nächste Wind wehen werde. Signore, ich pflege zu sagen, man kann alle Hülfen von den Weibern lernen, nur nicht das Mittel, sich ihrer selbst zu erwehren. Verstanden? — Jahrelang, besonders in den letzten vier Jahren, seit welchen der leidige Ketzerkrieg wüthete, machte Corosecco wundergroße Geschäfte; sein Name wurde an den Börsen Europa's täglich öfterer gehört, als das Wörtlein Amen wöchentlich in allen Kirchen Venedigs: und die Geschäfte machten ihn groß, stolz, übermüthig. Andre Narren haben Stammbäume, Corosecco hatte eine Stammflotte. Alljährlich ließ er ein Schiff bauen, und nannte es nach Einem seiner Vorfahren, Kleinkrämern, die den Pfeffer dütenweise verkauften; den Namen: Lorenzo von Medicis — Vestehen Sie? — trug ein stattlicher Dreymaster. Fröschlein, Fröschlein — dacht' ich oft — erinnere dich deiner Haut! —

Muscorno. Schweig! — Ein Geräusch — !

Tarma — im Canal; eine Gondel scharrt an der Mauer hin.

Muscorno stellt sich hinter Tarma, und zuckt, ohne daß dieser es bemerkt, seinen Dolch über ihn.

Tarma. Sie werden unruhig?

Muscorno. Nicht doch. Fahre fort — vor sich — bis mein Dolch dich unterbricht. Laut. Nun, dieser Corosecco —?

Tarma — gab mit solchem Gebrause Almosen, wie ein Wolkenbruch Regen giebt — und ließ den wahrhaft Bedürftigen, der nur durch Blicke und Thränen bitten und danken konnte, unerhört um eine Lirazza flehen; verspielte in einem Abend tausend Zecchinen, that, als begreife er nicht, warum die Nobilta, der er dadurch den Markusplatz zu enge gemacht hatte, frage, wie er die vorige Nacht geruhet habe — und schob dem armen Handwerker falsche Münze mit dem Arbeitslohne unter. Nur Capitalisten würdigte Corosecco seiner Freundschaft, ist zu sagen, der Auszeichnung mit ihnen zu schwelgen, nur was gediegenen, Beutel und Kisten füllenden Werth hatte, seiner Theilnahme: den schönen Künsten und Wissenschaften, meynte er, dürfe man nicht mehr Grundboden gönnen, als dem Hauslauche, das im zusammengewehten Staube auf Dächern hinlänglich wuchern könne, weil sich doch Geschichtschreiber und bildende Künstler zum Ganzen verhielten, wie das Lauch zum Hause. —

Muscorno. Was soll mir die Schilderung?

Tarma. Beyläufig zu lernen, wie der Pilz das Immergrün beurtheile.

Plötzlich verlohr dieser Corosecco, der so voll Klugheit, Wind- und Wetterkunde war, wie ein hundertjähriger Calender —

Muscorno. Den Kopf?

Tarma. — Die Nase —

Muscorno. Durch Hülfe der Signoressa?

Tarma. Ew. Excellenz sind abwesenden Geistes, — ist zu sagen, machte bankerott. Die Capitalisten wären entweder gedeckt oder nur leicht beschädigt, wer fechten kann, sieht die Finten anlegen, und vereitelt sie durch — Finten — Verstanden? — aber zwanzig bis dreyßig ehrlich-einfältige Hausväter, Wittwen und Waisen, weiß ich, wie Viele? — welche ihr Vermögen in der Handlung des großen Corosecco so sicher hielten, als einst — walt's Gott! — ihre Seelen im Schooße der gebenedeyten Jungfrau seyn werden, wurden bettelarm dadurch. Signore, man baut nur Galgen für kleine Diebe — der Spruch ist so alt, wie das Stehlen, und wird auch gewiß, so lange dies dauert, durch die Erfahrung beglaubigt, begründet, bestätigt werden. Corosecco zog sich, ungestraft, in das grüne Häuschen zurück, wo er jetzt, nach Hamsterart, den Vorrath verzehrt, welchen er, während der Aerndte, für den Winter zusammenstahl, und sich dabey auf den Speditionshandel legt.

Muscorno. Genug von diesem —

Tarma — für Heute, doch Morgen mehr! — Der zweyte Gauner, ihm gleich an bösem Wollen, aber nicht an Vollbringen, weil er, wie Leichen im Sarge, nur Vorne bekleidet, seine Blößen vom Schädel bis zu den Fersen sehen läßt, wenn er sich kehren und wenden muß. —

Muscorno. Genaro, es hört sich auch wirklich gut zu.

Tarma. Es spricht sich gut mit Ew. Excellenz. Wollt Gott, man könnte das vielen Richtern und Weibern nachrühmen! — Der zweyte Gauner, Stefano Tremandi, hatte, als Contrabbandiere, zwanzig Jahr den Galgen gefürchtet; der Ketzerkrieg sollte ihn von dieser Furcht befreyen: drum übernahm er die Verpflegung eines Theils der kaiserli-

chen Armee. Aber ihm ging's wie allen Gierfräßen: sie **bringen** sich um's liebe Essen, weil sie, auf den Napf hinstür**zend**, ihn zerbrechen. Als ob er taubstumme Galeerensclaven zu **verpflegen** habe, so schlechte, nichtsnutzige Lebensmittel lie**ferte** Tremondi gleich Anfangs. Signore, wer ihn nicht **durch** Trommelwirbel und Canonendonner überschreyen kann, **hüthe** sich ja, dem großen Redner, einem hungrigen Magen, **den** Mund zu öffnen. Cicero's Wohlberedsamkeit sprach aus den verzweifelnden Söldnern, als sie die Bestrafung des Speisemeisters von ihrem Feldherrn foderten. Dieser mußte nachgeben, denn die Nothwendigkeit lehrt auch den Esel traben. Angesichts des ganzen Heers ließ er dem Mehlverfälscher die Haare abschneiden und ihn dann — entwischen, weil Stehler und Hehler Einer Mutter Kinder sind. Verstanden? — Signore, es ist doch bemerkenswerth, daß man Leuten, welche Nichts thun sollen, wie Leuten, welche Böses gethan haben, die Haare abschneidet. — Der Kahlkopf flüchtete hieher in die Mordhöhle seines ehemaligen Abnehmers Coroseeco, und macht jetzt den Zeugen, wenn Verläumdete gefoltert werden. Die schrecklichsten Gliederverrenkungen einzelner Unschuldigen, welche er auf die Marterbank stürzen half, können Den nicht aus der Fassung bringen, der kalt und ruhig die, durch ihn veranlaßten Hunger- und Krankheitskrämpfe ganzer Rotten sah. Nun — er schlägt ein Kreuz.

Muscarno. Was ist euch? Warum, vor wem schlagt ihr ein Kreuz?

Tarma. Vor dem dritten Unholde, Onorio Polistini, einem Jesuiten. Gott helf uns zum Morgen, ohne daß es dem Deutler behage, uns für verdächtig halten zu wollen. Was Polistini's Ohr berührt, zieht er, gleich der Scylla in sich, und verstümmelt, entstellt wirft es sein Vesuvsrachen

mit Saus und Graus wieder empor. Eines Heiligen letzten Seegensworte könnten ihm Stoff geben, dessen Jünger, eines ungebohrnen Kindes Bewegungen in Mutterleibe, dessen Eltern fälschlich anzuklagen. Vor einigen Jahren wurde er samt allen seines Gelichters aus Böhmen vertrieben, sie hatten die Unterthanen gegen die Landesobrigkeit aufgewiegelt — kam hierher — Signore, es ist, als lägen alle großen Städte in tiefen Gründen; Unrath jeder Gattung fließt, senkt sich, fällt dahin — und stiftete zu Ehren Gottes und des heilgen Ignatius von Lojola den Meuchelmörderbund. —

Muscorno. Gennaro, ihr zwingt mich, eure Aussage zu bezweifeln.

Tarma. Signore?!

Muscorno. Sie hätten einen Bund der Art schließen, Gottes und der Heiligen dabei gedenken können — ?

Tarma. Wie guter Freunde und Beschützer.

Muscorno. Die Angeberey ist doch ein so ungesellschaftliches Laster, daß jeder Bundesgenosse die Mithelfer zum Zwecke fliehen, sich vor ihnen zu verbergen, sie, wie er nur könne, auf die Seite zu schaffen suchen müßte —

Tarma. — Freilich, Signore, wenn nicht Polistini durch Wortdeuteleyen, Sinnrückhalte und Jesuitenmoral jeden Aufstand der Gewissensfurcht zu tuschen, und die unmenschlichsten Handlungen durch göttliche Befehle zu rechtfertigen wüßte. Nur der Scheidekünstler kann die widerartigsten Gifte so mischen, daß sie gegen Andre, nicht gegeneinander zerstörend wirken, und das Gefäß nicht zersprengen, in welchem sie gähren. Er verfaßt die Anklagen, und seinen Mordbrüdern geht's immer mit dem, was sie dazu lieferten, wie Leuten von kurzem Gedächtnisse, die ihre eigne Handschrift nicht lesen können, mit dem, was sie sich merken wollten; die Zeichen sind des

Schreibers, und doch bestimmt die Willkühr des Entzifferers den Inhalt.

Da Signore, haben Sie das Triumvirat der Erzschurken; wer weiß, wie bald es Sie würde gehabt haben, wär' ich nicht gewesen. Ew. Excellenz sind reich und leidenschaftlich-zufahrend; das warum und wie für diese Mechaniker, Jemanden so hoch empor zu heben, daß ihn nur der Henker umhalsen mag. Die Helfershelfer, Kundschafter und Zubringer, entlaufene Soldaten, verscheuchte Falschmünzer, gebrandmarkte Goldkocher, Quacksalber, Trödeljuden und Pfaffen, stehen in Coroseccos Lohn und Brodte, und werden von ihm behandelt, wie er ehmals seine Diener und Geschäftsträger behandelte; wer sich seiner Regel fügen wolle, hieß es sonst allgemein in Venedig, müsse vorher auf den Galeeren Profeß gethan haben. Allen ahndet es, daß sie dazu beytragen, das Blut so vieler redlichen Männer stockend und kalt zu machen, aber das Wie? wissen bloß die Patres Handwerker.

Nun, Signore? Sie messen mich mit Ihren Blicken, denken drauf, mir eine Frage vorzulegen, welche man nicht im Seelenschlafe, zwischen Wahnsinn und Vernunft beantworten kann? Kein Wunder. War's mir doch selbst, als müßt' ich den Kopf zu meinen eignen Worten schütteln, bezweifeln, was ich sah, hörte, ausrichtete, gesund, nüchtern und wohl bey Sinnen.

Aber jetzt däucht es mir hohe Zeit, meine Entdeckung fein ordentlich, kurz, leserlich — den Großen muß man alles leicht, faßlich und bequem machen — zu Papier —

Muscorno. Nicht vorschnell, Gennaro. Wir haben es mit Schlauköpfen zu thun, welche uns schon Wege und Stege verrennen würden, wenn sie uns laufen sähen.

Tarma. Signore, wenn sie nur merkten, daß wir unsr

Mäntel über die Arme werfen wollten. Ja, ja, Gefahr ist auf allen Ecken, an allen Orten; das wußt' ich, so oft ich horchte: ließ mich aber nicht irren, verdutzen, schrecken. Nun, wie mir's auch gelohnt werde, meine Schilfbündel sollen nicht ledig bleiben; ich will taub scheinen, so lange ich hören, und lahm, so lange ich mich zum Besten des Staats rühren kann.

Muscorno. Ehe ich etwas unternehme, muß ich die Sache, wie mit meinen Augen, sehen; darum gebeichtet Genaro: was erhorchtet ihr?

Tarma. Alles, was Ew. Excellenz in Erstaunen setzte; ferner einige Gewissensbeschwigtigungen durch Ineinanderwikkeln der Gründe, warum dem Staate und der Kirche damit gedient werde, solche Menschen aus der Welt zu schaffen — Signore, das war, wie das eiserne Gitterwerk vom Teufel geschmiedet, um den Taufstein, weiß ich, in welcher Kirche? — ohne merklichen Anfang, ohne merkliches Ende, ein Ganzes — dann Namen der Schlachtopfer, welche nächstens —

Muscorno. Aus großen, alten Häusern?

Tarma. Nein; reiche Emporkömmlinge, wie sie der Krieg jezt dutzendweise in die Höhe schnellt.

Muscorno. Armer Genaro, dann mögte euch eure Entdeckung wenig nutzen. Die Sorge, dem Staate, in diesen gefahrvollen Zeiten eine, keinem Räuber verdächtige, Neutralität zu sichern, beschäftigt die Signoria so sehr, daß ein Schreckschuß alles seyn wird, wozu sie sich von wichtigern Dingen abmüßigen kann; wer den Wald erhalten soll, darf sich um die Pilze nicht kümmern. — Ein Großer aus altem Geschlechte, etwa ein Contarini, Michielli, Danduli, Soranzi, müßte dem Ungeheuer vorgeworfen werden, an dem es sich verbisse.

Tarma. Ja, ja, ein alter Stamm hat schon Manchen

die Zähne gekostet — St! St! — Dort! — dort! — Platz Dem! — Er eilt unter das Thor des Vorhofes zum spanischen Pallaste.

Antonio Foscarini

in seinen Mantel gewickelt, schleicht, an den Häusern, zum spanischen Pallaste hin, schlüpft schnell ins Thor, prallt gegen Tarma und stürzt wieder zurück.

Tarma. kömmt hervor und winkt Muscorno zu sich. Antonio Foscarini war's. Ich fürchtete schon, Polistini habe meine Fährte aufgenommen. Die Art, wie der Ritter die Arme unterschlägt und die Schultern emporstemmt, macht ihn mir kenntlich. Muß etwas Liebes in dieser Gegend haben. Der könnte mehr als einen Schreckschuß bewürken. Ist zwar nur vom zweiten Range, aber hochgehoben durch Tugenden, Einsichten, Wissenschaften, den Regierern werth durch seinen Kopf, den Regierten durch sein Herz. Nie vergißt das Volk von Venedig, daß Antonio Foscarini den Armen zur Zeit der großen Theurung Brodkorn spendete.

Muscorno vor sich. Auch die Staatsinquisition wird ihm dies nie vergessen, heilige Einfalt.

Tarma. Daß er von seinem Gesandschaftsposten zu London abgerufen wurde, weil er sich nicht verstellen konnte, weil er einem schwachen, eiteln Könige nicht schmeicheln wollte — Nicht also, Signore, dies war die Ursache? Sie, damals sein Secretair, müssens wohl wissen. Sie hatten ja hierher geschrieben, der König könne ihn nicht vor Augen leiden. — Deswegen darf sich das Haus Foscarini Antonio's nicht schämen; thut's auch nicht, ist stolz auf ihn, und alle rechtschaffene Venetianer sind's. Ja, ja, den würde man nicht unter die Füße treten lassen. Aber das Vorwerfen ist und bleibt ein Geschäft für Henkersknechte und dazu —

Muscorno. Und wessen könntest du ihn beschuldigen?

Tarma. Signore, seit der Verschwörung des spanischen Gesandten, Marquis von Bedmar, wird es ja einem Nobile schon zur Todsünde gerechnet, bey Nachtzeit, auf dem Boden — zum spanischen Pallaste zeigend — gestanden zu seyn und Umgang mit Fremden zu haben. Stand nicht Foscarini dort? Rettete er nicht, mit Hülfe des deutschen Edelmans von der Leyen, den spanischen Gesandschaftscavalier Don Rodrigo Illescas, aus Meuchelmörderhänden? Findet er nicht Beyde, wie ein Landbauer, den Sommer und Winter, jeden in seiner Art gut, schätzenswerth, vortrefflich? Diese Schneeflöckchen könnte Polistini, ohne Mühe, zu einer Lavine anwälzen, welche den ganzen Stamm der Foscarini niederstürmte. Aber, auch nicht einen Hauch leihe ich ihm dazu. Wie ich meines Fundes habhaft geworden bin, überliefere ich ihn der Behörde; thut dann die Signoria nicht was ihres Amtes ist: so hat sie's zu verantworten —

Muscorno. — daß eure Sorgsüchtigkeit nicht die Geschlechterliebe zu Hülfe rief, welcher die Signoria das hätte auftragen können, was ihr selbst zu thun Zeit und Umstände verbiethen? — Genaro, es ist oft besser, ein Werk gar nicht beginnen, als es halbgethan liegen lassen. Wer es fortsetzt, muß der Weise des Beginners folgen, und doch gelingen große Thaten nur dem, welcher Freiheit im Anordnen mit Ungebundenheit im Vollführen vereinen kann.

Tarma. Signore, dies Wagstück ist gar zu mißlich! Ja, wären unsre Feinde Menschen, die dann, wann ein unvermutheter Schlag sie träfe, wenigstens Augenblicke lang, ihren Raub, ist zu sagen, lebendig fahren ließen; wir dürftens abentheuern: aber wir haben Tiger gegen uns; der Sprung nach der Beute tödtet schon die Beute. Verstehen Sie?

Muscorno. Wie ich es fühle und höchst ungerecht finde, daß meine Voreltern ihre Thätigkeit auf stille Erfüllung häuslicher Pflichten beschränkten und kleinbürgerlich-genügsam, ihr Vermögen Kindern und Enkeln sparten. Hätten sie doch die Hälfte aufgewendet, sich alten Familien zu verschwägern, ich dürfte mich jetzt zum Staatsopfer anbiethen. So, wie ich bin, darf ich mich nicht preisgeben, ich würde fallen, ohne dem gemeinen Besten zu nutzen. — Lebt wohl, Genaro. Das Schicksal spielte von jeher falsch; also härmt euch nicht, daß es euch um den redlich-erworbenen Gewinn betrügt, und eine That, werth in unsern Chroniken verzeichnet zu werden, zu einer gewöhnlichen Policeysache macht, die nur den Misser grande beschäftigen und bereichern wird.

Tarma. Signore, ehe ich das dulde —! Ich wünschte, Sie kennten mich, wüßten, was ich einleiten, vermitteln, ausführen kann. — Aber die leidige Bescheidenheit — sie lähmt ärger, als ich Ihnen je erschien — will immer gehoben, gestützt, gehalten, ermuntert seyn. Wenn Ew. Excellenz mir auch unter die Arme greifen; wissen Sie, wem Sie forthelfen?

Muscorno. Wozu bedürft ihr meiner? Erfahrungen gleichen den Flaschenzügen; man richtet durch Beyde mit geringer Kraft Vieles aus: und Erfahrungen mangeln euch nicht.

Tarma. Könnt' ich sie vermünzen, ich wäre reicher als die zwölf Apostel Venedig's a). Jezt sind sie mir ein todtes Capital —

Muscorno. — weil ihr euch von dem Schlagschatze nicht trennen mögt. — Kommt, kommt; ich will eure Entdeckung zu Papier bringen. Wer die Leiter vor sich sieht, und nicht dran

a) Die ältesten und angesehnsten Familien in Venedig.

dran hinaufſteigt — nun, ihr ſeyd des Liegens gewohnt. Gelegentlich laßt ihr mich wohl wiſſen, wie großmüthig der Miſſer grande euch —

Tarma. Signore, lieber bleibe alles unter uns, als daß der Zutäppiſche mit dem Meinen nach ſeiner Laune ſchalte und walte! Nein, darum will ich nicht ſo tief gepflügt haben, daß ein Andrer mehr ärndte. Ja, ja, Signore; es bleibt unter uns. Denken Sie, ich hätte Ihnen ein Mährchen erzählt.

Muscorno. Gerne; nur fragt es ſich, ob es die Staatsinquiſitoren auch dafür nehmen wollen: ihnen darf ich nichts verheimlichen, was —

Tarma. Ew. Excellenz ſagten, das Schickſal ſpiele immer falſch; ja, ja, und damit man es nicht ertappe, wirft es am Ende die Spieltiſche um, und jagt die Mitſpieler, mir nichts, dir nichts, zum Hauſe hinaus.

Muscorno. Guten Morgen, Genaro. Will gehen.

Tarma. Signore?! — Sie ſollen mir einen guten Tag gewünſcht haben. Foscarini — ich will ihn ſo ſchwarz machen — aber ſorgen Ew. Excellenz nicht; er iſt Asbeſt: das Feuer brennt ihn nur weißer. Ab.

Muscorno allein vor ſich.

Du irrſt dich im Stoff — und wirſt ihn zernichten. Dank dir, Tarma, und auch dafür, daß du mich eines gefährlichen Vertrauten entledigſt. — Doch, wenn er gehorcht hätte? Nun, ich handle, als ob er es gethan hätte. Gold trennt die Banden der Tugend, wie viel leichter die Spinngewebfaden des Laſters. Nur die Todten können nichts verrathen.

Leonhard Wächter.

Die Fortſetzung folgt.

IX.

Aussichten.

Stillwandelnd gießt der Mond durch Lindenblüthen
Sein ruhig Licht auf ernste Gräber nieder.
Das Taggeräusch versinkt in Nachtgeflüster:
Die Winde streichen durch das hohe Gras,
Und wälzen es in Silberwellen hin.
Der Kirche graue Fensterscheiben flimmern,
Und einsam tönt des Seigers ernster Schlag.
　　Hier sink ich hin auf deinen Rasenhügel,
Du Schläfer unter modernden Gebeinen,
Wer du auch seyst! Kein Aschenkrug verkündet
Mir deinen Namen, der du hier — vielleicht
Nach einem langen, schwülen Lebenstage,
In linde Kühlung niederstiegst! Und doch
Der frische Rasen, der dein Grab umblüht,
Und diese Rose, die ihr duftend Haupt,
Wie stille Trauer, zu dir niederhängt,
Sie künden mir, was jener Sarkofag

Mit seinen goldnen Zügen lügt, um die
Ein Lorbeerkranz aus todtem Erz sich schlingt.
O habe Dank, du welscher Künstler, der
Dies Denkmal sich zum eignen Denkmal schuf,
Und das Gedächtniß langer Lasterthaten
In seine Kunst begrub!
Doch — wie? Ich zürne?
Wer bin ich Staub, daß ich die Wage nehme?
Des Unnennbaren Ohr allein vernimmt,
Wie stiller Unschuld einsam frommes Lied
Und des Verbrechens wildes Hohngelächter
In eine Harmonie zerfließt.
Die Träume,
O Unschuldswelt, von deinen Paradiesen,
Vom Blumeneiland seliger Heroen,
Von Kronos goldnem Alter sind dahin!
Rings ward es Licht! — Der Denker Sonne stieg
Herauf, und jedes Nebelbild zerrann.
Auch Edens Tempe, ach! versank, versank
Mit allen süßen Träumen, wie ein Bild
Der Nacht, wie schweigend in die Fluten
Der Mond sich mit den goldnen Sternen taucht.
Hoch über uns riefs das Verhängniß hin:
Wo keiner fehlt, kann keiner edel heißen:
Und selbst der Tugend Göttername stirbt!
Ich zürne nicht. O stürzten ein die Schranken,
An denen Zeit und Ewigkeit sich bricht,

Wie würden wir in athemloses Staunen,
In seliges Verstummen sinken, —
Wenn Nero hier in milden Reuezähren
Auf seines großen Lehrers Brust gesenkt;
Wenn Philipp hier, an seines Karlos Hand,
Nicht mehr Tyrann, — ein schöner, lichter Schatten, —
An Lethe's Blumenufer wandelte;
Wenn —
Doch halt ein! Der Jugend reges Feuer,
Das glühend dir durch alle Pulse sprüht,
Dies warme Herz, das jedem Wehen schlägt,
Täuscht dich vielleicht; — vielleicht sind's, ach! nur Träume
Von Menschenlieb' und Phantasie erträumt.
Wohlan denn, Geist des ernsten, kühlen Denkens,
Entsteig der Nacht, und schweb' empor, wo deiner
Die Muse schon mit hoher Fackel harrt!
Schlingt brünstig Arm um Arm, und so vermählt
Taucht auf und ab in dunkler Zukunft Wüste!
Verblühen, — sterben, — in des Grabes Nacht
Den langen Schlummer schlummern, — endlich dann
Erwachen; — hinter uns gestürzte Urnen,
Die nun aus ihrem treuen Schooß gebähren;
Vor uns der schwindelvolle Ocean
Der Ewigkeit! — Wie bebt der Geist des Reinsten,
Des Edelsten? Wie preßt Erwartung ihm
Mit eherner Umklammerung die Brust!
Es tönt, es kracht: der Erde Axen beben,
Sie, die in ihrem mütterlichen Schooß,

So lange sanft uns schlummern ließ, — zerstiebt.
Die Sonne sinkt, ein weh'nder Funke, der
Erlischt und stirbt, ins Unermeßliche.
Erstaunen! Nicht an Erde mehr gefesselt,
Wagt unser Geist den ersten Engelflug.
Wie öde, todt! — Wie senkt sich jeder Blick
Aufs Trümmerchaos der gesunknen Welt!
Und nun? — Die neugeborne Menschheit schwebt
Unzählbar, wie die Myriaden Funken,
Womit die Winternacht den Aether überstreut.
Und horch! Aus ewger Ferne rollt's herauf
Wie Donnergrollen, — Wetterdunkel schwebt
Worauf, und näher, immer näher; — izt
Zerreißt die Nacht von tausendzüngigen Blitzen,
Und sieh, der Welten großes Buch schlägt auf.
Dem Sturme des bewegten Lebens gleich,
Der durch die Menschheit brauset, rauschet es
In dieses Buches heil'gen Blättern.
Horch,
Wie's Klage tönt, und langsam, gleich dem Wellen-
Geriesel, das zum Wogendonner steigt,
Zum lauten Wehgeheule sich erhebt:
Erbarmen! Richter! Unsichtbarer! Ha,
Zernichtung, o Zernichtung! — Felsenlast
Zerschmettert unser Herz! Erbarmen, Vater!
Und, horch, ein Donner ruft: Erbarmen nicht,
Gerechtigkeit hält hier die Richterwage!

Gerechtigkeit, wie sie um Mitternacht
Dem Weisen nur erscheinet, wenn um ihn
Die Welt, in ihm die Leidenschaft entschlief.
Gerechtigkeit, die in der Seele tiefes
Geheimniß dringt, dort jede Siegel bricht;
Die jede That in des Gedankens Schooße
Unaufgeschlossen sieht, die in des Herzens
Einfachstem Ton mit scharfem Richterohre
Zugleich die Brüdertöne alle hört;
Gerechtigkeit, die kühn dem großen Rade
Des Zufalls und der Zeiten Stehn gebeut;
Und jede That, die sonst in feinem Schwunge
Bald oben sich in Sonnenglanz getaucht,
Bald unten sich in öde Nacht verloren,
Im ungefälschten eignen Lichte sieht.

Horcht auf, ihr Myriaden! — Itzt erschließt
Der reinste aller Sinne sich in euch!
Was Zufall, was Gefühl, Geschick und Blut
An euren Thaten war, versinke, wie
Ein Nebelduft, der Geistgestalten hüllt;
Und aus ihm trete rein und wahr die That,
In ihrem ächten Vollgehalt, des Willens,
Des freien Willens freies Kind hervor!

Und Stille wirds, — und tiefes Schweigen senkt
Sich leise, leiser auf die Myriaden.
Dann rauscht es langsam wieder auf, — und hier
Und dort wird eine Stimme laut:

Unmöglich!

Aus welchem Zaubertraum erwacht mein Geist?
So klein, so nichts? — Und dieser Edelmuth,
Dem dankbar einst ein ganzes Volk geweint,
Den Erz und Stein verewigten, den stolz
Die Weltgeschichte durch die Zeiten trug;
Der selbst noch da, als schon mein Auge brach,
Mir Edens Kranz entgegenhielt, der wird
So klein, so nichts? —

Und eine andere:

Wie ist mir? Wie, die lange Thatenreihe
Von einem Nestorleben kürzte so
In nichts zusammen? Hab' ich nie gelebt?
Nein, wahrlich, nie! — Denn jede meiner Thaten
War nur der Laune, nur des Zufalls Spiel.
Mein Gutes, wie mein Böses war nicht mein!
Wie dürftig steh ich da, wie bettelarm
Bei einem, ach! so thatenvollen Leben!

Und eine dritte klagt:

Weh' mir! Mir fluchen
Die Rollen der Geschichte! Hoch ans Thor
Der Zeit schrieb meinen Namen sie mit Blut.
Hoch hielt die Dichtkunst ihre Fackel dran
Empor, und nun erscholl, ein langer Fluch,
Mein Name durch die Menschenalter hin!
Und doch, ein Tropfen kühlres Blut, die Menschen,
Die Zeiten nur um einen Athemzug —!

Doch wer verschließt mir unsichtbar den Mund?
Ich hör's wie Geisterlispeln um mein Ohr:
„Ins Heiligthum sehn nur geweihte Seher,
„Doch, was sie sehn, spricht ihre Zunge nie!"
Und ehrfurchtsvoll verstumm' ich hier, und hebe
Zum letztenmal den scheuen Blick empor.

Und horch, der letzte Donner ruft:
Es ist
Geschehn! Ihr seyd gerichtet! Wisset,
Der Richter, den ihr über Sternen fürchtet,
Wohnt nirgend, als in eurer Brust! Zieht hin!

Und eine Riesenwage senket sich
Durchs Unermeßliche herab: — und rechts
Und links in ihren Schalen liegt der ächte
Gediegne Werth von jeder That, wie ihn
Des freien Willens reiner Stempel prägte. —
Wie wenig überholt die eine Schale
Die andere! — Wie viele Tausend stehn
Der neuen Menschheit, die verwundernd keine
Von ihren Thaten auf der Wage sehen!

Und durch die Himmel tönt's wie Sphärenton:
Seht her, wie klein versinket hier die Summe
Des Guten, wie des Bösen! Tausende,
Die nie des Willens heil'gen Ruf vernahmen,
Wiegt gar die Richterwage nicht! — Ihr alle
Seyd Kinder eines Vaters, der erbarmend
An seiner Brust euch ewig trug und trägt!

Bereuet, ihr verirrten Kinder! — Und,
Ihr Besseren, ihr könnt nicht hassen, könnet
Nicht selig seyn, wenn eure Brüder jammern!
　　Und plötzlich! horch, ein Weinen, Wonneschluchzen,
Und Busen fliegt an Busen. Heiße Zähren
Der Freud' und Reue mischen sich. Es steiget
Die Seligkeit in ganzer Fülle nieder.
Der Himmel weint, — die Hölle ist nicht mehr.

Karl Rechlin.

X.

Odysseus.

Jammerbeladen ging durchs Leben der Dulder Odysseus,
Menschen, Himmel und Meer drohten ihm Untergang, Tod.
In des Kyklopen Gewalt, durch schiffverschlingende Strudel,
Durch der Scylla Gebell jagt ihn sein feindlicher Stern.
Endlich, nach tausend Gefahr, trägt ihn die Woge des Meeres
Einst im lieblichen Schlaf schaukelnd an Ithaka's Bucht.
Also schaukelt auch uns, nach tausend Stürmen des Lebens,
Einst die Welle der Zeit schlafend ins heimische Land.

Karl Rechlin.

XI.

Stern der Liebe.

Ob du die Schauer der Nacht, ob du die Heitre des Morgens
Kündest, der Stern der Lieb', Lieblicher, bleibst du uns doch.
Ob des Ewigen Hand durch Freud' uns führt, oder Jammer,
Bleibt sie des Vaters Hand, Hand des Alliebenden doch.

Karl Rechlin.

XII.

Der Mensch.

Was hält mich noch am Leben?
Den Uebermuth von meines Gleichen,
Die Quaal der inneren Empfindung
Hab' ich erfahren! — — —
    Es ist doch das Gefühl,
Das ich nicht kenne,
Das mich regiert!
    Dies war das erste,
Heilige Band,
Wodurch das neue Wesen
Den andern angesellet ward. — —
    Neu? — Alt? — Wußt ich's? —
Weiß ich's? —
    Die Zunge spricht;
Es hört das Ohr;
Das Auge sieht;
Und denken, — denken soll ja die Vernunft!

Ich lernte sprechen,
Ich lernte hören, sehen,
Und denken.
Hab' ich je im Genuß gedacht?
Hab' ich an meiner Mutter Brust,
Hab' ich im Jugendspiel,
Hab' ich an der Geliebten Busen
Im frohen Daseyn überall gedacht? —
Es binden uns Bande;
Wir wissen nicht, welche; —
Wie können wir wissen, woran?
Umfasse die liebliche Gestalt,
Die dir erscheint,
So lange du fühlest!
Du fühltest, bevor du sahest;
Du siehest, getäuschet,
Wenn das Gefühl dich verläßt.
Ist Sehen Freiheit?
O, bleibe gebunden,
O, lieber Mensch,
Du meines Gleichen!
O, bleibe gebunden
Mit Banden, die du nicht kennst.
Zur Noth brauch ich Gesicht,
Gehör, und — den Geruch.
Es ist nicht Noth

Und nicht Gelegenheit erforderlich,
Zu fühlen.
    Von diesen Banden,
Die sanft die Lebenden
An's liebe Daseyn ketten,
Befreie sich doch Keiner!
    Viel Sehen, Hören, Denken,
Befreit die Sterblichen
Vom lieben Leben.

H. C. Albrecht.

XIII.

Herkules am Spinnerocken.

Und die Geschmeidigkeit
Ist doch noch in den rauhen Fingern!
Das biegt sich, windet sich,
Wie es vorhin nie konnte.
Des Menschen thörigt Herz
Regieret stets die Glieder,
Das Denken und den Sinn.
Ich fühle das mit Fröhlichkeit;
Sie träumen sich, in göttlicher Gestalt,
Die Weisheit ewig,
Und leben Augenblicke.
Sie, die Veränderlichen,
Sie suchen, was sich nicht verändere!
Wie ich den großen Löwen packte,
Wie ich die ungeheuren Schlangen tilgte,
Wie ich das fürchterliche Schwein erjagte:
Was war es als Geschicklichkeit?

Der Muth? — Wo kam er her?
Aus diesem Herzen,
Dem thörigten,
Das nun die Spindel
Mir in dieselben Hände giebt.
Bin ich ein Gott,
Weil ich begreife, was zu fühlen
Nur eines Menschen Herz vermag?
Bin ich ein Mensch, weil ich empfinde,
Was Göttern ihre starre Ewigkeit
Zu fühlen nicht erlaubt?

H. C. Albrecht.

Berlinisches
Archiv der Zeit
und
ihres Geschmacks.

Junius 1797.

I.

Uebersicht der neuesten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des Mai 1797.

Die sehnlich genährte Hoffnung eines glücklichen Friedens, der den langen und blutigen Leiden, welche dieser Krieg nicht allein über ganz Europa, sondern selbst in entfernte Welttheile gebracht, ein Ende machen mögte, hat sich, seit den Ereignissen des letzten Monats, einer angenehmen und beruhigenden Gewißheit um vieles genähert. — So oft auch schon die kriegführenden Parteien an die endliche Beilegung ihres Zwistes zu denken schienen, so ward doch die Hoffnung, das Resultat, zu welchem alle Kriege hinausführen müssen, durch Unterhandlungen herbeigeführt zu sehen, jedesmal getäuscht, und mancher Menschenfreund mag eben darum auch gegen die jetzige glückliche Aussicht auf Ruhe und Frieden um so mißtrauischer seyn, je werther ihm dieses wünschenswerthe Ereigniß seyn muß. Es scheint aber wirklich, troß der eifrigen Bemühungen mächtiger und menschenfreundlicher Höfe, unmöglich gewesen zu seyn, dem Vaterlande und der Menschheit durch Unterhandlungen den Frieden zu schenken, so lange die eine der kriegführenden Mächte noch Hoff-

nung hatte ihren beträchtlichen Verlust wieder zu gewinnen, und die andre bei vermindertem Kriegsglücke diese Hoffnung zu bestätigen schien. Auch waren Unterstützungen und Rathgebungen der mächtigen Insulaner nicht ohne Einfluß. Dieses Verhältniß hat sich sehr geändert: das Kriegsgeschrei und die Gefahr sind bis in das Herz der Erbstaaten des Kaisers gedrungen; England — an innerer Mißzufriedenheit und Geldmangel kränkelnd — ist außer Stande wirksamen Beistand zu leisten, und was die siegreichen Franzosen betrifft, so muß auch der glücklichste, einträglichste und ehrenvollste Krieg, seiner Natur nach, den Wunsch nach Ruhe und Frieden, dessen die junge Republik zur Gründung ihres innern Wohlstandes so sehr bedarf, herbeiführen. — Officielle Gewißheit über diese für die Menschheit so wichtige Botschaft haben wir bis heute noch nicht; aber ein so allgemeines, überall bestätigtes, und an jedem Orte mit Freude und Frohlocken empfangenes Gerücht, kann nur ein Hypochonder oder schadenfroher Menschenfeind bezweifeln.

Wir wollen die Begebenheiten verfolgen, deren letzte Wirkung der beglückende Friede seyn wird.

Die Schnelligkeit, welche die Unternehmungen der Franzosen in allen Feldzügen gegen auswärtige Feinde charakterisirt, lag hier um so mehr in dem Plane ihres Anführers, da er alles anwenden mußte, den entscheidenden Schlag zu thun, ehe sein Feind die Verstärkungen von der Rheinarmee, die Schaar auf Schaar sich nach Tyrol und dem südlichen Deutschland in Bewegung setzten, an sich ziehen konnte. Erzherzog Karl hatte indeß den Oberbefehl dieses Heers übernommen, und neue Hoffnungen der Deutschen begleiteten den Bruder ihres Kaisers an seinen Posten. Er fand aber selbst

die Armee seinen Wünschen nicht entsprechend: es waren nicht die Krieger, mit welchen er vor einem Jahre den Feind von München bis Kehl vertrieben hatte; es war ein eingeschüchtertes Heer, des Unterliegens so gewohnt, daß es, fast ganz ohne Zutrauen auf sich selbst, kaum einen Sieg zu hoffen wagte. Seine Veränderungen bei demselben, Abdankungen und Entfernungen der Befehlshaber, fruchteten wenig; er beschloß, die ehemaligen Gefährten seiner Siege und seines Ruhms zu erwarten, ehe er sich einem dreisten, sieggewohnten Feinde mit seiner ganzen Macht entgegenstellte.

Der Angriff bei Belluno, Feltre und Cadore war den Franzosen geglückt; der kaiserliche General Lusignan war ihr Gefangener, und ward, weil man ihm Mißhandlungen französischer Gefangenen und Kranken in Brescia zur Last legte, nach Paris geschickt, um daselbst im Tempel verwahrt und nicht ausgewechselt zu werden. Die kaiserliche Armee hatte sich darauf hinter den Tagliamento zurückgezogen, und nur der General Graf Hohenzollern deckte die Piave, mehr um den Feind zu schrecken, als durch ernstliche Vertheidigung ihn abzuhalten. Buonaparte hatte sein Heer durch Truppen vom Rhein und aus dem päbstlichen Gebiete verstärkt, und war entschlossen, unaufhaltsam vorzudringen. Hohenzollern ward bei Sacile angegriffen, und wich allen Gefechten, die man ihm anbot, aus, bis er nach Valvasone kam, und am 15ten März über den Tagliamento setzte, um sich mit dem Hauptheer des Erzherzogs zu vereinigen, welches dem Feinde den Uebergang schien streitig machen zu wollen.

Die Franzosen drangen am 16ten von Valvasone aus vor; der seichte Fluß bot ihnen einen leichten und schnellen Uebergang, ein Gefecht entschied zum Vortheil der Republikaner,

die östreichische Armee zog sich zurück, ihr Feldherr wählte eine veste Stellung hinter dem Isonzo, und besetzte die Veste Gradiska, um desto unangefochtener oder doch gesicherter zu seyn. — Der Erzherzog soll bei dem Gefecht am Tagliamento in großer Lebensgefahr gewesen seyn; aber selbst die Aufopferung des Feldherrn konnte die Truppen nicht zum wirksamen Widerstande beleben. Das blutige Gefecht hatte indeß den Erfolg, welchen der französische Feldherr beabsichtigte: ihm stand der Weg nach Istrien durch Friaul offen; die Verstärkungstruppen vom Rhein, welche die Oestreicher erwarteten, konnten nicht mehr den geraden Weg durch Schwaben und Tyrol nehmen, und der Erzherzog war von der Armee in Tyrol getrennt, gegen welche ein besonderes Heer der Franzosen mit gleichem Glücke vordrang. Außerdem waren 6 Kanonen und gegen 500 Gefangene die Frucht dieses Sieges, an dessen Ruhm die so eben vom Rhein angekommene Division des General Bernadotte vielen Antheil hatte.

Unaufhaltsam drang die siegreiche Armee immer weiter vor; Palma nuova und Udine wurden besetzt, Massena nahm Gemmora ein, und Bernadotte umschloß Gradiska, während Serrurier über den Isonzo gleichfalls bis an diese Veste vordrang. Bernadotte hatte die Oestreicher aus ihren Verschanzungen vor der Vestung bis hinter die Mauern und Wälle zurückgetrieben, wo Kartätschen seine stürmenden Krieger aufhielten. Sobald Serrurier auf den Höhen, die Gradiska beherrschen, angekommen war, legte Bernadotte a) dem Befehlshaber der Vestung, für dessen Besatzung kein Ausweg mehr offen war, eine Kapitulation vor. Sie mußte ange-

a) Am 19ten März.

nommen werden: die Besatzung war kriegsgefangen, die Befehlshaber wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, 3000 Gefangene, 10 Kanonen und 8 Fahnen fielen in die Hände der Sieger. — Massena nahm an demselben Tage die Veste Chiusa ein, und vertrieb die Kaiserlichen bis Ponteba, indem er 600 Gefangene machte. — Der Rückzug der Oestreicher war so schnell, daß ihre Magazine und ihre Kranken in die Hände der Sieger fielen.

Das Schrecken, welches vor den Siegern herging, denen selbst der junge Held, der das Zutrauen der ganzen Nation besaß, auszuweichen schien, trieb eine Menge von Flüchtlingen vor ihnen her; die Landstraßen waren damit bedeckt; man rettete die Archive und Kassen, und die festgesetzten Gewalthaber in den Städten dachten nicht auf Widerstand und Vertheidigung, sondern auf einen zuvorkommenden Empfang. So war es in Triest; alles rettete sich zu Wasser oder zu Lande, der Magistrat hatte befohlen, die Franzosen nicht zu beleidigen, und die Stadtoffiziere erwarteten sie mit einer feierlichen Begrüßung. Der General Dugna nahm es am 23sten März in Besitz, schrieb eine Kontribution von 10 Millionen aus, von welcher alle türkische Kaufleute, die sich daselbst aufhalten, freigesprochen waren, nahm alle Schiffe und Vorräthe in Beschlag, und man hielt in Paris diese Eroberung des einzigen Hafens des Kaisers, durch dessen Einnahme die Franzosen, in deren Händen sich schon Ancona befand, Meister des adriatischen Meerbusens wurden, für wichtig genug, um sie der Nation, gleich der Eroberung von Mantua, unter Kanonendonner bekannt zu machen. Auch Idria mit seinem wichtigen Quecksilberwerke war den Sie-

gern indeß in die Hände gefallen, die daselbst eine Beute von 2 Millionen an Werth machten.

Schon am 21sten März hatten die Oestreicher dem vordringenden Feinde Görz geräumt; eine Menge von Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln war ihm mit einer großen Anzahl von Kranken zu Theil geworden. Der Erzherzog zog sich über Laybach nach Tarvis und Villach zurück, indem er diesen Weg durch die Behauptung des wichtigen Platzes von Pantafel (Ponteba) gesichert hielt. Massena über Tarvis, und Guyeux über Pusseno verfolgten ihn; es kam zu blutigen Gefechten; die Klause, ein äußerst vester Platz, ward stürmend mit dem Bajonett genommen; Ocskay hatte schon den Posten von Pantafel verlassen; alle den vordringenden Siegern entgegengesandte Schaaren wurden zurückgeworfen; 30 Kanonen, 400 Gepäckwagen, 5000 Gefangene fielen, nebst 4 Generalen, in die Hände der Franzosen. Auf den hohen Spitzen der norischen Alpen, zwischen Eis und Schnee, ward dies Treffen geliefert. Der Erzherzog ging über Villach nach St. Veit und Klagenfurt zurück, und setzte sich bald nachher, als auch dieser Platz ihm nicht mehr sicher schien, bei Hohenfeld in Steiermark in eine gedrängtere Stellung, indem er einen Theil seines Heeres noch bei St. Veit zurückließ. — Massena drang indeß mit seinem Heer nordwärts nach dem Salzburgischen vor, während die Hauptarmee über Laybach durch Krain im Anzuge war. Klagenfurt, Laybach, und andre Städte wurden schnell besetzt, der Erzherzog ward genöthigt sich bis Knittelfeld zurückzuziehn, und durch ein heftiges Treffen bei Unzmarkt am 2ten April auch aus dieser vertrieben. Die Sieger legten ihr Hauptquartier an diesen

Ort, fest entschlossen, immer weiter vorzudringen, bis sie den Frieden würden erzwungen haben.

Mit der Sehnsucht nach dem Frieden, welche die Franzosen so oft schon äußerten, ist es ihnen, ohnerachtet sie in der vortheilhafteren Lage waren, immer mehr Ernst gewesen, als vorher ihre Feinde ihnen einräumen wollen. Unläugbar sprachen sie aus einem Briefe Buonaparte's an den Erzherzog Karl, der ein schönes Denkmal der Menschenliebe und Mäßigung des glücklichsten unter allen Feldherren seyn wird, die jemals Heere kommandirt haben.

Die Unternehmungen der Hauptarmee, welche unter Buonaparte westwärts eindrang, und ihre glücklichen Fortschritte immer mit Siegen und Blute bezeichnete, wurden von einem andern Heere unter dem General Joubert sehr unterstützt, welches seinen Weg nach Tyrol nahm, und die dort befindliche kaiserliche Mannschaft sich mit dem Hauptheere unter Erzherzog Karl zu vereinigen verhinderte. — Die Oestreicher wurden am 21sten März bei Salurn, Deutschmetz und dem Berge Corona angegriffen, und nach einem langen Widerstande geworfen; von inländischen, der Gegend kundigen Wegweisern geführt, überstiegen die Sieger die bahnlosen Gebirge, und trafen am 22sten März in Botzen ein. Der Rückzug des besiegten Heeres muß nicht in der besten Ordnung vollführt worden seyn, weil der Heerführer der Tyroler Schützen, Graf von Kuen, mit seiner Schaar in ein Felsgebirge gesprengt ward. Ohne Widerstand zu finden, rückten die Franzosen auch in Brixen ein, und besetzten den wichtigen Paß bei Ponteba, der Heerführer der östreichisch-tyrolischen Armee, General Kerpen, setzte sich bei Sterzingen, um den Paß, welcher nach Inspruck führt, zu decken. Die

Tyroler wurden nun zu einer allgemeinen Bewaffnung und zu einem Aufstande in Masse aufgefordert; man bevollmächtigte sogar die Geistlichen, alles anzuwenden, um die Einwohner zum Patriotismus zu begeistern. Das Heer des General Kerpen wuchs mit jedem Tage, und die Feinde drangen nicht weiter vor, sey es nun, daß die Natur dieses Landes, oder die Vertheidiger desselben ihnen Hindernisse in den Weg legten, oder daß ihre Absicht, dem vordringenden Buonaparte von dieser Seite Sicherheit verschafft zu haben, auf diesem Punkte schon erreicht war.

Diese unaufhaltsamen Fortschritte der Franzosen, der von keinem Sieger unterbrochene Rückzug der Armee, die sich dem Herzen der Erbstaaten des Kaisers und der Hauptstadt immer mehr näherte, mußten gerechte Besorgnisse erwecken. Die Heere am Ober- und Niederrhein waren durch die Abrufung mehrerer Schaaren zu der Armee unter Erzherzog Karl schon sehr geschwächt, und kaum im Stande den Franzosen unter Hoche und Moreau bei einem ernsthaften Angriffe etwas entgegen zu stellen; überdieß war ihnen der nächste Weg gesperrt, und überhaupt zu besorgen, daß ihre Hülfe zu spät kommen mögte. Von dieser Seite war kein Beistand zu erwarten; das Aufgebot der ungarischen Nation, die unter dem Erzherzog Palatinus Joseph fechten sollte, war ebenfalls weit aussehend, und manchen Schwierigkeiten und Erörterungen ausgesetzt: der Kaiser ließ also am 4ten April eine Kundmachung ergehen, in welcher er, nach mancher Aeusserung der lebhaften Sehnsucht nach dem Frieden, erklärt, daß er von den Bewohnern seiner Erbstaaten, wenn seine Bemühungen, einen ehrenvollen Frieden zu schließen, bei dem sieggewohnten Feinde fehlschlagen sollten, die treuste

Unterstützung und Gehorsam gegen alle die Verfügungen, welche die Lage der Umstände nöthig machen könnte, erwarte. Er erinnerte sie dabei zugleich an die Treue und den Muth ihrer Vorfahren, die unter Ferdinand und Leopold I. von den Wällen Wiens für Religion, Vaterland und Ehre ruhmvoll gegen die Türken gefochten. — Der Kaiser bekräftigte das Vertrauen, welches er gegen seine Unterthanen geäußert hatte, dadurch, daß er Wien nicht verließ; nur der Erzherzog Palatinus ging nach Ungarn, um das allgemeine Aufgebot zu beleben, und der Erzherzog Ferdinand verließ mit seiner Familie die Hauptstadt, so wie auch die Erzherzogin Christine von Inspruck abgereist war. — Die Besorgniß stieg indeß immer höher, die Abreise fürstlicher Personen vermehrte sie, weit mehr aber noch die Verschließung der Bank, die jedoch nur einen Tag dauerte, und die Verweisung der Fremden aus Wien, durch welche die Regierung selbst jede Furcht zu rechtfertigen schien. Alles dies konnte aber den Muth der Einwohner nur erhöhen, und sie zu Beweisen der Treue auffordern. Alles eilte dem Vaterlande sein Blut und Vermögen darzubieten; täglich wurde eine große Anzahl in die Liste der Vertheidiger des Vaterlandes eingetragen, man brachte Geld, Pferde, Kleidungsstücke, und selbst Gewehre. Die Landleute, die man aufgefodert hatte, mit Flinten, Pulver und Blei, oder Sensen und Hacken, nebst einem Vorrath von Brod auf einige Tage sich zu stellen, kamen auf Wagen in die Stadt, und die Regierung sah sich — wie öffentliche Blätter versichern — genöthigt, den regen Eifer manches Unterthans zurückzuweisen, um das Land nicht aller thätigen Arme zu berauben. So gewann die Hauptstadt immer mehr das Ansehn eines Waffenplatzes, und eines Orts, der eine

Belagerung besorgt. Die Bürger, Studenten und Handlungsdiener, welche die Waffen ergriffen hatten, wurden, sammt den Landleuten, darin geübt, und zogen fort nach Neustadt, um ein verschanztes Lager zu errichten; in Wien selbst stellte man die Vestungswerke her, viele tausend Arbeiter waren täglich damit beschäftigt, und einige Abtheilungen der bewaffneten Bürgerschaft zogen auf das Glacis hinaus.

Die Bemühungen des Kaisers für den Frieden waren indeß, ohnerachtet die gerüstete Nation alle Aussichten zu einem glücklichen Widerstande eröffnete, ernst und lebhaft; über Buonaparte's Gesinnungen schwebte seit seinem Briefe kein Zweifel mehr; die Franzosen wünschten den Frieden, um ihre Macht zum Schutze der Gesetze gegen innere Feinde oder gegen die übermüthigen Insulaner zu wenden, die ihrem Eifer für die Ruhe Europens so oft Hindernisse in den Weg gelegt, und so eben noch den Herrn Hammond an den Kaiser gesandt hatten. Eine zerbrochene Axe hielt den Gesandten ohnfern von Cuxhaven auf; er mußte später ankommen, als man berechnet hatte, und dies zum Glück von Europa: denn die am 29sten April dem Minister Pitt für den Kaiser vom Parlament bewilligten zwei Millionen, die ausdrücklich ihn in den Stand setzen sollten, seine Anstrengungen für gemeinschaftliche Zwecke fortzusetzen, lassen — wenn man von ihnen auf die Vollmachten Hammonds schließen darf — keine friedliche Aufträge erwarten.

Ohne allen fremden Einfluß, selbst mit Ablehnung der preußischen und spanischen Vermittelung, kam nun zuerst am 7ten April ein Waffenstillstand auf sechs Tage zu Stande, der bald nachher noch auf drei Tage verlängert ward. Der französischen Armee ward folgende Linie zugestanden. Die

Vorposten des rechten Flügels bleiben zwischen Fiume und Triest; die Linie dehnt sich über Littay, Windischfeistitz, Marburg, Chiemhausen; am rechten Ufer der Muhr über Gräz, Bruck, Löben, Mautern, bis an den Rotenmann, Jndiny, das Thal Lems bis Rastadt, St. Michel, Spital, Drauthal und Lienz. Auch für Tyrol war die Waffenruhe gültig, und die Stellung der Truppen wurde dort den beiderseitigen Heerführern überlassen. Der neapolitanische Gesandte, Marquis de Gallo, reiste von Wien in das Hauptquartier des General Buonaparte, um für die Erzherzogin Braut einen Reisepaß nach Neapel zu bewirken, und prüfte die Gesinnungen des Feldherrn in Rücksicht auf den Frieden, an welchen nachher die Generale Meerfeld und Bellegarde zur Unterhandlung des Waffenstillstandes und eines auf denselben gegründeten Friedens abgingen.

Jn Tyrol waren indeß die Franzosen nicht nur nicht weiter vorgedrungen, sondern hatten sich vor den unter Loudon versammleten Truppen und bewaffneten Einwohnern zurückgezogen; sie hatten Brixen und Botzen geräumt, ehe die Nachricht des Waffenstillstandes zu ihnen kam; selbst in Triest war man gegen die geringe Besatzung der Franzosen, durch Mißhandlungen Einzelner, die in der Nachbarschaft begangen waren, aufgestanden, und hatte sie, mit Hülfe der Kroaten unter dem Obersten Casimir, vertrieben. Diese Ereignisse sind aber freilich nicht bedeutend genug, um einen Feldherrn zu bewegen, am Ziele der ehrenvollsten Laufbahn, und an den Thoren der Burg, in welcher der ersehnte Friede verborgen lag, die glücklichen Fortschritte der Waffen mit langsamen Unterhandlungen zu vertauschen. Auch die zweideutige Rüstung im Venetianischen konnte Gründen dieser Art

wenig Gewicht hinzufügen, und dies um so gewisser, da die Maas- und Sambrearmee dem kaiserlichen Niederrheinheere am 13ten April den Waffenstillstand aufkündigte, am 17ten bei Bonn, und am 18ten bei Neuwied über den Rhein ging, die schwache kaiserliche Armee angriff, und eines heftigen Widerstandes ohnerachtet zurückwarf, bis an die Lahn vordrang, und am 19ten schon in Limburg und Camberg einrückte. — Mit größerer Kühnheit, aber gleichem Glücke, war auch die Rheinarmee am 20sten April Morgens um 6 Uhr bei Hüningen über den Rhein gegangen. Alle Bemühungen der Kaiserlichen waren vergebens gewesen; 20 Kanonen, 4000 Gefangene, und die Eroberung von Kehl war die Folge dieses Wagstücks, und Moreau war mit seinem Heer schon bis Bischofsheim vorgedrungen, als ein Courier von Buonaparte ihm am 22sten April die Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien brachte, welche den General Hoche fast um dieselbe Zeit nahe bei Frankfurt traf, als seine Avantgarde unter Lefebre eben vor den Thoren dieser Stadt gegen die Kaiserlichen focht.

An allen Orten wurde die frohe Nachricht verbreitet, die überall mit gleichem Entzücken aufgenommen ward. Die Grundlage des Friedens ist am 18ten April zu Leoben von Buonaparte, Meerfeld, und Bellegarde unterzeichnet; Eilboten verkündigten so schnell als möglich das glückliche Ereigniß, kamen aber leider hier und da zu spät, um nun unnützem Blutvergießen zu steuern. Der Kaiser hat diese Friedenspräliminarien genehmigt, die Hoffnung zur Ruhe verstärkt, seine aufgebotenen Einwohner an den Pflug und verdienstvolle friedliche Thätigkeit zurückkehren lassen; die französischen Truppen ziehen sich zurück, und die Oestreicher nehmen die von ihnen geräum-

ten Plätze ein. Auch in Paris hat Kanonendonner die frohe Botschaft verkündigt, das Direktorium hat die Präliminarien genehmigt, und den gesetzgebenden Räthen bekannt gemacht. Als Grundlage werden folgende Punkte angegeben: 1) der Kaiser tritt Belgien ab, 2) er erkennt die Gränzen Frankreichs die in der Konstitution bestimmt sind, so daß alles eroberte Land, welches ihm schon einverleibt ist, damit vereinigt bleibt, und 3) es soll eine unabhängige Republik in der Lombardei errichtet werden. — So wäre denn ein Krieg, der, in Rücksicht der Erbitterung, mit welcher er von beiden Theilen geführt wurde, des getheilten Interesses von allen Seiten, wodurch selbst zwischen Fürsten und Unterthanen sich Verdacht und Zwietracht schlich, der Anstrengung und glücklichen Kühnheit der Siegers, und des unzählbaren Elends derer Gegenden die von einem ähnlichen Schicksal am Schlusse des vorigen Jahrhunderts sich kaum zu einiger Blüte und Wohlsein erhoben hatten, kaum seines gleichen hat, einem glücklichen Ende nahe, und das veste Land Europens ist nicht mehr die Szene des Mordens und Blutvergießens. Auch das Meer wird hoffentlich bald aufhören mit Blut gefärbt zu werden: der Kaiser hat sich — wie man sagt, — zum Friedensmittler für England erboten, die Franzosen haben seine Vermittelung angenommen, und Hammond soll mit dem Auftrage auf die allerbilligsten Bedingungen einen allgemeinen Frieden einzuleiten, ausgerüstet seyn. Die innere Lage Englands scheint die Minister zu einem Schritte zu vermögen, der ohne ihre Entfernung nach einer herkömmlichen Sitte nicht geschehen konnte, und mit dem Unwillen gegen die Minister eine unter der Nazion gleich allgemein verbreitete Empfindung ist — Dann wird der Frieden über das Meer fliegen und auch in entfernte Welttheile Ruhe, und die Mensch-

lichkeit an die Tagesordnung bringen. So wird auch der Bruch zweier Staaten vermieden werden, die durch gleiche Verfassung und alle Theilnahme an ähnlichen Schicksalen so genau mit einander verbunden sind.

Die Unruhen im Venetianischen haben indeß eine kurze Zeit Italien, über dessen Gränzen die Schrecken des Krieges schon hinweggezogen waren, zu Szenen blutiger Ereignisse gemacht. Der Revolution in Bergamo und Brescia ist in dem vorigen schon erwähnt, auch daß andre Theile der venetianischen Republik, namentlich Salo und einige Gegenden am Gardasee, sich gegen diese Veränderung erklärt, die Franzosen aber auf Kilmaine's Befehl sich bei allen diesen Vorfällen absichtlich neutral genommen hatten. Ein französischer Volontär, der sich eines Mordes schuldig gemacht hatte, gab Anlaß zu Bewaffnungen und zu feindseligen Mißhandlungen, sowohl von der französischen als venetianischen Seite. — Wenn den Berichten, die bis jetzt darüber bekannt geworden sind, Glauben beizumessen ist, so haben die von Salo nicht allein ihre Landsleute die Bergamosker, sondern auch die Franzosen auf eine heimtückische Art behandelt, die gegen alle Kriegssitte ist. Die Franzosen haben bei Salo gesiegt, und die Stadt gestürmt; es ist viel Blut geflossen, und einige Dörfer sind ein Raub der Flammen geworden, welche die empörte Rache in sie warf. Der Stadt Verona hatten sich die bewaffneten Landleute bemächtigt, zwei tausend Franzosen gefangen genommen, und dem französischen Commandanten der Zitadelle von Verona, der die Stadt zu bombardiren drohte, erklärt, daß sie für jede in der Stadt geworfene Bombe zwanzig Gefangene tödten würden. — Vermuthlich rechneten die Venetianer, welche alle im Aufstande und von Dalmaziern treulich unterstützt sein sollen, auf die Hülfe der Oestreicher,

welche unter Loudon die Franzosen aus Tirol trieben, und auf den glücklichen Zufall, der eben denselben Triest wieder in die Hände spielte. Der Waffenstillstand, welchen Buonaparte schloß, änderte indeß die Szene, und dies wird die Ankunft des weisen Feldherrn und seiner tapfern Schaaren noch schneller und dauernder thun. Er selbst hat bereits den Venetianern eine unangenehme Wahl zwischen Krieg und Frieden vorgelegt, und für den letztern mehrere Millionen und die Abtretung einiger Provinzen am rechten Ufer der Etsch gefordert. Ist es wahr was das Gerücht verbreitet, daß diese Provinzen zur Schadloshaltung für den Verlust der Lombardei dem Kaiser abgetreten werden sollen, so ist auch auf die Unterstützung dieses Monarchen für den schönen Zweck des Friedens um so sicherer zu rechnen, da die Republik Venedig nur dann Krieg gegen so mächtige Nachbarn wählen kann, wenn sie selbst gegen ihre Existenz entschieden hat. — Uebrigens herrscht in Italien überall Ruhe; der lombardischen Republik hat Buonaparte die Zusicherung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit angekündigt; die Engländer verlassen Porto Ferrajo und die Insel Elba, auch fährt der Papst fort, seine Contribution an Frankreich zu zahlen, und hat die im Frieden, welcher jetzt von Frankreich ratificirt worden, ausbedungenen Kunstwerke nach Bologna der Commission der Gelehrten und Künstler übersandt.

Obwohl im Innern Frankreichs Ruhe zu herrschen, und die republikanische Gesinnung die ausgebreitetste zu seyn scheint, so darf die Regierung, die zwei Feinde, den Royalism und Jakobinism, gleich sehr zu fürchten hat, sich keiner Sicherheit und Sorglosigkeit überlassen. Alle Machinationen der Feinde der Freiheit sind indeß unter der Kraft des Gesetzes und des allgemeinen Republikanismus. Die entdeckte Verschwörung Brot-

tiers und Dunan's ꝛc. giebt einen neuen Beweis davon. Eine Militärcommission sollte sie richten, weil sie der Werbung für Ludwig XVIII verdächtig waren. Ihre Vertheidiger wandten sich an das Cassations-Tribunal, welches sie aufhob und ihnen die Akten abfordern ließ. Aber das Direktorium erklärte den Schluß des Cassations-Tribunals für ungültig, und schützte die Commission, worüber im Rath der Fünfhundert, als über einen raschen und besorglichen Schritt, heftige Worte gegen die vollziehende Macht fielen, — doch ging man darüber zur Tagesordnung. — Die Militärkommission, auf diese Art von neuem bestätigt, setzte ihre Verhandlungen fort, und hörte am 4ten Brottier's eigene Vertheidigung, am 6ten Dormagets Schutzrede für Laville Heurnois, und am 7ten Chauve Lagarde als den Vertheidiger Polys, und Lebon als den Schutzredner Brottier's. Mittags ward das Urtheil des Gerichts den Beschuldigten kund gemacht. Es enthielt keinen Todesspruch; alle wurden zur verhältnißmäßigen Gefängnißstrafe verurtheilt. — Jetzt that das Direktorium einen auffallenden Schritt. Es erklärte, daß, wenn gleich ein Beklagter eines und desselben Verbrechens wegen nicht zweimal vor Gericht gefordert werden könne, doch eine zweite Anklage gegen ihn statt finde; die vom Cassations-Tribunal verurtheilten Verschwornen wären als Falschwerber von diesem gerichtet; sie sollten aber jetzt nach dem Tempel gebracht, und eine neue Anklage gegen sie als Saatsverbrecher anhängig gemacht werden. — Die Zeit wird über die Folgen dieses Schrittes und über das Schicksal der Beschuldigten entscheiden. — Baboeuf und seine Mitverschwornen stehen noch vor dem Nationalgerichtshofe zu Vendome. — Der meuchelmörderische Angriff, welchen ein ungeschworner Priester und ehemaliger Augustinermönch, Namens

Poul,

Poul, aus Draguignan in Provence auf das Leben Sieyes machte, hat nur kurze Zeit Aufmerksamkeit erregt. Poul kam um bei Sieyes Unterstützung und Hülfe zu suchen. Dieser zeigte ihm, daß er als Repräsentant außer Stande sei, sich für ihn zu verwenden, und war im Begriff, ihm eine Unterstützung aus der Kommode zu langen, als Poul mit vielem Schimpfen ein Pistol hervorzog. Sieyes suchte dem Schuß auszuweichen, aber eine der Kugeln mit welchen das Gewehr geladen war, verletzte die vorgehaltene Hand, die andere streifte den Arm, und verwundete den Unterleib. Indem er ferneren Angriffen auswich, stieß Sieyes den Meuchelmörder von der Thür weg, verschloß sie, und er wurde verhaftet. Die erste Anrede mit welcher er die Wache empfing. „Wenn „ihr keine Niederträchtigen wäret, so machtet ihr es allen „diesen Schurken so wie ich" — scheint ein Versuch zu seyn, den die Verzweiflung gewagt hat. Die Vermuthung, daß er mit Feinden der Freiheit, welche Sieyes, den tiefdenkenden Vertheidiger derselben, aus dem Wege geräumt wünschten, in Verbindung stehe, findet keinen Glauben mehr; man sieht seine That als die Folgen eines persönlichen Unwillens und der Verzweiflung an. — Ueber Sieyes Gesundheitszustand ist einige Zeit hindurch ein Tagezettel in den gesetzgebenden Versammlungen verlesen; dies hat aber aufgehört, seitdem er außer Gefahr ist.

Der Zeitpunkt der Wahlversammlung für den neuen Drittheil des gesetzgebenden Corps, dem man mit so manchen Besorgnissen in Rücksicht der Unternehmungen, wozu die Feinde der Freiheit ihn benutzen könnten, entgegen sah, scheint ruhig vorüber zu gehen, und Frankreich findet unter der Zahl seiner neuen Repräsentanten Namen, die es schon längst mit Vereh-

rung nannte. — Die Leser des Archivs werden in dieser Zeitschrift eine vollständige Liste so wohl der ausgetretenen Mitglieder, als auch der neuen Stellvertreter finden, sobald wir sie zu liefern im Stande sind. — Die Losung der fünf Direktoren und die Wahl eines neuen Mitgliedes des vollziehenden Rathes rückt gleichfalls heran; aber alle diese so wichtigen Vorfälle lassen um so weniger Unruhen besorgen, da der Friede mit so lautem Entzücken von den Nation aufgenommen ist. Die Räthe haben bereits dekretirt, daß der Friedenstag ein immerwährendes Nationalfest sei, und den verdienstvollen Friedenstiftenden Armeen Monumente errichtet werden sollen. Buonaparte wird in die Ruhe des Civilstandes mit seinen Lorbeeren — wie Cincinnatus zum Pfluge zurückkehren, um seinen Bürgersinn zu bewähren, wenn das Vaterland nicht in dem Kriege gegen Portugal — dessen Gesandter bereits Paris verlassen müssen, seines Beistandes bedarf. Doch auch dieses Ungewitter wird hoffentlich in die allgemeine Ruhe verschwinden.

Weit stürmischer als im republikanischen Frankreich sieht es im Innern Britanniens aus, und die Siege, mit welchen dieser Inselstaat den alten Ruhm seiner Seemacht bestätigt, sind nicht im Stande die Ruhe des Innern zu erhalten Die Bemerkung, daß die Völker des Krieges gegen die Franken weit früher als ihre Regierungen überdrüßig geworden, die man während der allgemeinen Fehde so oft zu machen Gelegenheit fand, hat sich neuerdings in England vorzüglich bewährt. — Die Täuschungen der Minister waren nicht mehr im Stande die Augen des Volkes zu blenden, seitdem die Bank aufgehört zu zahlen, und dadurch, wie Herr Fox es nannte, einen nahen Bankerutt angekündigt hatte. Der Unwille stieg mit jedem Tage höher; satyrische Schriften und Gemälde legten die Mißzufriedenheit der Einzelnen dar, bis die Versammlungen der

Bürger von London in Bittschriften an den König freimüthig und dringend ihre Bitte um Entfernung untüchtiger und verderblicher Rathgeber, und um einen baldigen Frieden äußerten. Lauter und dreister ward dieser Wunsch von allen Theilen des Reichs wiederholt, und es läßt sich nicht zweifeln, daß dies nicht Einfluß auf die geänderte Stimmung des Ministeriums und auf die Sendung des Herrn Hammond gehabt habe, obgleich der König noch nicht einmal über die Annahme dieser Bittschriften, geschweige denn über den Inhalt derselben, etwas entscheidendes bestimmt hat.

Nicht minder bedenklich ist der innere Zustand von Irland. Der Unwille dieser verschwisterten Nation gegen das brittische Ministerium kennt keine Gränzen mehr, seitdem dasselbe ihre Küsten, ohnerachtet einer Menge von zahlreichen Flotten, einer Invasion der Feinde bloßgestellt hat, die nur von den kämpfenden Elementen vereitelt ist. Eine gleiche Wirkung hatte die Absendung der französischen Galeerensklaven, mit deren Landung in Wales die Franzosen die Engländer mehr zu necken als zu bedrohen schienen. Einige Mitglieder des irischen Parlements führen seit einiger Zeit eine dreistere Sprache, als man zu hören gewohnt ist. Die nördlichen Provinzen sind unter den Waffen; es ist zu einigen Gefechten zwischen der bewaffneten Macht und den Insurgenten gekommen; Dublin soll immer mehr das Ansehen eines Waffenplatzes erhalten; alle ehemaligen Streitigkeiten mit den Katholiken scheinen vergessen; in England selbst äußert man die Besorgniß, daß Irland sich von dem brittischem Bunde losreißen mögte; der Minister hat anderthalb Millionen Vorschüsse für die Angelegenheiten dieses Staates von dem Parlamente gefordert, und man scheint geneigt zu seyn, den Prinzen von Wales auf-

zufordern, um durch seine persönliche Gegenwart und Einfluß alle Besorgnisse wegen der Zukunft zu zerstreuen.

Die unerwartete Nachricht, welche die Kanonen des Tower am 27sten März bekannt machten, daß sich die spanische Insel Trinidad, am 18ten Februar, dem General Aberkrombi auf Kapitulation ergeben habe, daß ein spanisches Linienschiff von 74 Kanonen dabei den Engländern in die Hände gefallen sei, zwei andre aber und eine Fregatte von den Spaniern aus Furcht verbrannt wären — mußte von einem angenehmen Eindrucke auf die Nation seyn. Die Beute auf der Insel betrug 73 Kanonen, und eine Menge von Kriegs- und Mundvorrath, und die Zahl der sämmtlichen Gefangenen über 1200. In Rücksicht der Beute, welche Kaper machten, scheint der Vortheil noch immer auf französischer Seite zu seyn. Denn noch kürzlich haben sie eine Flotte von 12 englischen aus Westindien zurükkehrenden Schiffen, 200,000 Pfund Sterling an Werth, genommen.

Je wichtiger aber für England die Erhaltung der Flotte ist, von welcher die Sicherheit und die Ehre der Nation abhängt, um desto auffallender mußte der Ausbruch einer organisirten Insurrektion unter den Seesoldaten und Matrosen auf der großen Flotte des Admirals Bridporte seyn. Die Mannschaft weigerte sich, auf Befehl des Generals auszulaufen. Auf ein von dem Flaggenschiff des Admirals Bridporte gegebenes Zeichen brach der Aufstand aus. Die Insurgenten forderten eine Erhöhung ihres Soldes, bessere und vollständigere Lebensmittel, sorgsamere Pflege ihrer Kranken, und besseren Unterhalt und Pension, wenn sie zum Dienst untüchtig geworden wären. Auch verlangten sie ein billigeres Verhältniß bei der Theilung der Prisen, und das Recht, daß ihre strafbaren Cameraden nur von einem geschwornen Gerichte von zwölfen ihres Gleichen verurtheilt werden dürften. Auf dem

Linienschiffe Queen Charlotte hatte sich ein Ausschuß der Abgeordneten von allen Schiffen vereinigt, welcher das Kommando über die Flotte führte, niemand von derselben ans Land ließ, und eine unterzeichnete Bittschrift an die Lords der Admiralität sandte. Lord Spencer ging selbst nach Portsmouth, gestand den Insurgenten ihre Forderungen zu, und unterdrückte auf diese Art die Verschwörung, noch ehe sie um sich greifen konnte. Aehnliche Forderungen sind zum Theil schon von andern Flotten eingelaufen, und die englische Nation wird sich genöthigt sehen, allen ihren Seesoldaten diese Forderungen zuzugestehen. Dieß könnte sehr leicht die Kosten der Marine um ein Drittheil erhöhen; welche erhöhete Ausgabe der Nation um so unwillkommener seyn muß, da seit dem letzten Kriege die Nationalschuld sehr gestiegen ist. *) Es steht noch zu erwarten, welchen Einfluß dieses Betragen der Flotte zu Portsmouth auf die Flotte des Amirals Jervis, welche vor

*) Der Ausschuß des Parlaments zur Untersuchung der Finanzen des Reichs hat ihm folgende Resultate vorgelegt: „Der ganze Betrag der Na„tionalschuld am 5ten Januar 1793 war im fundirten Kapital 238,231248 Pfd. „Sterling. Jährliche Interessen und Kosten um diese Zeit 9,325366 Pfd. „Sterl. Die Nationalschuld, welche vom 5ten Januar 1793 bis dahin 1797 „dazu kam, belief sich in der Totalsumme auf 66,624,896 Pfd. Sterl. Und „es erhellet, daß zufolge dieses Zuwachses der ganze Betrag, der zwischen „dem 5ten Januar 1793 und dem 5ten Januar 1797 gemachten National„schuld im fundirten Capital war 88,840,122 Pfd. Sterl. Die jährlichen „Interessen, welche auf diesen Anwachs der öffentlichen Schulden hafte„ten 3,181,623 Pfd. Sterl. Das ganze fundirte Capital der Nationalschuld „war also am 5ten Januar 1797, 327,071,370 Pfd. Sterl. Die Totalsumme „der jährlichen Interesse darauf 12,507,489 Pfd. Sterl. Es muß aber hier„bei bemerkt werden, daß in dieser Berechnung weder die während der „jetzigen Parlamentssitzung durch das Fundiren gewisser Schuldscheine des „See- Victualien- Transports und Schatzkammer- Amts entstandenen „Bank-Aktien, noch die neue Anleihe von 18 Millionen für die Bedürfnisse

Cadix liegt, und diesen Hafen geschlossen hält, haben werde. Jervis hat übrigens den Spaniern erklärt, daß er vermöge der Kriegserklärung derselben an England sich berechtigt halte, den Handel von Cadix zu sperren. Auch von der Küste der batavischen Republik bis nach Brest herab, kreuzen viele englische Schiffe, um die großen Rüstungen von Dünkirchen bis Brest, derenwegen ein Embargo auf alle fremde Schiffe in den Häfen Frankreichs gelegt war, zu beobachten. Aus Ostindien sind über die unzufriedenen englischen Truppen keine weiteren Nachrichten eingelaufen. Tippo-Saib indeß, bei dessen Armee sich eine große Anzahl französischer Offiziere befindet, soll sich zu einem Angriff gegen die Engländer rüsten.

Was die übrigen Europäischen Reiche betrift, so muß **Portugal**, dessen Gesandter vor kurzem Paris verlassen müssen, noch immer einen Krieg mit Frankreich befürchten. Spanien

„des jeztlaufenden Jahres angegeben sind, weil sie nach dem gewöhnlichen „Gange der Abschließung der Rechnungen der Schatzkammer noch nicht „eingeschlossen werden konnten. Es erhellet jedoch, daß folgender Zuwachs „dadurch zur obigen Nationalschuld entstanden ist: Das Fundiren dieser „Schuldscheine, welche im Grundcapital 13,029,399 betrugen, belief sich „auf 21,575,774 Pfd. Sterl. Die Anleihe 20,250,000 Pfd. Sterl. Zusammen also 41,825,774 Pfd. Sterl. Die jährlichen Interessen dieses neuen „Capitals 2,151,250 Pfd. Sterl. Wenn man die neue Anleihe von 15 Millionen, die jezt im Werk ist, dazu rechnet, so beläuft sich die gesammte Nationalschuld von England im jezigen April auf 383 Millionen 897144 Pfd., „und die jährlichen Interessen 14 Millionen 658739 Pfund. (Die Interessen „der 15 Mill. neuer Anleihe noch nicht mitgerechnet.) Jedoch wird auch der „Fortschritt angegeben, welcher in Abbezahlung der Nationalschuld gemacht „worden ist, seitdem der Minister dazu eine jährliche Million aussezte. Die „jährliche Summe, welche man jezt zu diesem wichtigen Zwecke anlegen „kann, ist jezt schon zu 3 Millionen 359799 Pfund angewachsen. Nach den „Berechnungen aber seit und vor dem Jahre 1793, wo man die ganze Nationalschuld auf 240 Millionen rechnete, würde sie vom 1sten Febr. 1797 „an, in 33 Jahren, und spätestens in 54 Jahren, erlöschen.

hat an den Papst eine Ermunterung mit Frankreich Frieden zu schließen erlassen, die in einem Tone abgefaßt ist, welchen man von diesem Reiche gegen das Oberhaupt der Kirche nicht erwartete. Einige vornehme Geistliche, unter welchen auch der Großinquisitor ist, sind in einer unbekannten Angelegenheit als Gesandten an den Papst unterwegs, und bereits zu Toulon angekommen.

Pauls des Ersten Krönung in Moskau, ist am 16ten April feierlich vollzogen. Der neue Regent bezeichnet die ersten Schritte seiner Regierung sowol mit Gnadenbezeugungen, als mit strengen Gesetzen. Der König von Polen, Stanislaus, ist in Petersburg angekommen, und von dem Kaiser sehr wohlwollend empfangen worden. Der Graf Starenberg, ehemaliger Gesandter in Warschau, ist von dem Kaiser zu seinem ersten aufwartenden Kavalier ernannt worden. Eine strenge Censur ist in allen Hauptstädten und auf den Gränzen des Russischen Reichs festgesetzt. Auch hat Paul I. strenge verboten, daß die Befehlshaber sich der Soldaten nicht wie bisher in Privatangelegenheiten bedienen sollen

In der Türkei ist ein mächtiger Rebell aufgestanden, von dem es sehr sonderbar heißt, daß die Regierung ihm eine der besten Provinzen angeboten habe; wenn dieser Antrag aber nicht fruchte, List und Gewalt gegen ihn aufbieten werde. Uebrigens sind von der Pforte Gesandten an die wichtigsten Höfe Europa's abgereist. Bei einem durch die Janitscharen erregten Tumult ist in Smyrna fast alles Eigenthum europäischer Ausländer ein Raub der Flammen geworden, wobei an funfzehnhundert Europäer das Leben verloren haben. Berlin, den 12ten Mai 1797.

R.

II.

Aussicht auf eine Farbenlehre, für alle Gewerbe die ihre Arbeiten mit Farben zieren oder karakterisiren wollen, zur Grundlage einer Färbungslehre für den Maler.

Vom

Churpfalz-Bairischen Hofmaler Matthias Klotz.

Vorerinnerung.

Ich muß meine Leser bitten, mit meinem ganz eigenen ungebildeten Styl sich zu begnügen. Ich hatte schon einen Aufsatz ähnlichen Inhalts aufgesetzt, und aus Achtung vor dem Publikum solchen einem Freunde, der als der Sprache ganz mächtiger sehr geehrter Schriftsteller bekannt ist, übergeben, um meinen Gedanken, neben dem Verdienste der Nützlichkeit, auch das des leichten faßlichen Vortrags, der Schreib- und Sprachrichtigkeit zu verschaffen: denn meine Wünsche gehen bloß dahin, meine Begriffe, diesen neuen Gegenstand betreffend, klar und deutlich der Welt mitzutheilen, nicht aber, als Schriftsteller bekannt zu sein. Da fand sichs aber, daß mein Freund, so ein richtig gründlicher Kopf er auch ist, wegen Neuheit und Eigenheit der Materie, mich hier und da nicht verstand, und mich etwas anders und auf eine andre Art sagen ließ, als ich sagen wollte und mußte. Nach vielem Ueberlegen und vielfältigem Rath gelehrter Freunde, fand ich zulezt

nothwendig, diesen Aufsatz, grade zu aus meiner Hand, dem Druck zu übergeben, und zu hoffen, daß man meinen Vortrag aus Nachsicht für den Inhalt ertragen werde.

Von der Farbenlehre im Allgemeinen.

Es ist zu verwundern, wie es unsern jetzigen und den vormaligen Scharfdenkern entgehen können, daß noch keine Farbenlehre besteht, nach deren Anleitung einer jeden Farbe und Farben-Nuanze, im ganzen Gebiete der Farben-Erscheinungen, ihre Stelle in einem errichteten System könne angewiesen, und dadurch deren sympathetische und antipathetische Wirkungen mögen erkannt, hervorgebracht oder verhindert werden. Und doch ist eine solche Lehre allein vermögend, einer verständigen Farbengebung den Weg zu bahnen, durch welche man, im ganzen Kreise der Farbenbeschäftigungen, die Gegenstände geschmackvoll durch Farben zu karakterisiren oder zu schmücken im Stande wäre.

Im Gebiet des Tonreichs ist es schon lange dahin gekommen, daß jeder Tonkünstler jedes Tones Stelle in dem Tonsystem kennet, und folglich dessen karakteristische Wirkung, nach Maaß seines Genies und Geschmacks, in seiner Gewalt hat. Sollte man glauben, daß eben diese längst erkannte und ausgeübte Tonlehre, die Festsetzung einer Farbenlehre verhindert habe? Und doch ist dies aus zwei verschiedenen Ursachen der Fall. Erstlich, weil alle bekannt gewordenen Denker, welche diesen Gegenstand zur Sprache brachten, den Umstand aus der Acht ließen, daß die Farben dem Auge ganz auf eine andre Art wahrnehmbar werden, als die Töne dem Ohr, und das Farbensystem immer in die Form des vorhandnen Tonsystems

zwingen wollten. Zweitens, weil sie, da die Verschiedenheit der Farben-Erscheinung von der Wahrnehmung der Töne einmal von ihnen übersehen war, durch ein System, welches nur auf die letzte paßte, gleiche Wirkungen auf die erste hervorzubringen wähnten, nämlich eine Harmonie, ganz im Sinne der Harmonie der Töne, und sogar eine Melodie. So erzeugte der erste Irrthum den folgenden.

Wäre ihr Blick eben so richtig und vorurtheilsfrei als scharf, ihre Kenntniß so rein und lauter als gelehrt gewesen, hätten sie bedacht, daß das Auge die Farben niemals abstrakt, sondern immer an Gegenständen und Gestalten bemerkt, die dem Verstande nicht gleichgültig sind, sie hätten einsehen müssen, daß das Tonreich von ganz andrer Natur ist als das Farbenreich. Beider Eigenthümlichkeit legt sich, unter andern, dadurch deutlich an den Tag, daß man ein ganzes künstliches Tonreich hat errichten können, in welchem die Töne der Geige, der Flöte, der Oboe, des Waldhorns, und so vieler andern Instrumente, deren täglich neue erfunden werden, ganz für sich allein bestehn, und wenig Aehnlichkeit, gewiß keine Gleichheit, mit allen hörbaren Tönen, Lauten und Klängen der Natur, Ein- und Gegenwirkungen der Elemente, und in Bewegung gesetzter Körper haben. Ganz anders verhält es sich mit dem Farbenreich. Man kann keine Farbe erfinden, welche nicht schon die Natur an unzähligen interessanten, durch Gestalt, Wirkung und Bedeutung merkwürdigen Gegenständen, überall und jederzeit hervorbringt. Schon aus dieser Ursache ist es unmöglich, in richtiger Bedeutung des Worts zu sagen, daß sich eine Farben*kunst* wie eine Ton*kunst* aufstellen lasse. Wohl aber eine Farben*lehre*; deren Zweck jedoch nicht weiter gehen kann, als in mechanischen Gewerben, und sichtbar bild-

lichen Darstellungen, nach Vernunft, und daraus entstehendem guten Geschmack, karakteristisch zu Werke zu gehen. Durch diese Lehre ließe sich in der That eine Farbenharmonie festsetzen, deren Anerkennung die Bezeichnung der Gegenstände, oder die Karakteristik, vor jeder Ueberladung in Acht nehmen, und eine Gränzlinie zwischen der Wahrheit und der Karikatur angeben würde.

Da glaubte man im Farbensystem dem Ziele schon ganz nahe zu sein, als man, trocken und beschränkt, sichtbaren, von der Natur aus bekannten Farben, die Namen instrumentalischer Kunsttöne beilegte; dennoch hatte man dadurch nichts mehr geleistet, als die alltäglichen Erfinder neuer Karaktere oder Zeichen, zum Behuf täglich neu vorfallender Geheimnisse, in diplomatischen Korrespondenzen.

Ein System, welches Entdeckungen des Zusammenhanges und der Ordnung in Natur- und Kunsterscheinungen umfassen will, muß nothwendig aus den Wirkungen, welche die Beschaffenheit des Gegenstandes hervorbringt, gefolgert und darauf errichtet werden.

Es ist allgemein bekannt, daß man immer und überall, zur Verschönerung und Karakterisirung beinah aller Gegenstände Farben anwendet; und daß man diese Karakterisirung und Verschönerung, bis jezt einzig dem Gefühl, dem Geschmack und der Laune des einzelnen Arbeiters, Künstlers, Bestellers, oder Verkäufers, willkührlich überlassen hat, ohne ihrem Verfahren Regeln vorzuschreiben, woraus das Ungeheuer Mode entstanden ist. Fühlt denn nicht Jedermann, daß hier eine, auf gründliche Auseinandersetzung systematischer Farbenkenntniß gegründete Verfahrungsart, weit mehr leisten würde? und daß auf diesem Wege der gute Geschmack, durch

die Autorität richtiger Kenntnisse unterstüzt, wohlthätig im Gebiete des Schönen wirken, und das seinige zu einem Genusse beitragen könnte, der neben den Sinnen auch den Verstand befriedigte?

Wenn aus dem bisher Gesagten so viel erhellt, daß es, im Gebiete der Verschönerung oder Verzierung, bisher der Wahl der Farben an einer Art von Leitung und Gewißheit des Gebrauchs gefehlt habe, so folgt daraus, daß eine richtige faßliche Farbenlehre diesem Bedürfniß abhelfen, und den Genuß, welchen das Auge durch Anwendung der Farben zu erhalten im Stande ist, den übrigen Genüssen gleich stellen würde, welche ihm die schönen Künste zuführen.

Dahin nun geht mein Bestreben; eine solche Aussicht wünsche ich durch meine Farbenlehre zu eröffnen, mit welcher ich mich seit langer Zeit beschäftige, und wobei ich es nicht mit dem Verfertiger von Gemälden, sordern mit den eigentlichen Färber und Anstreicher zu thun habe.

Gern möchte ich hier die Grundsätze, von denen ich ausgehe, genügend entwickeln: da es mir aber unmöglich ist, ohne wirkliche Fardenbeispiele, die für diesen Entwurf zu weitläufig und zu kostspillig seyn würden, Lesern verständlich zu werden die sich nie mit Färbung beschäftigt haben, so bin ich gezwungen, mich auf einen Wink über die Klassifikation der Farben und Farben-Nüanzen einzuschränken. Die erste Klasse enthält die drei Urfarben: Blau, Purpur und Gelb; die zweite sechs Schönfarben; die dritte zwölf Reinfarben; und die vierte endlich die Graufarben. Die Ursache dieser Eintheilung und Benennung verspare ich für den zweiten Abschnitt dieses Aufsatzes, von der Färbungslehre für den Maler; weil ich dort einige Farben-Erfahrung bei meinen Lesern

voraussetzen darf, die ihnen meinen Vortrag auch ohne gefärbte Beispiele und Belege, hoffentlich deutlich machen wird.

Von der Färbungslehre für den Maler.

Daß ein Lehrsystem für Färbung (Kolorit) in der Malerei gänzlich fehlt, und, im Verhältniß der übrigen wissenschaftlichen Fortschritte der Malerei, auffallend unentbehrlich wird, darüber ließen sich viele Beweise vorlegen. Ich begnüge mich hier nur der ersten besten zu erwähnen, die in diesem Augenblicke meinem Gedächtniß gegenwärtig sind.

Wer wird läugnen, daß eine Menge Natur- und Kunst-Produkte, durch ihre schönen Farben, für den Menschen vom feinsten Geschmack, selbst für den am wenigsten für Manier eingenommenen Maler, an Reiz und Schönheit unendlich gewinnen? Und doch sieht man diese Reize und Schönheiten so selten auf ein Gemälde übergetragen, und nie im ganzen Umfange desselben.

Alle Ausreden welche man bis jetzt gelten lassen mußte, beweisen, daß über die Farbengebung in der Malerei noch nichts zusammenhängendes gesagt ist. Der Maler dessen Menschengefühl nicht durch Kunst-Vorurtheile verdrängt wird, der deswegen über die Schönfarben eines aus mehreren Theilen bestehenden Ganzen in Entzückung geräth, seufzt: Ach wenn man das so malte, würde das Kunstwerk buntscheckig und ohne Harmonie! Freilich würde es buntscheckig, weil noch nicht erfunden worden, wie man sich, nach dem Beispiel der Natur, in den entferntesten Schönfarben, im Schatten, nach Abnahme des Lichts, einer ganz gleich unfärbigen Undeutlichkeit nähern könne, ohne im mindesten dem Schatten einer Farbe die Nüanze einer anderen mitzutheilen. Verstände

man sich darauf, so ließen auch die Schatten zu, daß wieder, nach dem Beispiel der Natur, alle Wiederscheine, nach dem mäßigsten Verfahren, wahrnehmbar würden; so verfiele man nicht in die falsche unsinnige Manier, die Schatten durch Färbeleien beleben zu wollen. Einem richtigen theoretischen Kunst-Sinn muß es leicht fallen einzusehn, daß nach Herstellung der in allen Schatten aller Farben herrschenden Unfarbe, und daraus entstehenden willigen Empfänglichkeit für alle, auch die sanftesten Wiederscheine, eine Harmonie und durch Harmonie bewirkte Täuschung entspringen muß, die leider bisher nichts weniger als der Antheil vieler guten Gemälde ist. Nun bestrebt sich meine Färbungslehre, eine Verfahrungsart deutlich anzuzeigen, wie man zu Werke gehen muß, daß, zum Beispiel eine hoch-hell-blaue Draperie im Schatten, nach Verhältniß immer verminderter Wirkung des Lichtes, noch stets unterscheidbar hellblau sich zeigt, bis sie sich im unbeleuchtetsten Schatten, in den allgemeinen unfärbigen Schatten-Ton des ganzen Bildes allmählig verliert, ohne sich auf diesem Wege, in keiner einzigen Tinte, je einer andren Farben-Nüanze zu nähern: das Nämliche gilt von allen andren Rein- und Grau-Farben. Man sieht oft, auf den vorzüglichsten Gemälden, den Schatten des hellblauen grade hin dunkelblau gefärbt, was dann dem Gegenstande das Ansehen giebt, als bestände er aus zweierlei Stoff, von verschiedener Lokalfarbe. Andre, um diesem ihnen gar zu plump scheinenden Fehler auszuweichen, brechen ihren Schatten von hellblau ins grünlichte, röthlichte, oder violette, was dem Grundton des Schattens eben so zuwider ist, und benehmen sich dadurch alle Gelegenheit, die Schatten mit richtigen natürlichen Wiederscheinen zu beleben. Um dieses zu ersetzen, nehmen sie ihre Zuflucht zum

geniemäßigen Färbeln, wie bloße Laune sie leitet, und verwandeln den Schatten in ein Chaos von dunkler Vielfärbigkeit, in welchem man, ohngeachtet der darinn herrschenden Härte, die Gegenstände nicht in dem Grade wahrnimmt, wie ihn das wenige von der entgegengesetzten Seite herfallende Licht im Schatten doch erfordert.

Viele Maler, von richtigerm Kunstsinn und größerer Liebe zur Wahrheit, haben die Nothwendigkeit der Einheit des Schattentons eingesehen, und um diese zu erreichen, einen Weg eingeschlagen, dessen fehlerhaftes man auf den ersten Augenblick nicht wahrnimmt. Sie erfanden eine Hauptschattenfarbe, die sie in die Lokalfarbe, nach Verhältniß der Abnahme des Lichtes, immer mehr einmischten, und mit welcher sie zuletzt, in allen Theilen des Bildes, nach den Gesetzen von Schatten- und Licht- oder Helldunkel-Harmonie, die Schatten verstärkten und berichtigten. Dadurch wurde eine Art von Harmonie erreicht, aber nicht die Natur-Einheit des Schattens. Die Farbe des auf diese Art gemischten Schattens kann nur eine sein, und muß zugleich auch eine Farbe sein. Da ist ganz natürlich, daß sie nicht auf alle Farben die nämliche Verdrängkraft haben kann, weil sie nicht mit allen Farben in gleichem antipathetischen Verhältnisse stehn kann. Im Gegentheil wird sie ganz bestimmt eben so viel Sympathien als Antipathien antreffen, und folglich auf mehrere Farben keine Schattenwirkung hervorbringen. Hier zeigt sich die Nothwendigkeit einer Farbenlehre, und ich schmeichle mir, daß die, welche ich aufzustellen wage, die schwere Aufgabe lösen soll, jeder Farbe und Farben-Nüanze ihre ihr allein antipathetische Farbe anzuweisen. Vermöge derselben kann sodann jede Farbe, auf ihre eigenthümliche Art, im ganz

gleichen Verhältnisse von Unbestimmtheit, sich der **nämlichen** Unfarbe des Schattens nähern, und sie erreichen. **Durch** sie kann auf alle Schatten und Schattenmassen ein **Haupt-**Schatten-Ton, zur Berichtigung, Verstärkung und **Zusam**menhang des Schattens gezogen werden, der auf diese Art, dem Schatten die Farbe der Tageszeit, des Lokals, **und den** Karakter des Gegenstandes mittheilen muß. Dadurch **wäre** die Harmonie des Haupt-Tons im Bilde errichtet. **Dann** folgte erst die Farben-Harmonie, die von der Wahl der Lokal-Farben in ihrer Zusammenordnung und Nebeneinanderstellung abhängt. Hier eröfnet sich dem Künstler ein großes Feld, **für** sein Genie und seinen Scharfsinn, durch die Anordnung der Lokalfarben, die Karaktere von Sanftheit, Wildheit, Munterkeit, Ernst oder Feierlichkeit mitzutheilen, wozu meine Färbungslehre gleichfalls eine Theorie liefern soll.

Noch ein Beweis, daß noch keine Färbungslehre vorhanden ist, sey folgender: gute Kupferstiche, auch nach vortreflichen Gemälden, bewirken sehr oft mehr Wirkung, mehr Täuschung, als die Urbilder selbst. Das kommt daher, weil alle Theorien der andern Theile der Malerei, als der Perspektiv, des Schattens und Lichts u. s. w. getreu, aus dem tiefgedachten Urbilde, in den Kupferstich übergetragen sind, und nur die fehlerhafte Färbung des Gemäldes zurückgelassen ist, so daß solche der Einbildungskraft des Zuschauers, welchem die Natur vorschwebt, allein anheim gestellt bleibt. Hier liegt auch die Ursache, warum poetische Schilderungen sanfter schöner Gegenstände der gebildeten Imagination unendlich öfter Genüge leisten, als sanft reizende Darstellungen des Pinsels dem Auge und dem feinen innern Sinn. Denn in der Poesie ist der schönen Farben nie vergessen, und die Einbildungskraft nimmt das

Gedächt-

Gedächtniß zu Hülfe, und verleiht der Dichtung die Färbung ähnlicher Szenen oder Gegenstände, die man in der Natur mit Wollust ansah. Hätte der Maler die Färbung seines Bildes aus der nämlichen Quelle schöpfen können wie der Genießer des Gedichts, sicher würde er dem Beschauer seines Gemäldes ähnlichen Genuß verschaft haben.

Die Natur oder die Wirklichkeit ist, in ihren sichtbaren interessanten Gegenständen, meistens schönfärbigt. Wessen Auge und ganzes Gefühl hat nicht herrlichen Genuß, den schönen Leib des jungen Weibes zu schauen, der in seiner Pracht mit regenbogenfarbigen Nüanzen prangt; wer, dem schöne Formen so werth sind daß er über ihrer Betrachtung aller begehrlichen Sinnlichkeit vergißt, wünschte nicht dennoch eine zarte Gestalt, auch von der allerdurchsichtigsten Hülle entkleidet, zu erblicken? Wer möchte sich nicht an der wohlthätigen Geschmeidigkeit und sittlichen Reinlichkeit ergötzen, die in der Malerei größtentheils von der Färbung abhängt? Würde es nicht Vergnügen erregen, in der Nähe, ein mit Haar und Hautfarbe harmonirendes angenehm gefärbtes Gewand zu erblicken, das über der leinenen zart weißen näheren Hülle als Oberkleid die Gestalt zu schmücken bestimmt ist? Ist hier nicht wesentlich nöthig, daß Bäume und Sträuche, die den Sitz der entkleideten Schönen oder die Stäte ihres Bades umgeben, daß der reine rieselnde Bach, der grüne feuchte Rasen, die wasserscheuen Insekten die sie umgaukeln, und was sonst von reizenden Umgebungen die wohlthätige Natur anbietet, in sanft schöner Färbung, harmonisch sich mit dem Meisterstücke der Schöpfung vereine, damit wir den schönsten Genuß unsers Lebens entzückender empfinden?

Hier hör' ich schon zum voraus, die eleganteſten graziöse-

sten Maler ausrufen: „Das sind übertriebene Forderungen! Man kann nicht schöne bunte Farben so leicht wohlthätig fürs Auge zusammenreihen, wie schöne dichterische Phrasen fürs Ohr und sittliche Wollust.“ — Ja man kann es! antworte ich aus Ueberzeugung. Man darf nur Licht und Ordnung in das chaotische Labyrinth, in das verworren scheinende Farbenreich bringen, damit nicht jeder einzelne Maler, in nachtheiligem Vergleich mit dem Dichter, genöthigt sey sich erst eine Sprache zu verschaffen, ehe er darstellt. Man muß, und ich will, für die Farben ein Wörterbuch und eine Grammatik errichten. Dann wird der geist- und geschmackvolle Maler in Betreff der Färbung eben so viel vorgearbeitet finden, als für die Gestalten-Darstellung, an Schatten- und Lichtperspektiv und Optik. Man komme hier nicht mit der schalen Einwendung: zu viel Regeln und Pedanterei unterdrücken das Genie. Hierauf ist zu antworten: das Genie muß sehr schwach sein, das von Wahrheit unterdrückt werden kann. Es wäre sogar zu wünschen, daß alle Genies, die nicht Verstandesbildung genug bei der Erziehung genossen, um einem richtigen System Schritt vor Schritt zu folgen, und solches sich eigen zu machen, von der Kunst zurückgewiesen würden. Denn diese Klekser setzen die Kunst, in vieler ehrbarer Menschen Augen, an Wichtigkeit unter die gemeinsten geistlosesten Beschäftigungen herab. Bleibt dem wahren Genie, nebst der vorhandnen Perspektiv und Optik, nicht noch Feld genug übrig, in Anordnung seiner Gestalten, neuer karakteristischer Beleuchtung, und karakteristischer Zusammenstellung selbst erfundner Möbeln und Geräthe? Ist nicht für die Dichtkunst, in jeder Dichtungsart, ein allgemein angenommenes Sylbenmaß; für Wortfügungen in der Prose eine allgemeine Sprachlehre; und sind nicht, für Wörter und

Reime, Wörterbücher in jedermanns Händen? Und doch bringt diese göttliche Kunst unsern Geist täglich durch neue Begeisterung, mit neuen Gesängen, auf neuen Wegen, seiner herrlichen Bestimmung immer näher. Ist nicht für die Musik, in allen Karakteren ihrer Werke, Tonlehre und Zeitmaaß vorhanden? Dennoch hört man von denen in dieser unbegreiflich himmlischen Kunst herzlich Eingeweihten, täglich, noch nie gehörte, neue, herrliche, mächtige Empfindungen erregende Melodien und Accente, die unser ganzes Empfindungsvermögen in Sehnsucht und Verlangen nach einem Zustande versetzen, den wir nicht denken können?

Meine Farben- und Färbungslehre will ich in folgender Ordnung aufstellen.

Der erste Theil soll die verschiednen Naturen und daraus folgenden eigenen Arten der Einwirkung jeder Urfarbe, Blau, Purpur und Gelb, der ersten auf die zweite, der zweiten auf die dritte, und der dritten auf die erste enthalten, und mit dazu verfertigten gefärbten Beispielen erklärt und erwiesen werden. Hieraus ergiebt sich die erste Farbenleiter, in der Gestalt des bekannten prismatischen Schönfarben-Systems, in welches man, ohngeachtet vieler Anstrengung, noch keine Ordnung des Helldunkeln hat bringen können, weil man immer versäumte die Eigenheiten der drei Urfarben zu untersuchen. Die erste einfache Mischungs Erfahrung wird zwischen jeder Urfarbe eine andre Farbe entstehen machen, woraus dann eine Anzahl von sechs Farben, die Urfarben mitgerechnet entsteht, die ich, alle sechs zusammen, Hauptfarben nennen will. Durch die zweite einfache Mischungs-Erfahrung, entsteht wieder, zwischen jeder von den nun vorhandnen sechs Hauptfarben, eine andre Farbe; folglich werden

deren zwölfe, die ich, die vorigen sechs Hauptfarben mitgerechnet, Schönfarben nenne. Ich karakterisire diese zwei ersten Mischungs-Erfahrungen als einfach; weil hier immer nur eine Farbe mit einer Farbe vermischt wird. Die zweite Mischungsart, im zweiten Abschnitte des ersten Theils abgehandelt, vermöge welcher immer alle drei Urfarben in einander wirken, nenne ich die vielfache, weil diese Mischungs-Erfahrung, auch mit Beibehaltung der strengsten Ordnung, die Anzahl ihrer hervorgebrachten Nüanzen ohne Vergleich weiter ausdehnen kann. Die zweite Klasse von Farben-Nuanzen, die aus der vielfachen Mischungs-Erfahrung entstehen, nenn' ich Graufarben, weil hier die verschiedenen Wege gezeigt werden, auf welchen jede Schönfarbe, nach einem ganz richtigen System, von ihrer Reinheit, nach und nach auf jedem Wege, durch eine eigne Graufarbe einer allgemeinen Unfarbe zugeführt wird. Hier, könnte man glauben, müsse die mögliche Unendlichkeit des Einmischens alle Ordnung verhindern. Aber man bedenke nur, daß die Einmischung verschiedener Quantitäten, der Anwendbarkeit halber, nicht weiter darf ausgedehnt werden, als das Auge auf den ersten Blick deren Unterschied wahrnehmen kann. Wollte man jedoch das Einmischen noch so weit treiben, so ist dennoch klar, daß, nach dem nun errichteten System, jeder durch weiter getriebene Einmischung erzeugten Nüanze bestimmt ihre Stelle im System anzuweisen wäre, indem man nichts anders thun dürfte, als die schon vorhandenen nachbarlichen Zwischenräume erweitern. Hiermit wäre also das System errichtet, in welchem man alsdann alle Sympathien und Antipathien aller Farben und Farben-Nüanzen auffinden und bestimmen kann.

Im zweiten Theil folgt die Färbungslehre für den

Maler, welche ohne die vorhergehende Farbenlehre durchaus unmöglich ist. Nun muß, nach richtigem Verstehen des Farben-Systems, gezeigt werden, wie in Bezug auf Malerei, auf den verschiednen Mischungswegen, jede Lokalfarbe durch Undeutlichkeit in die richtigsten Unfarben, Grau oder Schwarz, je nachdem die Nüanzirungen in ihrem Zusammenhange hell oder dunkel sind, verwandelt werden; worauf die Schatten-Farbenlehre sich gründen muß.

Der zweite Abschnitt dieses Theils soll die Wiederscheinslehre enthalten. Hier werden die jeder Farbe eigenthümlichen schwächeren und stärkeren Wiederscheinskräfte, schwächeren und stärkeren Wiederscheins-Empfänglichkeiten, bewiesen und erklärt. Erst jetzt kann eigentlich von Farbenharmonie für Malerei die Rede sein. Um aber den Begriff des Wortes Harmonie so genau als möglich zu bestimmen, finde ich nöthig einiges über Harmonie der Gestalten, Linien, Schatten und des Lichts und Helldunkels zu sagen. Denn ganz gewiß kommt man einer Sache immer mehr auf den Grund, je weiter man im Gebiete der Anwendbarkeit derselben bekannt wird.

Der dritte Theil soll lehren, wie, und was die Farbe des erleuchtenden angenommenen Lichts, auf die verschiedenen Lokalfarben wirkt; wie diese Wirkungen verständig treu nachgeahmt, gemindert, oder einige sogar vermieden werden müssen; welchen Hauptfarbenton verschiedne Tageszeit, trockne, feuchte, oder neblichte Luft, der Atmosphäre mittheilen, der sich im Schatten mehr als im Licht zeigt. Wie in Landschaften und in historischen Darstellungen, die im freien Felde vorgestellt werden, die Schatten immer mehr Allgemeinheit haben, als bei Darstellung solcher Scenen, die in Gebäuden und oben gedeckten Lokalen vorgehn.

Der letzte Abschnitt dieses Theils soll von der karakteristischen Wirkung handeln, die durch dahin abzweckende Anordnung der abwechselnden Lokalfarben aufs Gemüth bewirkt wird; wobei dennoch keine Neuerung, in den angenommenen Bedeutungen der allegorischen Farben, Statt finden so.

Noch muß ich schließlich bitten, wo ich mich wegen Neuheit meines Vorhabens, wegen Neuheit einiger Bemerkungen, und Eigenheit einiger Lehrsätze, ein wenig zuversichtlich äußere, nicht den nachtheiligen Schluß daraus zu folgern, als wäre ich arrogant genug zu glauben, daß meine Gedanken unerhört, meine Erfahrungen einzig in ihrer Art, oder nur ein einziger Lehrsatz von mir zuerst erfunden sey. Nein! Ich bin fest überzeugt, daß alle meine Ideen, alle meine Lehrsätze, weniger oder mehr, zusammen oder einzeln, ganz deutlich andern verdienten Künstlern im Sinne liegen. Ich wollte nur im Ganzen zeigen, daß diese Ideen und daraus entstandenen Lehrsätze noch nicht in eine Art von Lehrgebäude geordnet waren. Ich habe sogar vermieden, jede andre theoretische Malerschrift zu benutzen; wahrlich nicht aus Geringschätzung derselben. Aber ich sah zuversichtlich voraus, daß mir dieses Benutzen fremder Bemerkungen, aus ihrem Zusammenhange gerissen, die Ordnungsfolge meines Systems sehr würde erschwert, wahrscheinlich verwirrt, und noch wahrscheinlicher mich ganz abgehalten haben, etwas zu leisten, wovon ich doch überzeugt bin, daß es einigen Werth habe.

Nun kommt es darauf an, wie viel Vortheilhaftes und Nützliches sich das Publikum von der Ausführung dieses Entwurfes verspricht, um den Weg, die Art, und die Zeit der Herausgabe meines Werkes zu bestimmen, oder ganz Verzicht darauf zu thun.

III.

Bruchstücke zur Kenntniß der Niederlausitzischen Wenden,

von

Herrn Magister F. A. J. Fritze zu Wintdorf bei Cottbus.

Die Wenden verdienen in mehr als einer Hinsicht, die Bemerkung des Beobachters. Ein Volk, das, schon seit Jahrhunderten, von Deutschen rings umgeben und überall mit Deutschen vermischt, dennoch seine eigne Sprache immer beibehielt und seinen Sitten ohne Wandel treu blieb; ein Volk, das unter allen Bewohnern Germaniens vielleicht das einzige ist, das an körperlicher Stärke jenen, von Tacitus uns geschilderten ältern Bewohnern dieses Landes, noch einigermaassen gleich zu kommen scheint; ein Volk, das bis jezt, nur noch entfernte Begriffe vom feinen Luxus hat; ein Volk, das, ohne zu hart von ihm zu urtheilen, in allem was man Kultur nennt, mit keinem einzigen benachbarten Volke gleichen Schritt hielt, (vielleicht, wenigstens in einem Punkte, nicht zu seinem Schaden!) ein solches Volk — sollte es wohl eine ganz gleichgültige Erscheinung sein? Sollte es nicht verdienen, daß man es bemerkte?

Die Wenden in der Niederlausitz, wozu ich hier auch die im Brandenburgschen Antheile rechne, sind von denen in der Oberlausitz, so wie in ihrer Sprache, eben so auch in ihren

Sitten und Gebräuchen, merklich verschieden. Ich hatte bisher vorzüglich Gelegenheit, die Ersten zu beobachten; und von ihnen theil' ich hier einige Nachrichten mit, in welchen man aber ja nichts Systematisches suchen mag. Ich schrieb sie auf, wie sie sich meiner Erinnerungskraft gerade darboten, ohne dabei einem bestimmten Faden zu folgen. Vielleicht können diese kurze Notizen einst Materialien für den abgeben, der mehr als Fragmentist sein will. a)

* * *

Die Wendische Sprache, so wie sie jezt gesprochen wird, ist nur eine uneheliche Tochter der Slavischen. Denn sie ist mit unzälig vielen Deutschen Worten, die nur eine Wendische Hülle empfangen haben, vermischt. Am auffallendsten ist diese Vermischung in der Lübbenschen Gegend, wo die Wendische Sprache sich überhaupt ihrem gänzlichen Verlöschen naht; so wie sie bei Kottbus und Forst noch am reinsten und ungemischtesten gesprochen wird. Ueberhaupt hat die Sprache der Niederlausitzischen Wenden, in Rücksicht des Wohlklanges, unter allen Slavischen Mundarten, die wenigste Bildung angenommen, und ist unter allen ihren Schwestern die rauheste geblieben. Die Pohlnische, Böhmische, und selbst die Oberlausitzisch-Wendische, fällt dem Deutschen Ohre lange nicht so unerträglich, als sie, was wohl vorzüglich von den unbeschreiblich vielen sanftzischenden Tönen herrührt. Dem Italiäner würde sie es also ungleich weniger sein.

a) Sollten diese hier gelieferten Fragmente nicht ganz mißfallen, so fülle ich sie vielleicht einst selbst aus. An Materialien dazu fehlt es mir nicht. Auch würde einiger Beifall mich bestimmen, ähnliche Nachrichten von den Sitten ꝛc. der Pohlnischen Bauern mitzutheilen.

Allein nur die Rauheit in der Aussprache unterwirft sie dem Tadel der Nichtbildung. Ganz das Gegentheil zeigt sich bei ihrem innern Baue Dieser ist nämlich so beschaffen, daß sich uns der Gedanke unwillkürlich aufdrängt: sie müsse einst mehr, als die Sprache bloßer Bauern gewesen sein. Sie besitzt eine Fülle b) von Worten, die jede Unbestimmtheit verhindert; sie flektirt diese Worte auf eine Art, die jeder Undeutlichkeit vorbeugt; sie gründet sich auf Regeln, die allgemein anwendbar sind.

Sie ist vielleicht das einzige Phänomen, bei dem der sonst durchgängig geltende Satz: keine Regel ohne Ausnahme! ungültig wird. Vielmehr muß es bei ihr heißen: Jede Regel ohne Ausnahme! Dieß geht so weit, daß es sogar oft Lächerlichkeiten verursacht. So heißt z. B. eine Regel: Jedes Substantiv, welches sich mit einem in der Deutschen Sprache gewöhnlichen Mitlauter endet, gehört zum männlichen Geschlechte. Weil die Wenden nun das Wort: Mutter aus unsrer Sprache in die ihrige aufnahmen, so heißt es, nach jener Regel nicht: die Mutter, sondern der Mutter. c) Eine andre Regel befiehlt, daß alle, mit einem Selbstlauter endende Substantive, zum weiblichem Geschlechte gehören sollen. Man rezipirte das Deutsche Wort: Narre; aber der Wende spricht nun nicht: der Narre, sondern, nach jener Regel: die Narre. d) Und so durchgängig.

b) d. h. für alle Dinge, die in die Spähre des Bauern gehören. In andern Sachen ist sie freilich sehr wortarm, und daher jene Einmischung deutscher Wörter für deutsche Begriffe.

c) Nicht ta Muttar, sondern ten Muttar. Freilich braucht man gewöhnlicher das zärtliche Diminutiv: ta Muttarka, Mutterchen; aber auch jenes kommt vor.

d) Nicht ten Narra, sondern ta Narra.

Es ist würklich bewunderswürdig, mit welcher grammatikalischen Präzision jeder Wende seine Sprache spricht. Fast niemals wird ein Fall eintreten, wo er auch nur auf die kleinste unmerklichste Art, wider ihre Gesetze e) sündigt. So wird z. B. das Weib nie sagen oder singen: ich bin ein Sünder; sondern es wird das Wort: Sünder, selbst wenn es gedruckt vor ihr steht, und in Liedern, mit Zwang des Silbenmaasses, in: Sünderin, f) verwandeln und überhaupt jedes, blos auf das männliche Geschlecht passende Wort, in ein auf das seinige sich beziehende umändern. Und eben so in den umgekehrten Fällen. So hörte ich einst zwei Knaben, welche sich geschlagen hatten und nun von ihrem Vater deswegen gezüchtigt wurden, im Gefühle des Schmerzes und gewiß fern von Nachdenken, nicht im Plurali, sondern Duali ausrufen: wir wollen es nicht mehr thun g)! Es läßt sich dieß jedoch erklären, wenn man die enthusiastische Liebe, welche der Wende für seine Sprache hat, und die daraus fließende Aufmerksamkeit auf alles, was sie angeht, bedenkt. So lernt das Kind gleich fehlerfrei sprechen, was sonst wohl unter keinem Volke so ganz der Fall ist.

Man glaube übrigens nicht, daß diese Sprache überall die nämliche ist. Man findet bei ihr eben so viele, mehr oder

---

e) Das heist hier: allgemeine Uebereinstimmung. Denn daß der Wende vom Studium der Grammatik eben so wenig weiß, als der Deutsche Bauer und Bürger, bedarf wohl keiner Erwähnung.

f) Nicht ja szom Grieschnik, sondern: ja szom Grieschniza. Ich werde übrigens die Wendischen Worte allemal so schreiben, wie sie der Deutsche am leichtesten aussprechen kann, der ihre Orthographie nicht kennt.

g) Nicht mü njachamü wieze zinjisch, sondern: me njachame (wir beide wollen nicht) wieze zinjisch.

minder verschiedene Dialekte, als bei der Deutschen, und selten wird man nur zwei hierin völlig übereinstimmende Dörfer finden. So spricht man z. B. das l hier und da, wie ein w aus h). Die der Oberlausitz näher wohnenden, verändern das plch und kſch vor a, o und dem dumpfen e in PR i) und KR u. s. w.

* * *

Den Charakter eines ganzen Volks mit diktatorischem Tone angeben, heißt: ungerecht oder partheiisch sein. Die große Verschiedenheit der Stände, nach denen sich auch die Charaktere auf so verschiedene Weise modifiziren, macht diese Charakterbestimmung in nuce eigentlich auch wohl fast bei jedem Volke unmöglich. Hierin tritt nun freilich bei den Wenden der entgegengesetzte Fall ein, da das ganze Volk jezt nur einen Stand ausmacht, den Bauerstand, der noch dazu unter allen der offenste und am wenigsten zurückhaltende ist. Aber doch würden sich folgende Charakterzüge immer nur bei den meisten, gewiß nicht bei allen Wenden als ausgemacht annehmen lassen.

Sie sind arbeitsam, sparsam, genügsam, brav und treue Unterthanen ihrer Fürsten; aber auch äußerst abergläubig, streitsüchtig, undienstfertig, grob und voll Verachtung gegen die Deutschen, ob ihnen gleich diese Fehler, und besonders der lezte, nicht so hoch angeschlagen werden dürfen, als es beim ersten Anblicke scheint. Er fällt mehr auf die Rechnung der Deutschen selbst, welche durch den härtesten Druck, gegen den nur so schwer Hülfe zu finden war, von jeher das arme Volk

h) So z. B. hier Klobbuck (der Hut) dort Kwobbuck.

i) So z. B. pschoſisch (beten) in proſisch. Kſchś (das Blut) in Krś

gegen sich aufbrachten und in einem ununterbrochenen Grolle erhielten. Daß dieß der wahre Grund ihres Hasses gegen die Deutschen sei, erhellet unwidersprechlich daraus, weil man in den Gegenden, wo sie gleiche Rechte mit den Deutschen würklich genießen, über diesen Haß gewiß nicht klagen darf, er hingegen da, wo sie noch unter dem Joche des kleinen Despotismus leben, höchst auffallend ist. Hier involvirt denn freilich das Wort: ein Deutscher, den nämlichen entehrenden Begriff, den ihm der römischkatholische Einwohner Großpohlens beilegt: ein verächtlicher Mensch!

Eben so wenig kann man dieß arme Volk, wegen seiner fast alle Begriffe übersteigenden Abergläubigkeit verdammen. Ich glaube mit Recht, durch viele Erfahrungen belehrt, daß nirgends so elende Dorfschullehrer sind, als unter ihnen, sehr wenige etwa ausgenommen; was aber auch bei ihrer verächtlich geringen Besoldung nicht anders seyn kann, welche jeden nur halbweg fähigen abhält, sich dem Geschäfte des Kinderunterrichts zu weihen. Es scheint dieß übrigens ganz in den Plan derer zu gehören, welche dieß Volk sultanisiren k), und den einst geltenden Satz noch als wahr annehmen: Dummheit gebäre unbedingte Folgsamkeit. Bessere Aussichten in die Zukunft bieten sich uns jedoch jezt dar; da man auch hier an vielen Orten anfängt, einige Verbesserungen im Volksunterrichte zu machen. Freilich werden noch einige Generationen vergehen müssen, ehe das Ding eine ganz andre Gestalt bekommen wird!

---

k) Daß dieß die Wenden nicht angehe, welche unmittelbar unter dem Könige von Preußen, oder dem Kurfürsten von Sachsen stehen, bedarf wohl nicht erst einer Erinnerung. Diese genießen ja gleiche Rechte mit den Deutschen.

* * *

Der Körperbau der meisten Wenden ist ein vollgültiges Dokument ihrer Nichtkenntniß alles dessen, was man feinen Luxus nennt. Sie befinden sich bis jezt darüber in einer glücklichen Lethargie. Unterdessen nicht bloß etwa deutsche Bürger, sondern auch der größte Theil der deutschen Bauern, ihren Mehlbrei mit Kaffee verwechselten, aß und ißt der Wende noch immer seine nahrhafte Suppe, und kennt die Existenz jenes schwächenden Gaumenkitzels, kaum dem Namen nach. Unterdessen der deutsche Bauer ein Kochbuch studiert, sey es auch nur aus dem Munde eines dienstfertigen Städters, um neue Speisen und neues Gift kennen zu lernen, bleibt der Wende bei den nämlichen Speisen, die seine Voraltern genossen, und bei der nämlichen Zubereitung derselben, die seinen Voraltern Gesundheit und Festigkeit gab. Unterdessen der deutsche Bauer seine gesunden Kinder durch Medizin schwach und krank macht, überläßt sie der Wende der Natur. Und alles dieß trügt ihn nicht.

Nirgends sah ich noch so viele große, starke Männer und Jünglinge, so viele männerartige Weiber und Jungfrauen, so viele veste emporstrebende Kinder, als unter den Wenden. Sie gewähren uns Deutschen einen beschämenden Anblick. Nur die Nachkommen jener verachteten Slaven sind es noch, die in einem Theil Germaniens einigermaßen die Stelle der alten Germanen ersetzen! Und was sind die Nachkommen Dieser geworden? Was müssen sie noch werden, wenn es so fortgeht? Wahrlich! in zweihundert Jahren werden unsre westlichen Nachbarn zu dem Spottnamen: ein schwerfälliger Deutscher! wenigstens dem Körper nach, keinen Grund mehr haben. Doch ich will ja von den Wenden reden.

Wem ein vester, unentnervter Körper Schönheit heißt, der wird sie also bei dem größten Theile dieser Nazion finden; aber auch der, welcher modischere Begriffe davon hat, und sie, besonders beim weiblichen Geschlechte, in etwas ganz anderm sucht, wird unter den Wenden manches ihm gefallende Bild finden. Gewiß! ich sah unter ihnen manches Mädchen, das zu einer Aglaia, manchen Jüngling, der zu einem Adonis sitzen könnte, ohne daß der Maler den Vorwurf der Geschmacklosigkeit befürchten dürfte. Und sollte auch dieß nicht ganz in der Regel seyn? Giebt eine frugale Lebensart bloß Körperstärke, nicht auch, wenigstens sehr oft, Schönheit?

* * *

Nur die Liebe zum Trinken, und besonders zum Brantewein, hat der Wende vom Deutschen angenommen. Allein so groß ist diese Liebe bei ihm dennoch nicht geworden, als man ihm gern aufbürden möchte. Ueberhaupt hat sie bei ihm gewiß nicht die unendlich traurigen Folgen, welche sie bei andern Nazionen mit entnervten Körpern hat. Waren doch auch die alten Germanen diesem Fehler unterworfen l) und demohngeachtet, in den Augen der eben nicht weibischen Römer, fast lauter Herkulesse m). Und sind in unsern Augen dieß nicht noch die meisten Bewohner Rußlands, und des ehemaligen Polens welche den Branntwein bis zur Raserei lieben?

* * *

Die Männerkleidung ist von der unserer obersächsischen Bauern, in der Form, gar nicht verschieden; sie tragen bei ihren Geschäften einen leinenen Kittel, und nur des Sonntags, oder an Fest- und sogenannten Ehrentagen, einen, entweder

l) Tacit Germ. cap. 22. m) Tacit. Hist. lib. V. c. 18.

blauen oder braunen, tuchenen Rock, n) welcher fast immer mit rothem Flanell gefüttert ist. Bei diesem Staatskleide sind die Beinkleider von blauem oder schwarzem Tuche und die Weste von blauem Tuche, oder bei jüngeren Personen von Kattun. Alle diese Kleidungsstücke sind mit kleinen zinnernen oder auch messingenen Knöpfen besetzt. Um den Hals tragen sie eine schwarze, nicht steife, dünne Binde, welche höchstselten von seidenem Bande ist. Schuhe und Stiefeln stehen in gleichem Werthe. Bei kaltem Wetter, wenn sie im Freien arbeiten und nicht barfuß gehen können, bedienen sie sich einer Art Pantoffeln, bei denen nur das Oberzeug von Leder, die Sole hingegen von Holz ist. Nicht allzu häufig findet man im Winter bei ihnen Schaafpelze. Oft sah ich sie, bei der grimmigsten Kälte, im bloßen Leinwandskittel da stehen, und nicht frieren. Meistentheils tragen sie im Sommer schwarze runde, bei den Unverheiratheten gewöhnlich mit einem Band umwundene, selten dreieckige Hüte; des Winters aber kleine Mützen von Fischotternfellen, mit einem grünen oder rothen Tuchdeckel.

Allein das weibliche Geschlecht unterscheidet sich, in seiner Kleidung, desto mehr von unsern deutschen Bäuerinnen. Mädchen und Weiber kleiden sich, bis auf ihre Staatstracht, in eigenen Fabrikaten, d. h. in Leinewand und einem Zeuge, dessen Aufzug Leinen, der Durchzug aber Wolle ist o). Ihr Putz ist folgender: Sie haben ein Mieder p) von rothem, grünem oder schwarzem Kalemank, das vorn den Latz mit einem leinenen schmalen Bändchen überschnürt. Ueber dieses Mieder tragen sie im Sommer kein Korsett, sondern gehen ohne weitere Arm-

n) Jedes männliche Oberkleid heißt bei ihnen: Kappa.

o) Auf Wendisch: Miselon. Des Neumärkische Bauer nennt es: Warft.

p) ton Schtals.

Bedeckung. Bloß die Aermel eines feinen Halbhemdchens q) die vorn mit Spitzen besetzt, oft auch mit Figuren von schwarzer Seide gestickt sind, werden bis auf den Ellbogen vorgezogen. Ihren Busen bedeckt ein leinenes, selten kattunenes, fast nie seidenes, eben nicht zu großes Tuch, von jeder Farbe; und zwar auf eine Art, daß weder der Frömmling geärgert, noch der Lüstling gekitzelt werden kann. Ihre Röcke sind entweder von grünem und rothem Frieße, oder von einem eigenen Fabrikate. Diese sind in unzählich viele Falten gelegt; und je mehr solcher Röcke ein Mädchen anhat, desto schöner dünkt sie sich. Besonders ist dieß der Fall in der Lübbenschen Gegend. Obwohl unsre Damen, in der Tracht der Schwangern, einen feineren Geschmack haben mögen, als diese Dorfschönen? Größtentheils tragen sie wollene Strümpfe, die, in der Gegend Lübbens, durchgängig roth, mit grünen oder weißen Zwickeln sind. Schuhe mit kleinen, runden, messingenen, überzinnten Schnallen, sind das unterste Extrem dieser Dorf-Grazien. Doch finden sich auch noch bei vielen, vorzüglich bei Verheuratheten, über den Schnallen lederne Ueberschläge, welche so breit als der Schuh sind, bis auf die Mitte desselben reichen, und an den Enden ausgezackt und durchstochen sind r). Bei Lübben tragen die jüngern Personen im Sommer durchgängig zum Staate Pantoffeln, mit ohngefähr drei Zoll hohen Absätzen. Die Haare werden oben auf dem Wirbel rund zusammengedreht, und theils um sie zusammenzuhalten, theils auch zur Pracht, eine messingene, ohngefähr vier Zoll lange,

und

q) ten Döppask. Die Deutschen in der Niederlausitz nennen es: das Kitteichen.

r) Diese Art Schuhe nennen sie Wucha.

und zwei Drittel Zoll breite Nadel r) dadurch gesteckt. Ueber diese tragen sie eine Haube von Kammertuch oder andern feinen durchsichtigen Zeugen, viele auch nur von feiner Leinwand, welche beinah die Gestalt eines Kaffeefiltrirsackes hat, dessen untere Spitze eingedrückt ist. Sie reicht nur bis auf die Hälfte des Hauptes. Die dadurch blosgelassenen Haare werden mit einem feinen, leinenen, schmal zusammengeschlagenen und steifgestärkten Tuche s) umwunden, dessen beide Enden mit Spitzen besetzt und ausgenäht sind, welche hinten am Haupte so zusammen geknüpft werden, daß sie auf beiden Seiten geradeaus stehen. Aeltere Weiber tragen des Winters große, tellerförmige Mützen von Fischotternfellen, deren Deckel von Manchester oder, bei ganz Wohlhabenden, sogar von Drapd'or sind.

Dies ist ihre gewöhnliche Sonntagstracht Jahr aus, Jahr ein; nur daß sie im Winter über dem Mieder ein Kamisol t) von schwarzem Tuche, meistentheils mit Schaffell gefuttert, tragen, an dem die Ermel vorn ohngefähr acht Zoll weit zurückgeschlagen werden, um das Pelzwerk sichtbar zu machen. Noch gehört zu diesem State, daß sie, beim Kirchengehen, ihre Gesangbücher in große, weiße, leinene Tücher einschlagen, und solche dann unter dem Arme tragen,

r) Sie heißt bei ihnen: Senklawa, bei den deutschen Niederlausitzern: die Nestnadel, weil die zusammengedrehten Haare Aehnlichkeit mit einem Vogelneste haben. Jenen ganzen Kopfputz nennen die Wenden: ta Huglaschenna.

s) Jedes Hals- Kopf- oder Schnupftuch heißt bei dem größten Theile der Bauern in Pommern, Brandenburg und der Lausitz ein Lappen. Daher das Wendische: ta Lappa.

t) Ta Jopka.

und dabei in den Händen ein buntes leinenes oder kattunenes, viereckig zusammengelegtes Tuch halten.

Ihre alltägliche Kleidung besteht ganz aus Leinwand, oder halb leinenem halb wollenem Zeuge, meistentheils von schwarzer Farbe, und ist aus den nämlichen Theilen zusammengesetzt, wie die Sonntagskleidung. Um den Kopf tragen sie dann, neben der Haube, meistentheils ein rothes leinenes Tuch.

Bei der Trauer trugen sie sonst ein weißes, steifgestärktes, in Form eines oben abgeschnittenen Zuckerhutes zusammengeschlagenes leinenes Tuch auf dem Kopfe. Ein andres dergleichen, offenes, wurde unter dem Munde um den Kopf gebunden, und hing von da, rings um den Leib, bis auf die Kniee herab. Diese, besonders in heißen Tagen, beinahe erstickende Mode fängt aber jetzt an, als gewöhnliche Trauerkleidung in Verfall zu kommen; und nur bei Leichenbegängnissen ist sie noch, bei den Verwandtinnen des Verstorbenen, durchgängig im Gebrauch u).

Wenn eine Jungfrau Gevatter steht, so hat sie folgenden Kopfputz. Ihre Haare werden in Zöpfe geflochten, und diese dann, rund um den Wirbel, dergestalt angeheftet, daß sie nirgends emporstehen. Von der Stirn an werden die Haare überall mit roth- und weißgestreiftem oder mit Silber durchwirktem Bande umwunden, so daß sie bloß im Nacken sehr wenig sichtbar bleiben, und ohngefähr die Gestalt eines im Diameter abgeschnittenen Globus bilden. In die Mitte dieses Kopfputzes wird sodann ein Kranz von Roßmarin und Raute gesteckt, der mit Goldflittern behängt ist.

u) Diese sonderbare Trauerkleidung nennen sie: Ten Pudmulack.

Bei Kommunionen gehen Alle in schwarzen Kamisölern, von Tuch oder Serge.

Von ihrer Brauttracht sogleich etwas über ihre Hochzeitgebräuche, die freilich nicht überall ganz die nämlichen sind; im Wesentlichen aber doch, fast bei allen Niederlausitzischen Wenden, im Folgenden übereinstimmen:

* * *

Die Hochzeitceremonie beginnt mit folgendem Spiele. Die Braut wird von ihrer Mutter in einer Kammer, oder an einem andern verborgenen Ort versteckt. Wenn dies geschehen ist, kommt der Brautdiener v), und fragt, ob in diesem Hause kein Mädchen sey, die den Namen N. N. (hier nennt er die Braut, und beschreibt ihre Gestalt) führe? Man antwortet ihm: Nein! Ohne sich abweisen zu lassen, bleibt er dabei, und, bei immer anhaltendem Läugnen, dringt er auf eine Hausvisitation, die man ihm auch, nach vielem Sträuben, endlich gestattet. Wenn er nun die Braut auffindet, so führt er sie in die Stube, und nimmt, in ihrem Namen, Abschied von Eltern und Geschwistern, die hierbei zugleich um Vergebung gebeten werden, wenn sie von der Braut etwa beleidigt worden wären; daher man diese Rede des Brautdieners auch: das Abbitten nennt. So eine Abschieds- und Deprekationsrede hält der Brautdiener auch noch vor dem Hause an die sämmtlichen Bewohner des Dorfs, wobei die Herrschaft desselben, der Prediger und Schullehrer, allemal namentlich genannt werden; und nun beginnt der Zug zur Kirche in folgender Ordnung.

v) Auf Wendisch: Pobratschko. Er ist eben das, was der Bauer, in Pommern und einem Theile der Neumark, den Truschebär (d. h. vermuthlich: der, welcher das Bier aufträgt) nennt, der Lustigmacher des Festes.

Voraus ziehen die Musikanten.

Auf sie folgt die Braut, welche allemal, nach der überhaupt beschriebenen Form, in schwarzes Tuch gekleidet ist. Der Kopfputz der Jungfrau ist der eines Gevatter stehenden Mädchens, nur muß das Band grün seyn. Im Kranze flattert weiße und grüne, ungesponnene Seide. Die Braut wird von dem Brautdiener geführt, welcher um seinen Hut Roßmarin und ein buntes Band, um den Leib ein kattunenes oder seidenes Tuch w), und an der Seite meistentheils einen Degen trägt, und unverheirathet oder verheirathet seyn kann.

Hinter der Braut gehen zwei Brautjungfern x), die gerade so gekleidet sind, wie die Braut, nur daß ihnen die Seide im Kranze fehlt.

Hierauf folgt der Bräutigam, ebenfalls, wenn er noch den Titel eines Junggesellen führt, einen Kranz von Roßmarin mit fliegender Seide auf dem entblößten Kopfe tragend, geführt von zweien Bräutigamsdienern y), welche eben so, wie der Brautdiener, gekleidet, und präsumirte Junggegesellen sind.

In der Kirche führt der Brautdiener die Braut neben dem Bräutigam, und leitet sie, nach geschehener Kopulation, um den Altar herum, so wie dies die beiden Bräutigamsdiener dem Bräutigam thun.

Nach geschehener Einsegnung geht der Zug dergestalt zur

w) Er bekommt dies, nebst den Bändern, womit er geschmückt ist, von der Braut zum Geschenk.

x) Té Towarischki.

y) Té Towarischi.

Kirche hinaus, daß der Bräutigam vor der Braut geht. Unter Musik und Jauchzen z) zieht man dem Hochzeithause zu.

Vor dem Hochzeithause empfängt das neue Paar die Glückwünsche, und sodann beginnt daselbst der sogenannte Brauttanz. Den Ball eröffnet der Brautdiener mit der Braut, mit welcher nach und nach alle männliche Hochzeitgäste tanzen müssen. Nur der Bräutigam darf am ersten Hochzeittage gar nicht tanzen.

Hierauf geht man in die Stube, wo der Tisch völlig servirt seyn muß. Die Speisen sind unabänderlich folgende, in nachstehender Ordnung:

Biersupppe.

Erbsen, mit darüber gegossener Butter oder Speck.

Rindfleisch mit Meerrettig.

Gänse= Schweine= oder Hammelfleisch mit Petersilienwurzeln oder Pastinak.

Gänse= oder Schweinefleisch mit einer Sauce von Blut und abgebackenen Birnen.

Milchhirse, überstreut mit rothem Zucker und Korinthen.

Braten und Würste, d. h. Därme, mit wenigem Blute und vieler Grütze gefüllt.

Kuchen, besonders in der Gegend bei Kottbus, gebakkener Quarkkäse.

Bei Auftragung der Milchhirsen singen die anwesenden

z) Gewiß nicht ein Zeichen der Freiheit, wie Herr Medikus in seinen schönen Briefen über die Schweiz sagt! Deutsche Monatschrift. December 1795. Nirgends hörte ich, fast bei jeder Gelegenheit, mehr jauchzen, als unter den Wenden. So scheint mir's eher das Zeichen einer gewissen Unbändigkeit zu seyn!

Mädchen religiöse Gesänge und Glückwünsche dem neuen Ehepaar. Man nennt dies: die Braut ansingen.

Während des Essens, das sie durchgängig und bei allen Gelegenheiten fast ganz abgekühlt genießen, (gewiß eine mitwirkende Ursach ihres festen Körpers überhaupt, und besonders ihrer schönen Zahne,) geht das Branntweinglas und der Bierkrug ununterbrochen herum, wobei der Brautdiener die Aufwartung hat. In den meisten Dörfern müssen die Gäste zusammen das Getränk bezahlen; doch giebt es auch einige, wo der, welcher die Hochzeit ausrichtet, diese Bezahlung auf sich hat.

Sobald man mit Gesang vom Tische aufgestanden ist, wird wieder getanzt. Der Bräutigam geht endlich allein zu Bette (wahrscheinlich ein Monument des sonst bei den Wenden gewöhnlichen Rechts der Brautnacht) a), und läßt seine Braut dem Brautdiener zurück, welcher diesen ganzen Abend ihren vorzüglichsten Tänzer abgeben muß, und sie ihm, nach Verfluß einer kurzen Zeit, zuführt.

Das neue Ehepaar liegt den andern Morgen so lange im Bette, bis alle Gäste auf und versammelt sind, die ihm dann ein Ständchen machen, und den immer noch im Bette Liegenden ein Warmbier bringen, das die Brautsuppe heißt, und im Bette gegessen werden muß. Mittheilung von dieser Suppe ist ein Zeichen, daß man Jemanden hoch ehrt.

Meistentheils im Beiseyn der Gäste müssen nun die jungen Eheleute das Bett verlassen, und sich ankleiden. Sodann

a) Bei den polnischen Bauern fand ich die Sitte, daß der Bräutigam die erste Nacht nach der Trauung gar nicht zu seiner Braut kommen soll; ein noch stärkeres Monument dieses Rechts. An manchen Orten ists vielleicht noch mehr, als Monument.

beginnt sogleich der Tanz, welchen der neue Ehemann mit seiner Frau anfängt. Nur dem Essen macht von nun an der Tanz Platz.

Diejenigen Wenden, welche unter Edelleuten stehen, haben hier und da die Mode, daß am Morgen des zweiten Hochzeittages alle Hochzeitgäste zu der Herrschaft gehen, und dort eine Weile tanzen, wobei sie mit Branntwein und Bier bewirthet werden. Zum Mittagsessen gehen sie wieder in das Hochzeithaus. Hierbei hat übrigens nun nicht mehr der Brautdiener, sondern die Bräutigamsdiener die Aufwartung.

Soll die Hochzeit nur zwei Tage dauern, so verfügen sich Alle nach dem Essen sogleich in den Krug (die Schenke), und beschließen hier das ganze Fest. Dauert sie aber länger, und dies geschieht dann meistentheils vom Mittwoch oder Donnerstag bis zum Montag, so bleibt man diesen Tag noch im Hochzeithause. Diesen Abend erhalten sodann die jungen Eheleute von den Gästen das Hochzeitgeschenk, welches gewöhnlich in Gelde besteht; indem sie und die Gäste sich um einen, mit einem weißen Tuche bedeckten, Tisch setzen, auf den die Geschenke gelegt werden. Doch ist diese Beschenkung nur bei großen, d. h. länger als zwei Tage, dauernden Hochzeiten hergebracht.

Am Sonntage geht das neue Ehepaar, in Gesellschaft aller Hochzeitgäste, in die Kirche. Diesem feierlichen Kirchgang, den sie Peropusch nennen, folgt Tanz im Kruge, wo nun das ganze Fest beschlossen wird.

Alle angezeigten Gebräuche finden sich, freilich nicht durchgängig, bei den Hochzeiten aller Wenden in der Niederlausitz, aber doch bei den Meisten. Mitunter finden auch noch einige andere Statt; so wie überhaupt hierin fast jedes Dorf Eigen-

heiten hat. In der Gegend bei Forst wird z. B. der Bräutigam am Brauthause von allen männlichen Hochzeitgästen mit Ofengabeln, Spießen und Besen empfangen, und ihm der Eingang streitig gemacht. Hier tritt endlich der Brautdiener hervor, zieht den Degen, und öffnet ihm dadurch den Zugang. Auch pflegt man hier über den Kopf der Braut, wenn sie aus dem Hause geführt ist, Haselnüsse unter die Zuschauer zu werfen; so wie ein altes, äußerst schmutzig gekleidetes Weib, einen Stecken unter sie schleudert. Hierbei hat man den Aberglauben, daß die damit getroffene Jungfrau, während eines Jahres, heirathet. Bei Lübben herrscht die Mode, daß die bei der Hochzeit gegenwärtigen, unverheiratheten jungen Mannspersonen, ein Wettrennen mit Pferden anstellen, dessen Preis ein großer Kuchen (Stolle) ist, und das man: das Stollenreiten nennt. Doch fängt dies an abzukommen, weil die, meistentheils trunkenen, Leute nicht bloß oft sich selbst, sondern auch fast immer den Pferden dadurch wehe thaten.

* * *

Die Kindtaufmahlzeiten werden in den meisten Dörfern, bei der Einsegnung der Sechswöchnerinn, das heißt, ohngefähr fünf Wochen nach der Taufe, gegeben. In einigen Dörfern, bei Kottbus und Forst, geschieht es jedoch erst entweder allemal im Herbste, oder nach Verfluß eines ganzen Jahres; so, daß also der Täufling dabei gewöhnlich mit zu Tische sitzen kann. Die dabei vorkommenden Speisen sind nicht bestimmt, und richten sich nach der Jahrszeit, in welcher das Fest gegeben wird; doch entsprechen sie gewöhnlich den bei den Hochzeiten angezeigten. Schwarzfleisch und Milchhirse fehlen nie.

* * *

Ihre Leichen werden ganz, vom Kopfe bis zu den Füßen, in weiße Leinwand gekleidet. Die Mütze, bei den Männern oben zugespitzt, bei den Weibern gerundet; das vom Halse bis zu den Waden herabreichende Sterbekleid, dessen Ermel und Halskragen mit einem schwarzen Bande zugeschleift werden; die Strümpfe; alles ist von Leinwand. Schuhe werden ihnen nicht angezogen. Gewiß! eine lobenswürdige Mäßigkeit, freilich von Armuth erzeugt.

Dem Sarge folgen, zur Begräbnißstelle, erstlich die Männer, ohne Trauerauszeichnungen, als hier und da etwa einen Flor um den Hut, und ein weißes leinenes Tuch in der Hand; und dann die Weiber, von denen die Verwandtinnen des Verstorbenen jene vorhin beschriebene Trauerkleidung führen. Muß die Leiche erst von einem Dorfe ins andere zur Beerdigung gefahren werden, so wirft man, bei der Rückkehr, an der Gränze eine Leiter von dem Leichenwagen ab. Daher findet man an den meisten Gränzen große Haufen solcher Wagenleitern.

Nach der Beisetzung des Leichnams wird meistentheils, im Trauerhause, eine Mahlzeit gegeben, welche man an einigen Orten, wohl nicht ganz mit Unrecht, das Leid vertrinken nennt.

* * *

Der Wendische Nationaltanz, dessen Taktmensur drei Viertel beträgt, ist, ohnstreitig unter allen Tänzen, selbst den Contretanz und Walzer mit eingeschlossen, der, welcher der Gesundheit am nachtheiligsten seyn muß, und nur von einem so robusten Volke erfunden und ohne allzugroßen Schaden gebraucht werden kann. Die Tänzerin dreht sich, wie ein Kreisel, unaufhörlich herum. Ich sah Mädchen, die dieses Krei-

sen, bei welchem selbst dem Zuschauer zu schwindeln beginnt, eine halbe Stunde hinter einander aushielten, und dann, ohne Wanken, an ihren Sitz gingen, um sogleich wieder aufgefordert zu werden. Je länger eine Tänzerin sich auf diese Art zu drehen vermag, wobei ihre fliegenden Röcke ihr die Gestalt einer vom Wasser Getragenen geben, desto mehr bildet sie sich darauf ein, und desto reizender finden sie die Liebhaber, die der rohe Wende so gut aufzuweisen hat, als der gebildete Deutsche, freilich mit dem Unterschiede, daß jener nur den Körper seiner Nymphe, dieser aber mehr die Seele liebt. Der Tänzer geht, in selbstbeliebigen Schwenkungen, um die Tänzerin herum, und nur zuweilen, ebenfalls wenn es ihm beliebt, ergreift er ihre Hände: und dann erhält dieser Tanz beinahe die Gestalt der Polonoise, wie sie nämlich der polnische Bauer tanzt; d. h. die Paare hüpfen, entweder an einer Hand gefaßt, in langen Kreisen herum, oder sie drehen sich, mit um den Leib geschlungenen Händen, ebenfalls in solchen Kreisen.

Die Musik besteht gewöhnlich aus einer Violine, einem Violoncello, und einem Dudelsack b), ihrem Lieblingsinstrument. Zuweilen begleitet diese noch eine Schallmei, ein Klarinett, oder auch eine Trompete.

* * *

Selten wird man unter einem Volke so viele reine melodische Stimmen finden, als unter den Wenden. Wahrscheinlich ebenfalls eine Folge ihrer frugalen Lebensart! Besonders ist dies der Fall bei dem weiblichen Geschlechte. Sie geben eine wahre Ohrenweide. Allein sie scheinen dies auch selbst zu wis-

b) Sie nennen ihn: Koschol, d. h. den Bock, weil er aus der Haut eines Ziegenbocks gemacht wird. Daher heißt der, welcher ihn spielt: der Bockpfeifer.

sen, und daher singen sie bei jedem Geschäfte, wo es sich nur thun läßt. Die Melkerin, die Spinnerin, die Arbeiterin auf dem Felde, singt meistentheils religiöse Gesänge, zuweilen auch ein Volkslied c).

Denn auch die Wenden haben diese, so wenig sie für Dichtkunst gemacht scheinen. Freilich dürfen die Verfasser davon wohl keine Ansprüche auf Brüderschaft mit unserm Claudius machen; aber es waren ja auch nur wendische Volksdichter und namenlose Bauern.

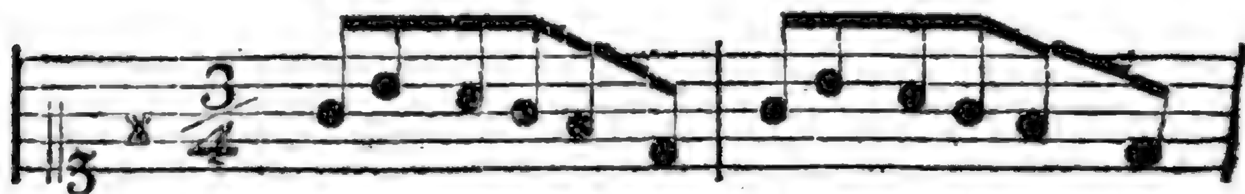
Ich will hier so ein Volksliedchen hersetzen, und zwar gerade das, was am häufigsten gesungen wird. Ich wähle dies zugleich deswegen, weil es ganz kurz ist, und schreibe das Original, nebst wörtlicher Uebersetzung, her, damit sich diejenigen, welche noch nie ein wendisches Wort hörten, doch einen oberflächlichen Begriff von dieser Sprache machen können. Es lautet so:

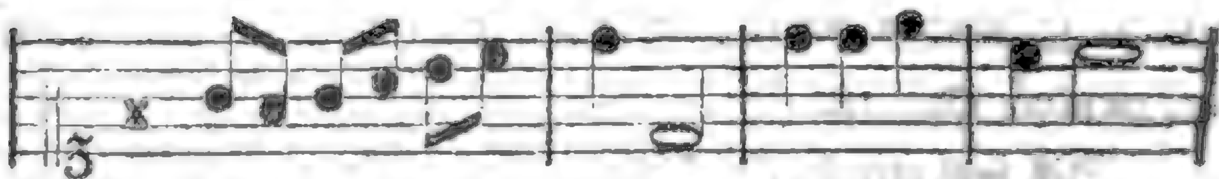
Anka, tü ſzü moia,
Hannchen, du bist mein,
Ja ſzom tæke twoia.
Ich bin auch dein.
Dei mi doch Mulko,
Gieb mir doch dein Mäulchen,
Jano malo Chilko!
Nur ein kleines Weilchen!

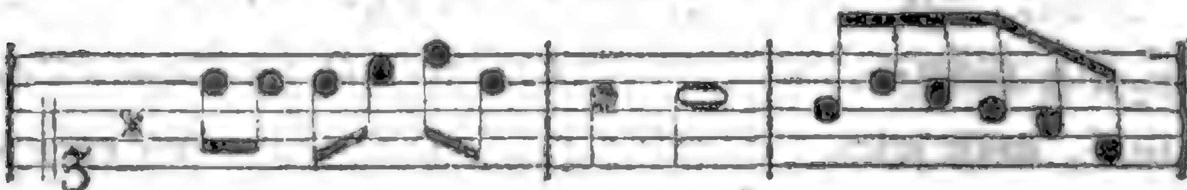
Ich habe das Wendische hier ganz so geschrieben, wie es ausgesprochen wird. Das ch in Chilko lese man so, wie es die Juden meistentheils, oder wie wir es nach dem o und u

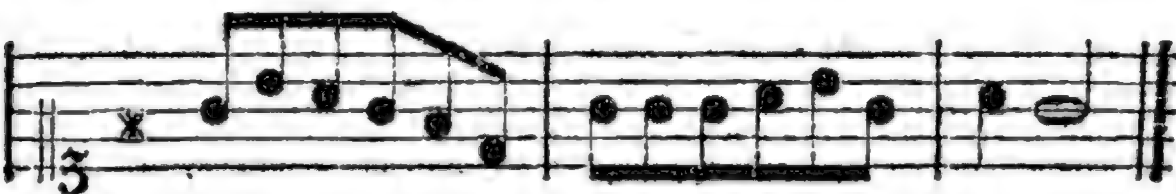
c) So viel ist ausgemacht, daß beim Singen die wendische Sprache nicht nur nicht rauh, sondern sogar lieblich klingt.

aussprechen. Die Melodie zu diesem Liedchen, nach **welcher** sie fast immer ihren vorhin beschriebenen Nationaltanz **tanzen**, ist folgende:









* * *

Von ihrer Liebe zum Gesange giebt auch folgender, vorzüglich in der Gegend bei Kottbus herrschender, Gebrauch, einen Beweis. Vier bis fünf Wochen vor Ostern fangen die Mädchen an, des Abends auf den Straßen der Dörfer religiose Gesänge zu singen, gewöhnlich erst ein Danklied, sodann einige Passionslieder. Hiermit fahren sie bis Ostern fort. In der Nacht auf den ersten Osterfeiertag singen sie, in Vereinigung mit den jungen unverheiratheten Mannspersonen, um ein Uhr Osterlieder, indem sie dabei erstlich im Dorfe herumziehn, dann vor dem Hause ihrer Herrschaft stehen bleiben, und endlich wieder durchs Dorf gehen. Nachmittags singen sie noch einmal auf diese Art, und erhalten nun von der Orts-

herrschaft ein Geschenk an Gelde, Kuchen und Branntwein. Den Sonntag nach Ostern endlich beschließen sie, im Dorfe herumziehend, dieses Singen.

* * *

Unter allen Spielen, welche ich bei ihnen fand, fiel mir keines mehr auf, als folgendes, welches ganz ihrer Rohheit angemessen scheint. Am zweiten Pfingstfeiertage halten in der kottbusischen Gegend die Pferdeknechte ein Wettrennen zu Pferde. Sie stellen sich in eine gerade Linie, und, auf ein gegebenes Zeichen, rennen sie nach einem bestimmten Ziele. Der erste, welcher dies Ziel erreicht, heißt der Herr, der zweite der Bediente. Der letzte wird zur Enthauptung verurtheilt, d. h. man setzt ihm einen tönernen Topf auf den Kopf, den ihm der Vorletzte, welcher deswegen der Scharfrichter heißt, abschlagen muß. Hierauf ziehen sie alle im Dorfe von Haus zu Haus, und erhalten Geschenke, die sie vertrinken und vertanzen.

* * *

Ein sehr sonderbarer Gebrauch ist bei den Wenden, daß nicht der Wirth seinem Hause, sondern das Haus dem Wirthe den Namen giebt. Die Wirthschaften behalten stets ihren Namen, und bekommen sie einen neuen Besitzer, so muß dieser seinen Namen ablegen, und den des Guts annehmen. Selten weiß daher hier ein Kind den eigentlichen Geburtsnamen seines Vaters. Es rührt dies übrigens wahrscheinlich nicht von ihnen selbst, sondern von ihren deutschen Vorgesetzten her, denen es bequem war, ihre Tabellen nicht verändern zu dürfen, was man jedoch nur bei den Wenden wagen zu können glaubte.

* * *

Der allgemeine Gruß der Wenden ist: Gott helf' euch! d) und der Gegengruß: Gott danke! e) Doch bedient er sich auch der Wünsche: Guten Morgen! f) Guten Abend! g) Gute Nacht! h)

* * *

Die ganze mir bekannt gewordene Literatur der Niederlausitzischen Wenden besteht, mit Ausschluß einiger älteren und einiger ganz kleinen neueren Schriften, aus folgenden Büchern, die meistentheils in Kottbus oder Lübben gedruckt sind:

1) Wendische Sprachlehre für Deutsche, von dem verstorbenen Oberprediger zu Lübbenau, Herrn Hauptmann.
2) Die Psalmen und das Buch Jesus Sirach, übersetzt von dem verstorbenen Herrn M. Wille, Prediger zu Briesen bei Kottbus.
3) Gesangbuch, aus der Porstischen Liedersammlung übersetzt, von mehreren Geistlichen, und herausgegeben von dem ꝛc. M. Wille.
4) Uebersetzung des neuen Testaments, von dem verstorbenen Inspektor zu Kottbus, Herrn Fabricius.
5) Uebersetzung des kleinen Katechismus Lutheri, von demselben.

d) Pomogei Bóg wam.

e) Bóg gickui. (Man lese das g vorne wie das j der Franzosen, und spreche das ui hinten zusammen aus.

f) Dobbrétscho (dobbri jutscho.)

g) Dobbrjazor (dobbri wjazor.)

h) Dobr noz (dobbri noz.)

6) Die Fuhrmannische Heilsordnung, von dem Herrn Oberprediger G. C. Fritze zu Kottbus übersetzt.
7) Predigtsammlung von demselben.
8) Sammlung biblischer Erzählungen, von dem Herrn Oberprediger Schindler zu Peiz.
9) Uebersetzung des Beckerschen Noth- und Hülfs-Büchleins 2c., von demselben.
10) Gebetbuch von dem Herrn Prediger Lademann zu Madlow bei Kottbus; und
11) Uebersetzung des alten Testaments, von dem Herrn Prediger J. F. Fritze zu Kolkwitz bei Kottbus.

IV.

Würde der größte Theil der Deutschen die Freiheit und Gleichheit auch nur einmal annehmen, wenn sie ihnen angeboten würde?

Wohl schwerlich ist je in alten und neuen Zeiten über irgend einen Gegenstand so viel radotirt worden, als über Freiheit und Gleichheit. Auch sehr rechtliche Schriftsteller, die man sonst mit Nutzen und Vergnügen liest, werden plötzlich wie mit einem Paroxysmus von Irrereden befallen, sobald sie auf dieses Thema kommen. Es thut mir wahrhaft leid, unter diesen Schriftstellern einen Mann zu finden, der seit langen Jahren die Achtung von ganz Deutschland, und die meinige so sehr besitzt, daß es mir beinahe mechanisch geworden ist, keinen Bogen zu schreiben, ohne etwas aus seinen Werken zu citiren. Es ist Asmus, der liebe wackere Asmus in Wansbeck! Aber — möchte er doch nur seinen Urian ungeschrieben gelassen haben! Zwar seine gute Absicht ist auch hier nicht zu verkennen, und ich lasse ihr mit Freuden volle Gerechtigkeit wiederfahren; aber ward je eine gute Absicht durch unrechte Mittel erreicht? Und gehört es etwa nicht zu den unrechten Mitteln, die Ideen eines Volks, das nun schon seit länger als sieben Jahren an Tugend und Laster alle andere hinter sich läßt, zur Caricatur zu machen, und darauf Patriotismus gründen zu wollen? Daß dies aber wirklich der Fall ist; daß die Caricatur nur im Bilde des

Dichters,

Dichters, aber nicht im Original Statt findet, getraue ich mir sehr leicht zu zeigen. Zuförderst setzt Asmus, obwohl nur im Vorbeigehn, die Menschenrechte in ein possierliches Licht. Ist es ihm damit wirklich Ernst — ihm, der zu andern Zeiten ein so warmer und würdiger Vertheidiger derselben war? Schickten nicht (um die Franzosen ganz aus dem Spiele zu lassen) die Amerikaner noch vor ihnen eine Erklärung der Menschenrechte vor ihrer Constitution voraus? Heißt nicht der erste Artikel derselben: „Alle Menschen werden gleich frei und unab„hängig geboren, und haben natürliche und auf ihre Personen „haftende Rechte, deren sie durch keinerlei Vertrag ihre Nach„kommen berauben können" — und welcher Urian hat dies je belachenswerth gefunden? — Doch, wie gesagt, Asmus nennt die Menschenrechte nur im Vorbeigehen; der Gleichheit aber geht er mit den Waffen des Spottes recht ernstlich zu Leibe.

„Bis jetzo waren Herr und Knechte,
„Und Knecht und Herren in der Welt.
„Von nun an sind nicht Knechte mehr,
„Sind lauter Herren hin und her." —

Auch in einem Gedichte, besonders wenn es wie das gegenwärtige zur Lehre und Warnung dienen soll, ist einige Auseinandersetzung der Begriffe wohl nicht am unrechten Orte. Ich frage demnach, was soll das sehr zweideutige Wort Herr hier heissen? So viel, als von niemand andrem abhängen, sein eigner Herr seyn oder andrer Herr seyn, über andre befehlen? Ist es das erste, so hat Urian gar nichts Possierliches, wozu er doch die Miene annahm, sondern etwas recht Vernünftiges und Ernsthaftes gesagt. Ich habe, welches ich recht sehr bedaure, Asmus nie von Angesicht gesehen; aber ich weiß aus mehreren Anekdoten, und finde es auf-

allen Blättern seiner Schriften, daß er ein ungemeiner Freund der persönlichen Unabhängigkeit und Freiheit ist, und ich denke seinem Patriotismus nicht zu nahe zu treten, wenn ich glaube, daß er unter andern darum ein so patriotischer Däne ist, weil er in seinem Vaterlande so ganz sein eigner Herr seyn kann. Ich schließe mich als Preuße an ihn an, und liebe deshalb mein Vaterland nicht minder, weil es mir gleiche Unabhängigkeit und Freiheit gewährt. Aber war denn das vor dem Jahre 1789 mit den Franzosen eben so? Muß Asmus es nicht selbst wahrscheinlich finden, daß sein Omnia sua secum portans ihn in die Bastille gebracht hätte? Und wenn die Franzosen nun über ihre errungene Freiheit, die wir andern längst besaßen, jauchzen, und sich, im Gegensatze mit ihrer vorigen Knechtschaft, Herren dünken, lauter Herren, ist hierin irgend etwas Absurdes und Verspottenswerthes? Die andre Bedeutung aber ist wieder gar zu absurd, um in irgend eines Volkes Kopf kommen zu können. Sollte aber etwa auf die Herrschsucht Einzelner angespielt werden, so ist dies eine Erscheinung, die in allen Republiken vorkommt; in keiner aber haben die Factionärs noch so schnell und allgemein ihren Lohn empfangen, als in der französischen! — Asmus fährt weiter fort:

„Sonst war Verschiedenheit im Schwange,
„Und Menschen waren klug und dumm:
„Es waren kurze, waren lange,
„Und dick' und dünne, grad und krumm.
„Doch nun, nun sind sie allzumal
„Schier eins und gleich, glatt wie ein Aal!" —

Es ist nicht zum erstenmale, daß ich diese und ähnliche Einwürfe gegen die Gleichheit lese: aber treffende Antworten hierauf sind mir, wenigstens von Deutschen, noch nicht vorgekommen.

Hier sind ein Paar französische; ich theile sie unübersetzt im Originale mit, weil sie wirklich nicht für den Alltagslacher über den Herrn Urian geschrieben sind. — „N'allez pas croire," sagt Mirabeau, „que nous adoptons la belle *chimère* „de l'égalité *parfaite* entre les hommes. Mais nous pen„sons, que c'est bien assez de l'inégalité de la nature et „des choses, sans y joindre une *inégalité de convention.*" — Garat, in seinen Considérations sur la Révolution françoise, warnt, man solle nicht l'égalité des *droits* und l'égalité des *talents* mit einander verwechseln, und fährt dann, freilich etwas sarcastisch, fort: „Personne assurément en France, n'a pu „croire que tant de princes et de gouverneurs imbécilles „qui, du haut de leur trônes, ont fait descendre si sou„vent leur stupidité sur leurs peuples, fussent égaux en „talents à ces génies rares qui, de leurs cabinets aban„donnés et solitaires, ont éclairé toutes les nations. On „sait bien que *Jaques II* n'avoit ni l'ame de *Sidney*, ni „la philosophie de *Loke*, et que *Louis XV* n'auroit pas „fait l'esprit des loix comme *Montesquieu*. *L'égalité des* „*droits* est autre chose, etc." — Die Franzosen also machen wenigstens keinen Anspruch auf die Gleichheit, wie Plöner Aal! Was weiter nun folgt, vom „Radschlagen und Rumoren", ist wieder so äußerst unbestimmt und zweideutig! Meint Urian damit die Revolutions- oder Constitutions-Regierung? Meint er unschädliches oder schädliches Radschlagen und Rumoren? Freilich galten bei der Revolutions-Regierung keine constitutionellen Gesetze; das war ja eben ihr Wesen, von dem mir jedoch so wenige noch einen richtigen Begriff zu haben scheinen, daß ich es nicht für überflüßig halte, aus der kürzlich erschienenen Histoire philosophi-

que de la Révolution de France, per Antoine Fantin-Désodoards, hier eine Stelle einzurücken. „In Umständen, „die dem gemeinen Wesen große Gefahr drohen, betrachtete „man zu allen Zeiten die Einheit der höchsten Macht als einen „Hauptvorzug der monarchischen Regierung vor der republika„nischen. Die Römer warfen in kritischen Zeitläuften einen „Schleier über die Gesetztafeln, und vertrauten die unum„schränkte Gewalt einem Dictator an; aber die an diese höchste „Würde geknüpfte Macht wurde jedesmal auf den möglichst „kürzesten Zeitraum eingeschränkt. Rousseau bewundert die „Vortreflichkeit dieser Maaßregel, und empfiehlt sie allen freien „Völkern für die Epoche, wo das Vaterland in Gefahr ist. „Das war aber nicht das Ziel, wohin die Jakobiner wollten, „als sie sich von den Fesseln der Constitution loszumachen streb„ten. Bei den Römern führten, zur Zeit des Sturms, „Männer vom ersten Range an Talenten und Tugenden das „Ruder der Regierung; bei uns bemächtigten sich grausame „und unwissende Menschen der höchsten Macht, und gebrauch„ten sie wie die bösen Geister, um überall Verwüstung, Schrek„ken und Tod auszubreiten." In dieser Epoche ward also doch radgeschlagen und rumort? Meinem Bedünken nach ganz und gar nicht! Für die Machthaber ist dieser Ausdruck viel zu klein, zu niedrig, zu burlesk. Noch soll die Sprache ein Wort erfinden, welches beides zugleich ausdrückt, das Vaterland nach außenhin retten, und von innen zu einem Meere von Bürgerblut machen! Für die Tyrannisirten aber war alles Radschlagen und Rumoren Verbrechen; nur ein unbesonnenes Wort, und die Guillotine schloß dem Redenden den Mund auf ewig! Diese Epoche ist vorüber, und die Regierung wieder constitutionell. Wie steht es nun mit dem Rad-

schlagen? Das unschädliche wehrt niemand, und dagegen wird der Menschenfreund Asmus wahrlich nichts einzuwenden haben. Er gönnt ja so sehr jedem Menschen Freude; diese aber kann nicht bestehn, wenn jeder Machthaber sich das Recht anmaaßt, jede Handlung der Spontaneität, die an sein zärtliches Trommelfell etwa ein wenig zu unsanft anschlägt, sogleich zu verbieten. Schädliches Rumoren aber ist in der französischen Constitution eben so gut verpönt, wie in irgend einem, noch so wohl organisirten monarchischen Staate. Ja die Tugend ist nunmehr sogar constitutionell; denn es heißt ausdrücklich in der Déclaration des Devoirs:

> Nul n'est bon citoyen s'il n'est bon fils, bon père, bon frère, bon ami, bon époux —

und ich wüßte in der That nicht, was man in Dännemark oder in irgend einem andern Staate besseres sagen oder thun könnte! — Die beiden folgenden Strophen von der Vernunft und Religion gehen die Deutschen eben so gut an, wie die Franzosen. Indeß einen Wunsch kann ich bei dieser Gelegenheit nicht ungeäußert lassen. Möchte doch ein Schriftsteller (aber kein Barruel, sondern ein Spittler!) sich entschliessen, uns eine unpartheiische Geschichte der Religion während der Revolution zu geben! Mit Recht waren die Feste der Vernunft jedem rechtlichen Menschen zum Ekel und Abschen: aber, ohne Rücksicht darauf, daß die neue Constitution schon längst wieder *en présence de l'Etre suprème* proclamirt worden, würde es in einer solchen Geschichte sich zeigen, daß alle jene Auswüchse eine Folge von dem durchaus verdorbenen Religionszustande Frankreichs waren. Reformationen im Geiste Luthers sind in der Welt seltne Erscheinungen; der gewöhnliche Gang ist, erst aus einem Extrem ins andre zu fallen, und

dann in die Mittelstraße einzulenken. Auch wurden ja jene Auswüchse von Franzosen selbst laut genug gemißbilligt! Was kann man stärkeres sagen, als Dumourier: „Leur *délire* „*impie*, en mettant des *catins* sur les autels, les a rendus „plus ridicules que les Egyptiens, qui y plaçoient des „chats et des crocodiles. Aussi la *majorité* de la Nation „voit-elle avec indignation, ou au moins avec mépris, „les *niaiseries* qui la ramenent à l'enfance du monde.“ — Endlich dann die Potentaten, und der Scepter, und der Stiel — das alles geht wieder ganz die Franzosen an. Daß es doch dem Menschen so leicht wird, andre zu beurtheilen, so schwer hingegen, sich in ihre Lage zu versetzen, ohne welche Versetzung gleichwohl eine richtige Beurtheilung ganz unmöglich ist! Man braucht eben kein sonderlicher Historiker zu seyn, um zu wissen, daß die Franzosen schon seit langen Zeiten ihren Scepter mit keiner großen Ehrfurcht betrachten konnten. Eben so braucht man bei keinem Jacobiner, sondern nur bei dem ersten dem besten Emigrirten in die Schule zu gehen, um zu lernen, daß das Zerbrechen dieses Scepters größtentheils die Schuld desjenigen war, der ihn führte. Er ist nun zerbrochen, und dafür ein neuer republikanischer gemacht. Ist dieser wohl so geradehin — ich weiß nicht, ob ein Besen- oder pappener, oder was sonst für ein Stiel? — Kein Amerikaner kann mit Asmus singen:

Wir ehren unsern König hoch —

denn er hat keinen König! Ist er deshalb ein verächtlicher Mensch, den jeder Royalist das Recht hat auszuzischen? Ich kenne die heftigen Invectiven von Thomas Paine gegen alles, was Monarchie ist! Auf mich haben sie nie den mindesten Eindruck gemacht: denn ich bin aufs innigste überzeugt,

daß wenn Paine an meiner Stelle wäre, er würde anders denken und sprechen. Ich begreife dagegen wieder recht wohl, wie er in seiner Seele (wie er sich einmal ausdrückt) der ganzen Hölle der Monarchie den Krieg ankündigt! Immerhin; er dulde mich nur, und ich dulde ihn von Herzen wieder, ohne seine politischen Meinungen zu theilen. Soll es denn mit den Franzosen anders seyn? — „Aber diese haben alle Scepter „vom Tajo bis zum Oby zerbrechen wollen" — Wollen, ja, aber sie haben sich bereits besonnen! Als sich zuerst die große Koalition gegen sie formirte, und das Kriegsglück unter Dumourier ihnen über Verdienst lächelte, da rappelte es in einer Menge Jacobiner-Köpfen, und es kam ihnen ein, die ganze Welt zu republikanisiren. Er ist vorüber, dieser Paroxysmus; schon längst nennen die Franzosen unsre Könige wieder Majestäten, und ehren also wenigstens fremden Scepter; ist es nun wohl billig, auf ihren — andern Stiel verächtlich herabzusehen? Da ehre mir Gott meinen alten Montagne! Bei ihm habe ich ein Sentiment gefunden, welches, allgemein angenommen, den ganzen fürchterlichen Meinungskrieg um Regierungsformen beilegen könnte. Es ist auch in Versen, und heißt zu Deutsch also:

„Lieb allezeit den Staat, wie du ihn einmal findest.
„Ist er ein Königreich? Gut, liebe die Monarchen!
„Und herrschen wenige? herrscht selbst vielleicht das Volk?
„Lieb ihn nicht weniger: Er ist dein Vaterland!" —

Und wozu am Ende alle jene Türlüpinaden? Um Revolutionen vorzubeugen, und der Freiheit und Gleichheit den Paß zu verriegeln? Wenn ich die vier großen Staatsumwälzungen, die ich selbst erlebt habe, die amerikanische, französische, batavische, und polnische, in Gedanken zusammenfasse, so ergreift

mich mit einem heiligen Schauer das Gefühl einer höhern unsichtbaren Macht, die nach einem so weit umfassenden Plane, wie er in keines Menschen Gehirn kommt, den Gang der Dinge leitet, und Millionen Menschen, mit allen ihren noch so verschiedenen, noch so entgegengesetzten Entwürfen und Bestrebungen, wie Maschinen braucht, um ihren Entwurf auszuführen. Mir sind Washington und Franklin große, unsterbliche, um ihr Vaterland höchstverdiente Männer, aber keinesweges so geradehin die Stifter der amerikanischen Unabhängigkeit von England. Die wahren Stifter derselben sind gerade diejenigen, die sich diese Unabhängigkeit nicht im Traume einfallen ließen; ich meine die englischen Finanzminister, welche die Stempel- und nachmals die Theeacte vorschlugen und durchsetzten. An ihr hängt das ganze nachmalige, aus Millionen Fäden gesponnene Gewebe, woran freilich die obengenannten Männer ihren großen Antheil haben. Eben so erkenne ich, als den eigentlichen Stifter der französischen Revolution, niemand andern als Ludwig XVI selbst, durch seine Einmischung in den amerikanischen Krieg. Und wer ist im Grunde Schuld daran, daß kein Pole mehr ist? Der nämliche, der ihm seine Freiheit wiedergeben wollte, Koszinsko! Und durch wen ward das unüberwindliche Amsterdam eingenommen? Durch die Franzosen? Nicht doch! Durch den Thermometer, der im Januar 1795 ungewöhnlich tief unter dem Gefrierpunkte stand. So sind denn also Revolutionen weit über alle menschliche Anschläge erhaben. Sie durch Schriftstellerei aufhalten wollen, kommt mir demnach eben so vor, als packte jemand mit seinen ohnmächtigen zehn Fingern die Erde, um dadurch ihren Lauf um sich selbst oder um die Sonne zu hemmen. Gerade in unserm lieben Deutschland aber scheint

mir diese gutherzige Bemühung doppelt überflüßig: denn — um nun erst zu meinem eigentlichen Thema zu kommen — wenn auch, ohne alle Revolution, Deutschland Freiheit und Gleichheit angeboten würde, so glaube ich, daß nur der kleinere Theil sie annähme.

Ich weiß wohl, und begehre es nicht zu läugnen, was Gentz sagt: „Wo der Silberton Freiheit erklingt, horcht „jedes menschliche Ohr auf, und jedes Herz wird rege." Nur den Silberton nehme ich in Anspruch; wenigstens ist in dem Silber eine starke Legierung mit unedlerem Metalle. Allerdings wirkt das Wort Freiheit mit magischer Kraft auf das menschliche Herz, dies rührt aber lediglich von seiner Unbestimmtheit her, welche der Fantasie den weitesten Spielraum läßt, alle ihre Geburten und Mißgeburten hineinzutragen. Es ist jammerschade, daß manche Experimente sich nicht füglich anstellen lassen, weil sie zu viel wirken; sonst wollte ich eins vorschlagen, welches die Aufgeklärtheit oder Nichtaufgeklärtheit eines Volks auf der Stelle entschiede. Man biete einer Nazion unbestimmt Freiheit an! Wer sie ohne weitere Frage annimmt, der ist aufs wenigste ein Thor, wo nicht gar ein Bösewicht. Er denkt sich dabei kaum etwas anders, als die Freiheit, alles zu thun, was seinen Lüsten und Begierden beliebt, und nun fehlt ihm nichts als Reichthum und Macht und ein wenig Kopf, um ein Artois zu werden! Fragte hingegen das Volk, worin seine Freiheit bestehen sollte, und es erhielt darauf die Antwort: es solle von allen Fesseln des Staats entledigt, in die volle Naturfreiheit zurücktreten: so würde ich auch jetzt noch jeden Acceptanten aufs mindeste für einen unerfahrnen Thoren halten, der die Wohlthaten des Staats gedankenlos genossen hat, und nicht zu berechnen weiß, wie

unglücklich er mit aller seiner Naturfreiheit seyn würde. Wie viel nun solcher Acceptanten, sowohl der schon bedingten Naturfreiheit, als der ganz unbedingten, in Deutschland seyn würden, getraue ich mir nicht zu bestimmen! Diese Bestimmung wäre aber auch hier ganz müßig, weil selbst in der Fiktion das Anbieten einer solchen Freiheit kaum denkbar ist. Angeboten kann, disseits den Huronen, nichts anders werden, als eine Veränderung der Regierungsform; und hier frage ich zuförderst: was würden die Deutschen thun, annehmen oder verwerfen, wenn man ihnen die Aufhebung der Kaiserwürde anböte?

Wir Preußen würden bei dieser Frage gänzlich neutral bleiben. Wir haben keinen Kaiser; selbst die Brandenburger nicht, wegen des Privilegii de non appellando. Er thut uns nichts zu gute, aber auch nichts zu leide; das letztere haben wir lediglich von dem Erzherzoge von Oestreich zu befürchten. Eine gleiche Neutralität würde, glaube ich, in allen andern Chur- und fürstlichen Staaten stattfinden, wo das nämliche Privilegium gilt, und nicht etwa die Religion eine Anhänglichkeit an den Kaiser bewirkt. Diejenigen weit mehreren, obgleich kleineren deutschen Staaten hingegen, die wirklich einen Kaiser haben, würden ihn auch schwerlich missen wollen. Wenn nicht etwa der französische Krieg die Gesinnungen einiger oder mehrerer umgestimmt hat, so werden sie in der kaiserlichen Macht immer ein wohlthätiges Gegengewicht der landesherrlichen, entweder finden, oder doch zu finden glauben. Das, noch so kostbare, noch so langsame Wezlar wird ihnen ein Palladium ihrer Freiheit dünken, und sie werden ihm höchstens eine Verbesserung, aber keine Aufhebung wünschen. „Wie „aber, wenn den Deutschen, statt ihrer ganzen bisherigen

„politischen Verfassung, republikanische Freiheit ange-
„boten würde, sollten sie wohl so wenig Freiheitsgeist besitzen,
„sie auszuschlagen?“ — Ich war schon auf dem Wege, diese ungleich interessantere Frage vorzunehmen, und schickte die vorige blos voran, um a Jove den Anfang zu machen. Wenn man hierüber gewisse Leute hört, für welche ich noch keinen schicklichen Namen weiß, (der Name Jakobiner-Riecher ist mir zu niedrig, aber die Idee ist es!) — so wimmelt es in den preußischen Staaten, in Sachsen, an der Donau, Rhein, Main, Elbe, Weser, Oder, von lauter republikanischen Monarchien-Stürmern! Irgend ein paar junge Bursche, in einer muntern Gesellschaft, brechen, vom Weine erhitzt, in das Allons enfans de la patrie, oder in ein Vive la Republique aus. Hätte man sie die Nacht ausschlafen lassen, so wären sie den Morgen ruhig und still an ihre Arbeit gegangen, und es hätte sich in ihren Köpfen keine andre Revolution zugetragen, als die sehr heilsame vom Rausche zur Nüchternheit; aber die Riecher haben gerochen und schlagen Lerm; die Polizei erwacht; und man bringt diese armen Wichte, als sehr gefährliche Kreaturen für den Staat, über die Gränze! Die Bauern einer gewissen Provinz seufzen schon längst unter den Bedrükkungen der Jagd und des Wildfraßes. Endlich reißt ihnen der Faden der Geduld; sie fangen an, sich zusammen zu rottiren, und Exzesse zu machen. Mit Recht wurde ihnen Einhalt gethan: aber waren sie darum Republikaner, die ihre monarchische oder aristokratische Verfassung niederstürmen wollten. Kein Gedanke der Art kam in ihre Köpfe; sie wollten weder ohne Herrn seyn, noch einmal einen andern Herrn haben; sie suchten blos ihren Herrn, vor den sie nicht kommen konnten, mit Lermen und Geschrei zu erwecken, ihnen Hülfe zu

schaffen. Eine Parthie Handwerksburschen fängt **Feuer über** eine Ehrenkränkung, die einem ihrer Mitbrüder **widerfahren.** Der Funke wird nicht in der Geburt erstickt, und **bricht durch** linkisches Benehmen zu einer großen Flamme aus, **die nicht** anders als durch Kartätschen gedämpft werden kann. Im Branntweinrausche ruft einer, auch wohl mehrere: **Es lebe** die Freiheit! Wollten sie darum wohl, wie die **Girondisten,** auf den Trümmern des Throns eine Republik errichten? **Welche** lächerliche Ideen, wenn man die Objekte näher kennt, **und** wenn dieser Handel nicht mit Blut bezeichnet wäre! **Die** Mainzer Geschichte berühre ich nur, weil sie *nichts*, **gar** nichts beweist. Daß Mainz einzelne wahre Republikaner aufzuweisen hatte, wer kann das läugnen! Ich nenne deren blos zwei: Forster und Adam Lux. Den ersten kannte ich schon mehrere Jahre vor der Revoluzion als solchen; und den leztern nenne ich darum, um eine Blume auf sein Grab zu streuen. Wer die Revolution nur aus Almanachen kennt, weiß von ihm nichts anders, als daß er sich in die Charlotte Corday verliebte, eine Lobschrift auf sie machte, und dafür auf das Schafott wandern mußte. Ich kenne ihn von einer würdigern Seite! Nicht die schöne Larve, sondern die Rache der Corday entflammte seine ganze Seele! Heiliger Unwille brannte in seinem Herzen gegen die Blutmenschen, die am 31sten Mai die Gironde stürzten Mit dem Muthe eines Brutus sagte er ihnen in offenem Drucke folgendes ins Angesicht: „Republikaner seyn, heißt ein rechtschaffener Mann seyn, heißt gerecht, billig seyn. Republik, und Reich der Gerechtigkeit „sind einerlei. Wollt ihr an diesen Begriffen ändern, so seyd „ihr einfältiger als die Esel in der Fabel. Meint ihr denn, daß „frei werden, den Herrn verändern heiße? Wenn das Reich

„der Gesetze, wenn das Wohl der Majorität des Volks, „nicht der alleinige Zweck eurer politischen Handlungen ist, „wenn ihr dem allen eure Herrschsucht an die Stelle setzt, „dann werden wir nichts gewonnen haben, und Frankreich „wird, anstatt des Kabinets von Versailles, die Häupter der „Pariser Jacobiner zu Herrn erhalten; hier findet nur der „Unterschied statt, daß der Despotism der letztern weit scheuß„licher ist. Habt nur Geduld; die Nazion, stolz und eifer„süchtig auf ihre Freiheit, wird von ihrer Ueberraschung, und „von ihrem Irrthum zurückkommen; das Verdienst wird wie„der geehrt werden, und euer Reich, ihr Septemberhelden, „ein stinkendes Ende nehmen. — Hochgebietende Herren Usur„patoren, ich weiß gar wohl, daß ihr jetzt allmächtig seyd, „und daß mein Schicksal in euren Händen ist, denen ich gar „nicht zu entwischen suchen werde, weil ich euch zeigen will, „daß solche garstige Regenten, wie ihr seyd, den wahren Re„publikaner nicht schrecken können." — Wahrlich, wenn die Mainzer solche Charaktere, die ihre Ueberzeugung mit einem heroischen Tode zu besiegeln bereit sind, nur hundert aufzuweisen haben, so sind sie die ersten unter allen Deutschen! Doch es hat damit guten Frieden. Ich weiß nicht, wie stark der damalige Jakobinerklub bevölkert war; aber wenn auch ganz Mainz darin gewesen wäre, so bewiese das immer nichts für eine allgemeine republikanische Stimmung, so lange Cüstine's Schwerdt über ihren Häuptern hing! Noch unzweideutiger haben die benachbarten Frankfurter ihre Anhänglichkeit an die alte deutsche Verfassung zu Tage gelegt. Nur zu keck war das Schreiben eines Bürgers in Frankfurt an Cüstine, vom 20sten November 1792, worin es unter andern heißt: „Wir waren schon längst freie „betriebsame Bürger, als die Franken noch unter dem Mini-

„sterial-Despotismus eines Duns, oder dem Pantoffel einer „Mätresse standen, als sie noch feile Hofschranzen, Schmeich- „ler, Gaukler oder sklavische Bettler waren. Wir haben nie „einen Ludwig den XI zum Bürgermeister, oder einen Ri- „chelieu zum Stadtschreiber gehabt. Niemand verlangt „daher eine Umbildung unserer alten Verfassung. Wir haben „das unverjährte Recht, unsern Magistrat zu schimpfen, und „unser Pöbel besitzt das unschätzbare Privilegium, alle nur er- „wünschbare Ungezogenheiten begehen zu dürfen. Kurz, mein „Herr, Sie sehen, daß wir den Franken in ihrer gegenwärti- „gen politischen Verfassung sehr nahe kommen, ohne daß un- „sre Hosen und Schuhe in so bedenklichen Umständen sind." Gewiß haben es die Frankfurter blos ihrem guten Glücke zu danken, daß ihre zweite Einnahme durch die Franzosen nicht mehr in die Epoche von Robertspierre fiel; sonst dürfte dort schwerlich ein Stein auf dem andern geblieben seyn! — Was die in Wien entdeckte und bestrafte Verschwörung anbetrifft, so bekenne ich, daß mir die nähern Umstände derselben gänzlich unbekannt sind. Auf allen Fall aber, was will eine Handvoll Verschwörer gegen die ganze östreichische Monarchie sagen? Und was könnte auch der größte Kaiser von seinem Volke mehr verlangen, als was es gegenwärtig wirklich leistet? Ruhig und ohne zu revoltiren, lassen sich Böhmen, Mähren, Oestreich, Ungarn, Gallizien ꝛc. die größten Anstrengungen gefallen, um gegen die Franzosen nun schon ins sechste Jahr Krieg zu füh- ren! Tausende fallen am Rhein und am Po, und neue Tau- sende marschieren eben dahin, mit nicht mehr Wahrscheinlichkeit ihr Vaterland wiederzusehen! — Die preußischen Regimenter kehren aus der französischen Campage zurück. Ha! hieß es da- mals, diese werden das in Frankreich eingesogene Gift, weiter

unter der Armee ausbreiten, und so allmählich den ganzen preußischen Staat jakobinisiren! Wirklich hat es auch weder dem Offizier noch dem gemeinen Soldaten an Gelegenheit gefehlt, dieses Gift hinlänglich zu kosten; Was ist aber der Erfolg gewesen? Keiner! Der Soldat beobachtet ganz wieder seine vorige Lebensweise; und wollte man etwa an manchen jungen Offizieren bemerkt zu haben glauben, daß der Thermometer seines Bluts um einige Grade gestiegen ist, so rührt das nicht von Frankreich, sondern vom Kriege her, und war im Jahre drei und sechzig nach dem Hubertsburger Frieden noch weit mehr der Fall! Wer erkennt nun wohl hierin die für so fürchterlich ausgeschrienen Cometen, die das Ende aller Monarchie und den Anfang der allgemeinen Welt-Republik weissagen sollen?

Aber man verweist mich immer wieder auf die, gegen vorige Zeiten, viel häufiger ausbrechenden kleineren Insurrektionen; auf den Geist der Unzufriedenheit, der Widerspenstigkeit, der sich durch Worte und Thaten so unverkennbar an den Tag legt, und der Polizei ihr Amt so unendlich erschwert! Ich verweise dagegen wiederum — auf eine ganz kleine Distinktion. Man unterscheide doch nur: Unzufriedenheit mit der Regierungsform an sich, oder mit dem jetzt eben am Ruder sitzenden Regenten: Und weiter noch, Unzufriedenheit mit dem Regenten, oder aber mit seinen Ministern, Räthen, mit einzelnen Magistratualen, und besonders mit einzelnen schweren Uebeln und Gebrechen, die das Loos aller alten Staaten sind, und von keinem Vernünftigen der jetzigen Regierung Schuld gegeben werden.

Ich sprach oben von sehr lehrreichen, aber aus überwiegenden Gründen nicht füglich anzustellenden Experimenten! Das folgende ist wirklich in Frankreich angestellt, und ich

fingire davon blos eine neue Anwendung. Wie, wenn auf einmal dem ganzen Deutschland angeboten würde, seine *Cahiers de doléances* aufzusetzen und zu publiziren: o niemand kann davon mehr überzeugt seyn als ich selbst, welch eine Sündfluth von Klagen und Beschwerden dann ausbrechen würde. Die Proportion der vernünftigen, durchaus gegründeten, gegen die unvernünftigen grundlosen, auf pure Unmöglichkeiten hinauslaufenden Klagen, würde beiläufig wieder einen Maaßstab der Aufklärung oder Nichtaufklärung, ja selbst der Moralität oder Immoralität des Volks geben; und ich getraue mir nicht einmal eine Muthmaßung anzustellen, wie diese Proportion ausfallen würde. Das aber glaube ich fest, daß der vernünftigen, sogar dringenden Beschwerden beinahe überall eine nicht geringe Anzahl seyn würde; ich glaube, daß auch die besten Regenten hier noch manches neue erfahren, und manches alte Uebel, das sie kannten, aber für klein hielten, nun als unerträglich erkennen würden; ich glaube endlich, daß die deutschen Cahiers mit den französischen, auch bei den determinirtesten Monarchisten, in vielen Punkten übereinstimmen würden. Die letztern z. B. verlangen die Abstellung der persönlichen Sklaverei und der Frohndienste. Würden die Deutschen dies nicht auch verlangen? Es hat mich betrübt, über dieses Capitel einen Mann von entschiedenen Verdiensten, einen ausgezeichneten Staatsminister unter Friedrich dem Einzigen, und noch mehr, einen Mann von einzelnen ächtrepublicanischen Grundsätzen, recht traurig deräsonniren zu hören. Es ist der nun verewigte Graf Herzberg, der in seiner Abhandlung vom Jahre 1789, die noch besonders einem Volkskalender einverleibt ist, die Leibeigenschaft der Bauern in Schutz nimmt, sie nicht nur für nicht drückend, sondern mehr zum Vortheil

des

des Bauern und kleinen Landmanns erklärt, und, um das Maaß des Trostes vollzumachen, hinzusetzt, daß sie sich ja nur in Preußen, Pommern, einem Theile der Mark, und Schlesien, aber nicht in den Provinzen jenseits der Elbe finde, und selbst in den erstern Provinzen nicht allgemein sey. Der Unglückliche ist eben nicht gestimmt, seinen Gegner zu persifliren; aber wie, wenn die robothbare Bauerschaft des ganzen preußischen Staats eine Bittschrift einreichte, worin sie ihre Glückseligkeit von allen Seiten herausstriche, aber erklärte, wie sie es unmöglich länger über das Herz bringen könne, sich allein glücklich zu sehen; sie trüge daher darauf an, auch ihre Mitbrüder jenseits der Elbe mit dieser, zum Vortheil des Bauern und kleinen Landmanns so sehr gereichenden, vortreflichen Anstalt der Leibeigenschaft zu erfreuen rc. Würde Graf Herzberg nun seinen Widerspruch inne geworden seyn? Würde er es gemerkt haben, daß hier der Edelmann, und nicht der Staatsmann aus ihm sprach? Stieß ihm nie in Schlözers Briefwechsel folgende treffende Definition von Joseph II. auf: Frohnen heißt, einem andern ohne sichtbaren Lohn, d. i. mit Widerwillen und schlecht arbeiten; die dabei zugebrachte Zeit ist daher für den Fröhner ganz verloren, für den Grundherrn aber nur halb gewonnen? Friedrich II. war, ich weiß es, und kann blos die hierher gehörige Beweisstelle nicht sogleich finden, kein Freund der Leibeigenschaft, und sah sie als ein drückendes Uebel eines Theils seiner Staaten an, dem er sich blos nicht abzuhelfen getraute: aber gesetzt, er hätte sich durch obige Gründe umstimmen lassen; hätte Graf Herzberg wohl den Muth gehabt, sie z. E. im Magdeburgischen einzuführen, ohne zu besorgen, er werde von den dortigen, übrigens gut preußischen Bauern, mit Spießen

und mit Stangen empfangen werden? — Doch ich **verweile** zu lange bei diesem einzelnen Punkte, und lenke nun **wiederum** ein. Auch noch so viele Doleancen also, beweisen **immer** noch keinen Sturm und Drang zu einer Verwandlung **der** Monarchie in Republik; denn — fast scheint man es in **Deutschland** schon vergessen zu haben — die französischen Cahiers **verlangen** ja, trotz aller Beschwerden, ausdrücklich und **einstimmig Monarchie, Erbmonarchie, Unverletzlichkeit des Königs**; kein Wort von Aufhebung des Adels, blos **der** Adel sollte nicht mehr für Geld feil seyn, und keine **nützliche Beschäftigung** ihn forthin entehren. Daß das alles anders **geworden** ist, gehört eben in meine Theorie der Revolutionen, nach der die Menschen blos proponiren, das höchste Wesen aber disponirt. Noch unmittelbar vor dem 10ten August waren Republikaner seltne Erscheinungen in Frankreich: wo sollten sie wohl in Deutschland so schaarenweise herkommen?

Diese ihre Seltenheit würde sich dann über allen Zweifel zu Tage legen, wenn unsrem Deutschlande die Republik freiwillig angeboten, zugleich aber auch dem Volke alle die damit verknüpften und daraus entspringenden großen Veränderungen ganz klar und deutlich vorgelegt würden. Die erste wäre denn doch unstreitig, Abschied zu nehmen auf immer und ewig von ihren bisherigen Erb- und Wahlregenten. Wiewohl es nun ungleich leichter scheint, sich von den letztern zu trennen als von den erstern, so würden sich doch auch hier schon unendliche Schwierigkeiten hervorthun. Rousseau's gesellschaftlicher Vertrag ist ein sehr schwaches Band gegen das ungleich stärkere, welches einen so ansehnlichen Theil des katholischen Deutschlands an seine Wahlbischöfe bindet; das Volk sieht in ihnen nicht blos den weltlichen Regenten, sondern den zweiten Petrus,

der die Schlüssel des Himmelreichs hat. Die Lütticher machen blos eine, nicht schwer zu begreifende Ausnahme von der Regel: aber die Würzburger und Bamberger, z. B., die ganz kürzlich noch einen so würdigen, vortreflichen Bischof zum Fürsten hatten, welche Menschen müßten das seyn, wenn sie seiner so leicht vergessen, so leicht wähnen könnten, als Republikaner weit glücklicher zu seyn, als sie es vorher waren. Bei den Protestanten herrscht nun zwar diese Idee nicht: aber doch respectirt das Volk noch immer das: „Von Gottes Gnaden!“ Das graue Ungeheuer mag dagegen sagen, was es will, seine Gründe werden immer nur eine kleine Minorität überzeugen. Die weit größere Anzahl sieht in ihrem Regenten einen Gesalbten Gottes; ist er böse, so betrachtet sie ihn als eine Geißel Gottes, unter die man sich demüthig beugen, aber ihr nicht widerstreben muß; ist er gut, so erkennt sie ihn für einen Segen Gottes, dem man nicht langes Leben genug wünschen kann. Ich bin lange nicht im Braunschweigischen gewesen: allein so wie ich den Herzog kenne, muß ich annehmen, daß bei seinem Volke sich wahrer Freiheitsgeist mit inniger Anhänglichkeit an ihn verbindet. Die Sachsen lieben ihren Churfürsten, und haben es in der That Ursach, troz des Beweises, den Rebmann geführt hat, daß er ein Mensch ist. In den letzten Jahren Friedrichs II. waren die Preußen bei weitem nicht mehr so von ihm enthusiasmirt, wie sonst; auch hatte er wirklich viel von seiner Liebenswürdigkeit verlohren. Gleichwohl, als er starb, wer zählt die Thränen, die um ihn flossen, und wohl noch jetzt zuweilen aus manchem Auge fließen! Jauchzend empfing die Nation ihren jetzigen König, und wenn geräuschloses Guteswirken jemals dem Menschen so gefallen könnte, als glänzende Thaten, so hätte sie ihm blos wegen

seiner Verbesserungen bei der Armee eine Ehrensäule setzen sollen. Der französische Krieg begann; der Monarch hatte gewiß dazu die überwiegendsten Gründe, die aber dem Publikum nicht einleuchteten, weshalb es sich auch damals laut genug gegen diesen Krieg erklärte. Gleichwohl, wo brach hierüber auch nur die kleinste Rebellion aus? Der Soldat focht, obgleich nicht fürs Vaterland, wie im siebenjährigen Kriege, obgleich nicht ganz mit den Lorbeern desselben, dennoch brav und treu; und der Bürger wartete es ruhig ab, bis die Sache ein Ende nehmen würde. Welcher Preuße könnte auch nur den Gedanken ertragen, eine deutsche Republik mit Anno 1 anzufangen, und damit das ganze preußische Haus mit alle seinem Ruhme und seiner Größe zu verleugnen! — Solche ungeheure Schwierigkeiten finden sich gleich bei dem ersten Schritte. Man kann mit den Franzosen sympathisiren, wenn man sich in ihre Lage versetzt; man kann dem Andenken der vier letzten Ludwigs leicht entsagen: aber sich von einem Friedrich II, von einem Friedrich Wilhelm II, von seinem Kronprinzen, von der Asche des Prinzen Louis, um den noch heiße Zähren fließen, loszureißen, wer vermag das! — Doch angenommen, diese Schwierigkeit sey überwunden; der Entschluß stehe fest, die Republik anzunehmen: so müßte ja diese nun erst von grundaus geschaffen werden, und dazu wäre eine ganze Reihe vorläufiger Deliberationen und Beschlüsse erforderlich. Die erste Frage wäre diese: ob die Republik föderativ, oder eins und untheilbar seyn soll? Jeder weiß, mit welcher Hitze diese Frage auch in Frankreich debattirt worden; jeder weiß, daß Amerika von der ersten, Frankreich von der letzten Art ist; die Vernunft erklärt sich sogleich für die letzte, aber die Nothwendigkeit bei einem allzuweitläuftigen Staate gebeut die erste

Art. Welche von beiden soll es nun seyn? Ich muß gestehen, daß ich mir das Schauspiel einer Deutschen Nationalversammlung zu sehen wünschte, die obige Frage verhandelte. Hier würde es dem Herrn Urian sicher nicht an Stoff zu allerlei schnakischen Erzählungen fehlen. Ich gehöre nicht zu den enthusiastischen, überspannten, sondern schlechtweg zu den guten Deutschen; vollkommen zufrieden mit dem mir gewordenen Loose, wünsche ich mir in keinem andern Lande geboren zu seyn: aber ich kann deshalb die einzelnen Mängel meines Vaterlandes nicht verkennen. Gewiß ist die Masse deutscher Gelehrsamkeit, selbst deutscher Philosophie, größer, als bei irgend einer Nation: aber wenn gerade von dem schweren Kapitel de constituenda republica die Rede ist, so vermisse ich meine Landsleute noch so sehr, daß, aus welchen Ständen ich mir auch eine deutsche Nationalversammlung zusammengesetzt denke, ich immer nichts Interessantes, nichts die übrige Nation Bezauberndes und Hinreißendes von ihr erwarten kann. Schriftstellerei, politische Luftbaumeisterei, reicht hier nicht hin; hier gilt es tiefe Kenntniß der wirklichen Welt, von der gerade tiefes Studium im einsamen Museum abführt; es gilt mündlichen, angenehmen, reizenden Vortrag, Gegenwart des Geistes, schnelle Besonnenheit, zu welchem allem Schriftstellerei ihren Mann abstumpft und verkrüppelt. Wer den Franzosen nicht hierin einen entschiedenen Vorzug vor uns Deutschen einräumen wollte, der möchte wohl überhaupt nicht gestimmt seyn, ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der sie sich in ein neues Fach zu werfen wissen; die Schnelligkeit, mit der sie eine Reihe von Ideen auffassen; das helle Licht, in welches sie auch abstracte und verwickelte Materien setzen; die Annehmlichkeit, womit sie auch einen dürren Gegen-

stand ausschmücken: alles das war unstreitig ein Haupthebel in ihrer ganzen Revolution. Sie haben dafür schwer genug gebüßt, indem jene Eigenschaften des Geistes durch die verwandten Extreme des Leichtsinns, der Uebertreibung, der Unbeständigkeit wieder aufgewogen werden; Fehler, die dem deutschen Nationalcharakter weit fremder sind: aber eben deshalb muß man um so weniger jene Vorzüge an ihnen verkennen. Nun wünschte ich wohl zu wissen, woher in Deutschland die ganze Reihe der Mirabeau, Barnave, Bailly, Clermont-Tonnere, Chapelier, Cazalis, Thouret, Gregoire, Lally-Tolendal, Mounier, Petion, Rabaut, Target, Sieyes ꝛc. herkommen soll? Und käme sie auch, würde sie ein so dociles und mobiles Auditorium haben? Würde nicht das Kleben an Vorurtheilen, das in Frankreich schon die Revolution so aufhielt, und ihr zunächst eine so verderbliche Wendung gab, in Deutschland noch tausendmal stärker seyn? Auch hätten wirklich die Deutschen ein ungleich schwereres Werk vor sich, wie die Franzosen. Diese waren wenigstens schon im Jahre 89 ein Volk, hatten einen König, beinahe eine Religion und Sprache, und viel Gleichheit in der Ausbildung, in Sitten, und in der ganzen Denk- und Handlungsweise! Wir hingegen sind nur gegen das Ausland ein Volk, unter uns selbst aber sind wir ein Haufe von Völkern; wir haben ein ostensibles Oberhaupt, können aber mit allen Arten von Regierungsformen aufwarten; wir trennen uns in zwei Religionspartheien, zwischen denen der Unterschied sich sogar in der Physiognomie zeigt; das Hoch- und Plattdeutsche kann beinahe für zwei Sprachen gelten; wir haben Provinzen, in denen ein hoher Grad von Aufklärung, andre, in denen noch die tiefste Geistesfinsterniß herrscht; wir verlachen einer des andern Sitten —

und, um es in ein Wort zusammenzufassen, Deutschland, als eine und untheilbare Republik, scheint mir (ohne eine Revolution) nicht viel leichter zu Stande zu bringen, wie die Universal-Republik des weiland Orateur du genre-humain, Anacharsis Cloots! Wäre aber auch dieser Knoten gelöst, so müßte nun erst die politische Freiheit, ich meine, der Antheil, den das Volk an der Regierung haben soll, näher bestimmt werden. Dieser Antheil steht in umgekehrtem Verhältnisse mit der Größe des Staats. Je kleiner das Volk, eine desto größere politische Freiheit kann es genießen, desto unmittelbarern Antheil kann es an allen Staatsangelegenheiten nehmen: allein wenn dies Völkchen nicht auf einer einsamen Insel, oder, wie die Bürger von St. Marino, auf dem Gipfel eines von Wolken umhüllten Berges wohnt; wenn es mit mächtigern, gleich viel, ob republikanischen oder monarchischen, Nachbarn umgeben ist, dann wird es gar bald ein Raub fremder Tyrannen werden! Deutschland in einen Haufen solcher Republiken zersplittern, wäre der sicherste Weg, es einem Despoten in die Hände zu liefern; auch dem gemeinsten Verstande muß es einleuchten, wie viel vorzüglicher das alte, noch so gothische Gebäude der deutschen Reichsverfassung ist, welche wenigstens den innern Landfrieden aufrecht zu erhalten wußte, der dann auf immer vom deutschen Boden Abschied nehmen würde. Nähme ich auf der andern Seite an, Deutschland würde in ein föderirtes System von mehreren größeren Republiken geformt, so müßte, nach Verhältniß, die politische Freiheit des Volks immer kleiner und kleiner ausfallen; und was würde am Ende übrig bleiben, als, wie in Frankreich, Wählen, nichts als Wählen! Schon ist es mehreren deutschen Schriftstellern aufgefallen, daß die Franzosen ihren Ur-

versammlungen, worin sie doch als wahre Republikaner eine Handlung der Souveränität ausüben, so saumselig beiwohnen. Mich dünkt, der Grund davon ist nicht weit zu suchen. So sehr es für ein patriotisches Herz Reiz zu haben scheint, durch seine Stimmung der Nation einen würdigen Repräsentanten, oder der Gemeine einen würdigen Municipalbeamten zu geben, so sehr verschwindet dieser Reiz bei der Unwahrscheinlichkeit, gerade seinen Mann gewählt zu sehen. Nach der neuesten Verfassung ist das Verhältniß des Individuums zur ganzen Urversammlung, im höchsten Falle, wie 1 zu 899, und im niedrigsten wie 1 zu 449. Wenn nun auch alle diese Bürger an einem Orte wohnen, und durch diese Nähe eine Menge gemeinschaftlicher Gesichtspunkte bekommen haben, so wird doch die bloße Verschiedenheit der Köpfe so viel verschiedene Subjecte zum Vorschlag bringen, daß ohne Faction keine Hofnung ist, mit seiner Wahl durchzudringen. Der wahre Patriot aber scheut alles Factioniren; kann er auf keine andre Weise zu seinem Zweck gelangen, so bleibt er lieber aus einer Versammlung weg, wo seine Stimme nicht blos verlohren wäre, sondern ihm noch obendrein Haß und Verfolgung von der siegenden Parthei zuzöge. Dieses Zurückbleiben der Bessern und Ruheliebenden giebt dann vollends die Versammlung den Schlechtern und Unruhestiftern Preis; und nur so kann man sich z. B. die Wahl des Convents im Jahre 1792 erklären, worin Menschen saßen, von denen selbst ein eifriger Jakobiner urtheilt, sie hätten verdient Schweinehirten, aber nicht Gesetzgeber zu seyn. Würde es wohl in Deutschland viel besser, ja in manchem Betracht nicht noch schlimmer seyn? Wie viele würden es gar nicht einmal fassen können, daß dieses Wählen Freiheit seyn solle! Sie hatten sich vielleicht vorgestellt, steuerfrei oder enrollirungs-

frei zu werden. Erführen sie nun, daß Republikaner Mann für Mann gebohrne Soldaten sind, und daß sie, wenn das Vaterland in Gefahr ist, ihren letzten Heller hergeben müssen, wie würden sie eine solche Freiheit, die ihnen obendrein nur Zeit raubt und nichts einbrächte, weit von sich stoßen!

Eine noch schlechtere Aufnahme hätte sich die Gleichheit bei uns zu versprechen. Deutschland ist das wahre Land der Ungleichheit. Einst arbeitete die Freimaurerei an dem größten Werke, Menschen von verschiedenen Ständen als wahre Brüder unter einander zu affiliiren: aber die Ungleichheit schlich sich auch in die Logen, und der Durchlauchtige Bruder war immer ein ganz andrer Mann, als der dienende Bruder. Nicht einmal der Adel ist unter sich gleich! Der alte Adel verachtet den neuen; der hohe den niedrigen; der Reichsadel den ständischen und alle zusammen den Bürger. Und damit niemand wähne, ich wolle hierdurch dem Adel offne Fehde ankündigen, so setze ich gleich hinzu, der Bürger macht es nicht besser! Auch unter ihm hat sich allmählich eine Caste formirt, die man die bürgerliche Noblesse nennen könnte. Wenn man diese gegen den Adel, und jetzt allerdings lauter und freier als sonst sprechen hört, so könnte man sich täuschen lassen zu glauben, hier sey wenigstens wahrer Geist der Gleichheit! Allein der Rath ist denn doch, auch außer den Amtsverhältnissen, ein höheres Wesen als der Secretär; der Banquier spielt den Lord gegen den Krämer; Selbst, so unglaublich es ist, der Universitätsprofessor schilt den Gymnasiumsprofessor einen Schulmeister; und diese ganze Caste betrachtet den gemeinen Bürger, wie der Adel die bürgerliche Noblesse. Wenn sieht man je einen eigentlichen Handwerker in den Zirkeln und an den Tafeln der feinen Bürgerwelt? Gilt es nicht eben so gut für eine Mesalliance, wenn

ein Kaufmann eine Besenbindertochter heirathet, als **wenn ein** Adlicher eine Bürgerliche nimmt? Bei dem gemeinen **Bürger** sollte man nun endlich einmal glauben, daß diese Ungleich**heits**sucht ein Ende nehmen werde: aber hier geht sie, Dank sey es unserm Zunft- und Innungswesen! ärger als je von neuem an. Zuförderst verachtet und verfolgt der Zünftige den sogenannten Pfuscher; die Zünftigen unter sich selbst vertragen sich nicht viel besser, indem immer ein Metier über das andre den Vorzug des Alterthums, oder der größern Nutzbarkeit, oder der höhern Geschicklichkeit zu vindiciren sucht; selbst die verwandtesten Professionen machen es wie die gleichnahmigen Pole des Magnets, die einander nur abstoßen; ein Schlosser erhebt sich über den Grobschmidt, ein Porcellänarbeiter über den Fayancearbeiter, dieser wieder über den Töpfer, und dieser wieder über den Ziegelstreicher. Der Bauer, zum niedrigsten Range herabgewürdigt, hat dennoch seine Nücken von Ungleichheit. Nicht nur sieht der Freibauer auf den Robothbauer hoch herab, sondern, bei gleicher Freiheit oder Dienstbarkeit erhebt sich der Bauer über den Gärtner, dieser über den Häusler, und alle über ihr Gesinde, auf welchem wirklich das Siegel der tiefsten Niedrigkeit haftet. Nun biete man doch einer solchen Nation, die in der Ungleichheit alt und grau geworden ist, die Gleichheit in französischem Sinne! Nicht etwa der Adel blos würde sie verwerfen, sondern auch der Bürgerstand; denn was dieser von der einen Seite gewänne, würde er auf der andern doppelt zu verlieren glauben. Mancher Bauer würde es freilich wohl leiden können, sich seinem Edelmann gleich gesetzt zu sehen; aber nimmermehr seinem Knechte Hans! Wie tief diese Ungleichheit eingewurzelt ist, habe ich selbst mehrmals erfahren. In einer niedrigen Hütte geboren, habe

ich mich bis zum Parterre der bürgerlichen Noblesse heraufgearbeitet, und zehn Jahre meines Lebens als Lehrer unter dem jungen Adel gelebt. Dies giebt mir für die höhern und niedern Stände Berührungspunkte, wiewohl mein Herz mich natürlich mehr gegen den Bürgerstand hinzieht. Vielmal hab ich es versucht, mit sogenannten gemeinen Bürgern auf gleichen Fuß umzugehen, allein es es ist mir nie ganz gelungen. Immer blieben sie in einer Entfernung, die es zu keiner Vertraulichkeit kommen ließ; wie brüderlich würden nun wohl erst der Citoyen Graf, und der Citoyen Bauer miteinander umgehen! Auch liegt es nun wohl am Tage, daß selbst in Frankreich die Gleichheit mehr auf dem Papiere, als im wirklichen Leben gefunden wird; und sie kann auch nie in einem Lande allgemein werden, bis die gesunde Vernunft und die Moralität eben so allgemein geworden sind!

Möchten doch bei dieser, wenn mich nicht alles trügt, nach der Wahrheit geschilderten Lage der Dinge, die Schriftsteller endlich einmal aufhören, gegen Freiheit und Gleichheit zu deklamiren. Wie überflüßig ihre Arbeit ist, glaube ich hinlänglich gezeigt zu haben: aber sie richtet auch positiven Schaden an! Sie erzeugt oder vermehrt das schon erzeugte Mistrauen der Regenten gegen ihre Völker! Vormals war es wenigstens im Preußischen Sitte, einen jeden frei reden zu lassen, ohne aus den kühnsten Aeußerungen revolutionäre Gesinnungen zu schließen. Das Urtheil Friedrichs II ist bekannt, als ein gewisser Magistrat jemanden bei ihm verklagte, daß er Gott, den König und ihn (den Magistrat) gelästert! Der unsterbliche Monarch wußte zu gut, daß Reden und Urtheilen dem Menschen eben so natürliches Bedürfniß ist, als Essen und Trinken; daß niemand klüger reden und urtheilen kann,

als es das Maaß seiner Weisheit oder Thorheit, seiner Einsicht oder Unwissenheit mit sich bringt; daß es, wenn man der Sache ihren natürlichen Lauf läßt, bei diesem Reden und Urtheilen sein Bewenden hat; wenn man demselben aber gewaltsam Einhalt thun will, man gerade dadurch Thaten veranlaßt, die für die öffentliche Ruhe gefährlich sind. Nun hat allerdings die französische Revolution mehr Stoff zum Reden und Urtheilen geliefert, als je eine Begebenheit auf Erden: allein sie hat doch nicht die Situation der Deutschen zur Situation der Franzosen gemacht. Wer vorhin glücklich und mit seiner Regierung zufrieden war, weshalb sollte er es nicht noch seyn, wenn gleich ein andres Volk seine Regierung, mit der es höchst unzufrieden war, umgeschaffen hat! Wer hingegen schon über Bedrückung schrie, der würde auch ohne französische Revolution, ganz allein schreien, wie es z. B. die unterdrükten Protestanten in der Pfalz längst thaten. Wenn aber die Schriftsteller durch ihre Freiheit- und Gleichheits-Fehde gewissermaßen auf ganz Europa den Verdacht einer unbedingten Revolutionslust wälzen, und die Regenten unglücklich genug sind, ihnen zu glauben, so müssen ihnen nun natürlich auch Reden und Urtheile verdächtig seyn, und Besorgnisse von Thaten erregen. Die Bessern unter ihnen werden deshalb immer noch nicht zu Hochverraths-Anklagen und Strafen schreiten: aber die Staats-Spionerie wird im Stillen lauschen; dies Lauschen wird sehr bald bemerkt werden, und die gewöhnliche zwiefache Frucht tragen. Die Egoisten, die weder unter einem Könige, noch in einer Republik, Patrioten seyn würden, weil sie nur ihr kleines Selbst lieben, werden es machen wie der Fuchs in der Fabel:

Man muß sich in die Zeiten schicken,
Gefällig seyn, und viel sich bücken!

Unter der Maske der innigsten Anhänglichkeit an den Regenten und seine Stellvertreter, mit einer bramarbasirenden Mine gegen die Franzosen, wird es ihnen gelingen, Stellen und Bedienungen, selbst als Belohnung ihrer anerkannten patriotischen Treue, zu erschleichen; und sie werden sie dann gerade so verwalten, als seyen sie recht eigentlich dazu gedungen, Revolution anzurichten. Aechtrepublikanische Seelen hingegen, die für das allgemeine Wohl unter jeder Regierungsform Sinn haben, werden, nach Burke's menschenfreundlichem Vorschlage, ein Gegenstand ewger Wachsamkeit seyn! Sie werden entweder mit Gefahr reden, oder zum Nachtheil für das allgemeine Wohl schweigen! Das ist dann das goldne Jahrhundert für die Thorheit und das Laster, wo, sie mit Hrn. Urian zu reden, nach Herzenslust Radschlagen und rumoren kann, bis sich zuletzt der Abgrund des Verderbens unter ihren Füßen öffnet, und sie ohne Rettung verschlingt!

Schummel.

V.

An Wilhelm von N. *).

Mit innigem, mit schmerzlichem Gefühle
Las ich dein Blatt, erkannt' ich schnell dein Herz.
Nein! du verbirgst dich nicht: im lermenden Gewühle
Erkenn' ich deinen Ton, im Spotte deinen Schmerz.
Mich treulos schmähest du? Und meine bittern Zähren,
(Sie fühlten Liebe nicht, nicht meine Treue ab!)
Wem flossen sie, als dir? Soll ich den Trost entbehren,
Aufrichtig weinest du einst auf Luisens Grab?
Wie hab' ich dich geliebt! Du kennst nicht diese Liebe,
Ach nein, du kanntest nicht des Weibes zart Gefühl!
Dein ungestümer Sinn schmäht seine sanften Triebe;
Wir lieben still und fest, — bald glühend ihr, bald kühl.
Bei uns, wenn Liebe mit Verstande sich verbindet,
Und des Geliebten Glück still sinnend sich verschafft,
Wie schmäht ihr undankbar, daß unsre Liebe schwindet:
Nicht Leidenschaft — Gefühl ist ächter Liebe Kraft,
Und meiner Liebe! — Sieh, weil mein Gefühl dir Treue,
Nicht Leidenschaft sie schwur, verzeiht die Tochter dir,
Mit wundem Herzen zwar, — für dich voll Reue, —
Der Mutter Schmähung, und verbirgt sie ihr.
Luise weiß, dein Herz kann nicht so grausam sprechen,
Die Leidenschaft allein hat, Wilhelm, dich entbrannt.

*) S. Archiv der Zeit 1797. März. p. 282.

Du konntest so mein Herz, Luisens Herz, nur brechen,
Weil deine Heftigkeit der Mutter Herz verkannt.
Sie, welche dich, den Freund Luisens, zärtlich liebte,
Mit ihr am Krankenbett' für dich gezittert hat,
Sie ahndete ja nie, was deine Ruhe trübte;
Luisens Freund warst du für sie, bis jenes Blatt
Ihr deine Lieb' entdeckt, ihr Mutterherz zerfleischte. —
Vernimm, Unglücklicher! daß an des Grabes Rand'
Des Gatten letztes Wort von ihr ein Opfer heischte,
Ein grausam Opfer, ach! der Tochter Glück und Hand:
Dir, seines Feindes Sohn, beschwur er sie im Sterben,
Luisens Herz und Hand auf ewig zu entziehn.
Du hattest schon das Herz; er konnt' es nicht vererben,
Doch meine Hand? — O Wilhelm! laß mich fliehn
Aus einer öden Welt, wo Liebe sich und Pflichten
Stets grausam kreuzen, — laß mich in die Mauern fliehn,
Wo Einsamkeit und Zeit des Herzens Schlag vernichten,
Gefühllos Stunden uns das Glück vorüberziehn!
Vertrocknet nicht mein Herz ganz in der engen Zelle,
Stirbt zärtliches Gefühl am Krucifix nicht hin:
Dir Wilhelm ewig treu, setzt liebend an die Stelle
Des Heil'gen dich das Herz der armen Schwärmerin;
Es wird sich im Gefühl der Sehnsucht dann verliehren,
Erinnerung beut ihm den schmerzlichen Genuß,
Die todte Hofnung soll es nicht mehr irre führen;
Sie lebe für dich auf, und tilg' im ersten Kuß
Der Neugeliebten schnell mein Bild in deinem Herzen:
Ein leiser Seufzer sey Luisen nur geweiht!

Br*** n.

Luise G. v. H***.

VI.

Auf eine Ehescheidung.

Ist Zwietracht denn wohl gar der Ehen Element?
Die Gatten zankten stets, weil sie beisammen waren,
Ein Wunsch vereinigt sie zuerst seit vielen Jahren,
Und, da sie einig sind, sind sie sogleich getrennt.

R. F.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01233 2154



